L. eleg. g.
16
t (4,5

L. eleg. g. Aurland
16± (IV, 5
4

=Gesch 1415

Das belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

Zwanzigster und einundzwanzigster Band.

Enthält:

Die Familie H.

Jeder Band kostet **6** Kreuzer oder **2** Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.

1843.

B... STAATS-
BIBLIOTHEK

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Familie H.

Skizze aus dem Alltagsleben

von

Friederike Bremer.

Aus dem Schwedischen übersetzt

von

G. Fink.

Stuttgart.
Verlag der **Franckh**'schen Buchhandlung.
1843.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die Familie H.

Ankunft. — Thee. — Portraits.

Gegen Ende des Februars 1829 befand ich mich eines Abends am Schanzzollhaus, auf den gezwungenen Besuch des Visitators wartend, um nach Beseitigung desselben in Schwedens Hauptstadt einzuziehen; bei einem entsetzlichen Schneegestöber saß ich in einem kleinen, offenen Schlitten erfroren, müde und schläfrig da und erfreute mich somit, wie deine mitleidsvolle Seele, meine holde junge Leserin, mich finden wird, just in keiner beneidenswerthen Lage.

Mein armer Klepper, der den Kopf hatte, hustete und schnaufte. Der Bursche, der mich führte, drückte sich die gekreuzten Arme dicht auf den Leib, um sich zu erwärmen. Der Sturm heulte und der Schnee wirbelte um uns her. Ich schlummerte und wartete, was ich oft gethan und jederzeit bei Unwettern, sowohl in als außer dem Hause, als das Zweckmäßigste erprobt habe, wenn man nicht so glücklich ist, ihnen entgehen zu können. Endlich ließen sich langsame Tritte auf dem knarrenden Schnee vernehmen. Der Visitator nahte mit

seiner Laterne in der Hand. Er hatte eine rothe Nase und sah unglücklich aus. Ich hielt einen Bankzettel in meiner Hand und wollte ihn in die seinige drücken, um mir damit Ruhe und ungestörte Durchfahrt zu erkaufen. Er zog seine Hand zurück: „Das ist nicht nöthig," sagte er trocken aber höflich. „Ich werde Ihnen nicht viel Beschwerlichkeiten machen," fuhr er fort, indem er meinen Mantelsack hervorzog und in meinen Paketen und Schachteln herumzustöbern begann. Ich sah mich nicht ohne Aerger genöthigt auszusteigen. Verdrüßlich und mit heimlicher Schadenfreude steckte ich meinen Bankzettel wieder in den Ridikül und dachte: „Nun, nun für seine Mühe bekommt er einmal nichts."

Inzwischen knüpfte mein geselliger Kutscher ein Gespräch mit ihm an. „Das ist ein abscheuliches Wetter heute Abend, lieber Herr."—„Ja."—„Ich meine, Er könnte es angenehmer haben, wenn er drinnen in der warmen Stube säße und ein Schlückchen tränke, als daß Er sich jetzt die Finger erfriert, um uns hier aufzuhalten, was Ihm doch Niemand dankt. — Keine Antwort. — „Ich gäbe Etwas, wenn ich jetzt bei meiner Alten am Herde sitzen und meine Sonntagsgrütze essen könnte. Das würde schmecken, Herr." — „Ja, ja." — „Ist Er verheirathet?" — „Ja." — „Hat Er Kinder?" — „Ja." — „Nun, wie viele denn?" — „Vier." Und ein tiefer Seufzer begleitete diese Antwort. „Vier!" nun da hat Er Mäuler genug zu füllen. Aha, jetzt glaubt Er vielleicht, einige Kontrebande zu erwischen — Käse, lieber Herr, Käse, Er sieht ja, Er mag die Finger darnach lecken — ich wette, daß Er mehr Lust hat, in diesen Käs hineinzubeißen, als in den Mond. Nun sieht Er denn nicht, daß dieß blos ein Butterfäßchen ist? Muß er nothwendig die Finger in die Salzbrühe stoßen?"

Nachdem der Visitator sich überzeugt hatte, daß blos eine gewaltige Menge Käse, Semmeln und Pfefferkuchen den vornehmsten Bestandtheil der Ladung unseres Schlittens bildeten, setzte er Alles wieder aufs Genaueste in

Ordnung, gab mir die Hand, um mir in den Schlitten zu helfen und hüllte sorgfältig die Pelsdecken um mich. Mein Aerger war inzwischen ganz verschwunden. „Es ist," dachte ich, „des armen Visitators Pflicht und Schuldigkeit, den Reisenden eine Pest und Plage zu sein und dieser ist es auf die höflichste Art von der Welt gewesen." Während er nun fort fuhr, gewissenhaft und ordentlich Alles wieder an seinen vorigen Platz zu stellen, stiegen in meiner Seele allerhand Vorstellungen auf, die mich noch milder stimmten. Die erfrorne, rothe Nase, das niedergeschlagene Aussehen, die steifen Finger, die vier Kinder, das Schneegestöber, der düstere unheimliche Abend, Alles dieß bewegte sich vor mir, wie die Schatten in einer Camera obscura und machte mich ganz weich ums Herz. Ich griff wieder nach dem Bankzettel; ich dachte an eine Semmel und einen Käse für die vier Kinder, aber während ich so griff, während ich so dachte, öffnete der Visitator den Schlagbaum, nahm höflich den Hut ab und ich fuhr hastig durch das Thor, wollte zwar halt rufen, that es aber nicht. Mit beklommenem Herzen und einem Gefühl des Unbehagens, gleich als hätte ich etwas Kostbares auf dem Wege verloren, fuhr ich durch die Stadt und sah in den weißen Schneewirbeln vor mir, wie in einem Transparent die erfrorne, rothe Nase und das kummervolle Gesicht, auf dem ich so leicht, wenigstens auf einen Augenblick, einen fröhlichen Ausdruck hätte hervorrufen können.

Wie manche Gelegenheit, in größerem oder geringerem Maße Gutes zu thun, geht nicht durch Unentschlossenheit verloren! Während wir uns fragen: soll ich oder soll ich nicht? entflieht der Augenblick, die Freudenblume, die wir hätten verschenken können, ist verwelkt und kann nicht mehr von einer reuevollen Thräne wieder belebt werden.

So dachte ich niedergeschlagen, während mein Schlitten langsam im tiefen Schnee die Straßen weiter fuhr, wobei er oft in eine Rinne hinabsank und nur

mit Mühe wieder heraufgezogen wurde. Der Sturm blies die Laternen aus und die Straße war beinahe blos von dem strahlenden Lichte der Läden erhellt. Hier sah ich einen Herrn, der beinahe seinen Mantel verlor und als er ihn fester um sich hüllte, blies ihm der Wind den Hut ab; dort eine Dame, die mit der einen Hand die Hutkrempe, mit der andern ihren Mantel festhaltend, blindlings aber muthvoll auf eine Obstbude zuging, deren spitznäsige Vorsteherin sie mit scharfer Stimme ersucht, sich besser vorzusehen.

Hier heulte ein Hund, dort fluchte ein Kerl, der mit seinem Karren auf den eines andern gefahren war; fröhlich pfeifend ging ein kleiner Junge unter dem Schneegestöber und Unwesen dahin, das seinen ruhigen Kindersinn nicht störte. Oftmals eilte auch ein bedeckter Schlitten mit funkelnden Laternen kometengleich seine strahlende Bahn dahin und Menschen und Vieh gingen ihm aus dem Weg. Dieß war Alles, was ich diesen Abend von der großen, prachtvollen Hauptstadt sah und hörte. Um mich aufzumuntern, begann ich an die liebenswürdige Familie zu denken, in deren Schooß ich mich bald befinden sollte und die fröhliche Veranlassung, die mich hieher geführt und an andere heitere, liebliche und die Seelen erwärmende Dinge, die ich in meiner Erinnerung zusammenbringen konnte. Endlich hielt mein Schlitten an. Mein Kutscher rief: „Jetzt sind wir da!“ und ich sagte entzückt: „Jetzt bin ich hier.“ Bald hörte ich viele Stimmen um mich her, die in verschiedenen aber freudevollen Tönen riefen: „Guten Tag! guten Tag! guten Abend! Willkommen! Willkommen!“ Ich, meine Semmeln, meine Käse und Pfefferkuchen, wir waren alle herzlich willkommen und wurden in einem angenehmen, warmen Zimmer untergebracht. Eine halbe Stunde darauf saß ich in einem schönen, wohlbeleuchteten Gesellschaftszimmer, wo der Oberst H. und seine Familie versammelt waren. Die Theezeit war herangekommen und aus dem siedenden Kessel stieg eine

wirbelnde Rauchwolke, die über den schimmernden Tassen schwebte; die mit Kuchen, Zwiebäcken und Hippen gefüllten Körbe bedeckten den geräumigen Theetisch. Als Telemach aus dem Tartarus in die elisäischen Gefilde kam, konnte er keine größere Befriedigung empfunden haben, als ich, nachdem ich aus meinem Schneegestöber in den freundlichen Hafen des Theetisches eingelaufen war. Die heitern anmuthsvollen Wesen, die sich um mich her bewegten; das gemüthliche Zimmer; die Lichter, die in gewissen Augenblicken nicht wenig dazu beitragen, die Seele licht zu machen; das angenehme, erwärmende Getränke, das ich genoß — Alles war vortrefflich, belebend, aufmunternd, Alles war . . . . Ach, glaubst du wohl, mein Leser, daß die erfrorne Nase dort am Zollhaus sich mitten in meinem Entzücken an den Rand meiner Tasse stellte und mir meinen Nektar verbitterte. Ja, ja, das that sie und ich glaube, ich wäre weniger erschrocken, wenn ich meine eigene doppelt gesehen hätte. Um mich vollkommen zu beruhigen, sagte ich zu mir: „Morgen werde ich das Versäumte nachholen, morgen!" Und zufrieden mit meinem Vorsatz auf morgen setzte ich mich jetzt nach meiner Gewohnheit stille in eine Ecke des Zimmers, indem ich an meinem Strumpf strickte, dann und wann aus einer Theetasse schlürfte, die auf einem kleinen Tischchen neben mir stand und unbemerkt, aber aufmerksam das Familiengemälde vor mir betrachtete. Oberst H. saß in einer Ecke des Sophas und legte Patience; blocade de Copenhague glaube ich. Er war groß und kräftig gebaut, aber mager und hatte ein kränkliches Aussehen. Seine Gesichtszüge waren edel und aus seinen tiefen, eingesunkenen Augen drang ein durchdringender, aber ruhiger Blick hervor, in welchem sich meistens eine beinahe göttliche Güte aussprach, besonders, wenn er ihn auf seine Kinder heftete. Er sprach selten, hielt namentlich niemals Reden, aber seine langsamen und mit einer gewissen ruhigen Kraft hervorgebrachten Worte hatten meistens die

Wirksamkeit eines Orakelspruches. Ernst und Milde herrschte in seinem ganzen Wesen. Er hielt sich beinahe auffallend gerade und ich habe immer geglaubt, dieß komme weniger von seinen militärischen Gewohnheiten her, als von der unbeugsamen Redlichkeit, Festigkeit und Aufrichtigkeit, welche die Grundzüge seines Charakters bildeten und sich auch im Aeußern abspiegelten.

Er mischte sich nicht in die Unterhaltung, die diesen Abend mit vieler Lebhaftigkeit von seinen Kindern geführt wurde: aber einige Male ließ er eine trockene, witzige Bemerkung fallen, mit einem Gesichte, das zugleich so schalkhaft komisch war und so viel schonende Güte für den Gegenstand derselben ausdrückte, daß dieser zugleich verlegen und vergnügt darüber war.

Seine Frau (Ihro Gnaden, wie ich sie nach alter Gewohnheit nennen muß), Ihro Gnaden saß in der andern Sophaecke und strickte Filet, jedoch ohne besondere Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit. Sie schien selbst in ihrer Jugend nicht schön gewesen zu sein, hatte aber, besonders wenn sie sprach, etwas Gutes, Lebhaftes und Interessantes, was ihren Anblick zu einem erquicklichen machte. Etwas Zärtliches, etwas Unruhiges lag in ihrem Wesen, besonders in ihren Augen. Man las darin, daß sie unaufhörlich dieses lange, endlose Promemoria von Gedanken und Sorgen in ihrem Herzen trug, das für eine Gattin, Mutter und Hausfrau mit Mann und Kindern beginnt, alle Angelegenheiten des Hauses und der Haushaltung bis auf die kleinsten Zweige durchlauft und nicht einmal bei dem Staubatome ein Ende hat, das fortgeblasen werden muß und doch immer wieder fällt.

Ihro Gnaden zärtliche und unruhige Blicke ruhten an diesem Abend oft mit einem Ausdruck von Freude und Schmerz auf Emilie, der ältesten Tochter. Ein freundliches Lächeln schwebte über den Lippen und Thränen blinkten in ihren Augenliedern; aber im

Lächeln, wie in den Thränen strahlte warme, innige Mutterliebe.

Emilie schien die Blicke der Mutter nicht zu bemerken, denn sie servirte vollkommen ruhig mit ihren schönen weißen Händen den Thee, während sie durch eine angenommene, würdevolle Miene den Possen ihres Bruders Karl ein Ende zu machen suchte, der unter den Theegeräthschaften all die Verwirrung anrichtete, die sich, wie er versicherte, im Herzen der lieben Schwester vorfand. Sie war von mittlerer Statur, gedrungen, aber schön gewachsen. Blond, weiß, aber ohne regelmäßige Schönheit in den Zügen war ihr anmuthsvolles Gesicht besonders einnehmend durch den Ausdruck von Reinheit, Güte und Aufrichtigkeit, der über demselben ruhte. Sie schien ihres Vaters ruhigen Charakter, jedoch mit einer größeren Beigabe von Heiterkeit geerbt zu haben, denn trotz ihrer angenommenen Würde lachte sie oft und so herzlich, daß alle andern sich verführen ließen, ihr Gesellschaft zu leisten.

Es läßt sehr wenigen Leuten schön, wenn sie lachen, man sieht sogar Manchen, der bei dieser Freudenäußerung das Tuch vor das Gesicht hält, um das Unbehagliche zu verbergen, das durch die zusammengedrückten Augen, die Bewegungen des erweiterten Mundes u. s. w. entstehen könnte. Emilie würde diese Vorsichtsmaßregel verschmäht haben, selbst wenn sie ihrer bedurft hätte; — sie war auch in den kleinsten Dingen zu einfach und aufrichtig, um sich zu einem Manöver der Gefallsucht herabzulassen. Im Uebrigen hatte sie in diesem Fall durchaus keine Veranlassung dazu, denn ihr Lachen war ungemein anmuthig, sowohl wegen seiner Naivetät und Herzlichkeit, als auch, weil es die schönsten weißen Zähne sehen ließ, die je einen hübschen, frischen Mund geschmückt haben; aber daran dachte sie nicht.

Wäre ich ein Mann gewesen, so würde ich beim ersten Anblick Emiliens gedacht haben: „Diese muß die Meinige werden!“ (NB. Wenn sie will.)

Und doch war Emilie nicht in Allem so, wie sie schien, oder vielmehr sie besaß einen guten Theil jener Inconsequenzen, die selbst mit der edelsten Menschennatur verbunden sind, wie etwa die Knoten in einem sonst feinen und sorgfältig ausgearbeiteten Gewebe.

Uebrigens stand Emilie nicht mehr in der ersten Jugend und du, meine junge, sechszehnjährige Leserin, wirst sie vielleicht sehr, sehr alt finden. „Wie alt war sie denn?“ fragst du vielleicht. „Sie hatte so eben ihr sechsundzwanzigstes Jahr zurückgelegt.“ „Uh, das ist entsetzlich! Dann war sie ja schon eine alte Jungfer.“ Nicht so entsetzlich, nicht so alt, mein Rosenknöspchen. Sie war blos eine Rose in ihrer vollen Blüthe und so dachte auch Herr .... doch davon später.

Ich beklage den Maler, dem der schwere Auftrag zu Theil wird, Juliens Portrait zu verfertigen; denn sie ist ein **perpetuum mobile** in mehr als einer Beziehung. Bald spielt sie ihrem Bruder, der nie eine derartige Schuld unbezahlt läßt, Schelmenstreiche; bald beschäftigt sie sich auf die eine oder die andere Art mit den Schwestern. Manchmal putzt sie die Lichter und löscht sie aus, um nur das Vergnügen zu haben, sie wieder anzuzünden, bringt die Bänder an der Haube ihrer Mutter in Ordnung oder Unordnung, und schleicht sich häufig hinter den Obersten, legt ihren Arm um seinen Hals und küßt ihn auf die Stirne. Sein gewöhnlicher Ruf: „Laß mich in Ruhe, Mädchen!“ schreckt sie durchaus nicht ab, bald wieder zu kommen.

Ein liebliches Köpfchen, um welches reiche Flechten blonden Haares eine Krone bilden, blaue lebhafte Augen, dunkle Wimpern und Augenbraunen, eine wohlgebildete Nase mit einer kleinen, vornehmen Bucht, ein etwas großer aber schöner Mund, ein kleiner, feiner Wuchs, kleine Händchen und kleine Füßchen, die lieber tanzen als gehen möchten — da habt ihr Julie mit ihren achtzehn Jahren.

Bruder Karl — ach, bitte um Entschuldigung, Kor=

net Karl — war drei Ellen lang, wohl gewachsen, ungezwungen in seinen Bewegungen — Dank sei es der Natur, der Gymnastik und seiner Schwester Julie. Er hat manche eigene, bergfeste Ideen und namentlich drei Lieblingsideen. Erstens, daß das schwedische Volk das allererste und vorzüglichste Volk Europas sei. Dieß bestreitet ihm Niemand in der Familie. Zweitens, daß er sich niemals verlieben könne, denn er sei zwanzig Jahre alt geworden, ohne ein einziges Mal sein Herz schlagen zu fühlen, während viele seiner glücklicheren Kameraden aus lauter Liebe verrückt geworden seien. „Das kommt schon!“ sagt der Oberst. Julie sagt, er werde sich noch bis über die Ohren verlieben. Emilie seufzt und bittet Gott ihn davor zu bewahren. Drittens glaubt der Kornet, er sei so häßlich, daß er sogar Pferde scheu machen könne. Julie meint, diese Eigenschaft könne ihm bei einem Angriff auf feindliche Kavallerie sehr zu Statten kommen, aber sowohl sie, als ihre Schwestern und noch viele andere sehen in dem offenen, redlichen, männlichen Ausdruck auf dem Gesichte des Bruders einen vollkommenen Ersatz für die mangelnde Schönheit der Züge. Sie wiederholt ihm oft zu seiner geheimen kleinen Freude, wie entsetzlich häßlich und unerträglich sie Herrn P. mit dem schönen Apollokopf ohne Ausdruck und Leben finde. Kornet Karl liebt seine Schwestern zärtlich und erweist ihnen alle Dienste, die in seiner Gewalt stehen, namentlich übt er sie auch in der Geduld.

Neben ihrem Vater saß die jüngste Tochter, die siebenzehnjährige Helena. Beim ersten Blick auf sie war man geneigt, sie zu beklagen, beim zweiten ihr Glück zu wünschen. Sie war häßlich und bucklig, aber aus ihren ungewöhnlich klaren Augen strahlte Verstand und Heiterkeit. Sie schien jene Festigkeit und Ruhe des Charakters, jene Klarheit, Beständigkeit und Munterkeit des Gemüthes zu besitzen, die eine zuverläßigere Bürgschaft für des Lebens Ruhe und Glück gewähren,

als alle entzückende äußere Reize, welche die Welt feiert und liebt. Sie arbeitete mit Eifer an einem weißen Seidenkleid und sah von ihrer Arbeit blos auf, um freundlich und bedeutungsvoll Emilien zuzuwinken, oder um zu ihrem Vater einen Blick ehrfurchtsvoller, beinahe anbetender Zärtlichkeit zu erheben.

Man hätte fast glauben können, der Oberst habe unter allen seinen Kindern dieses von der Natur äußerlich verwahrloste am Meisten geliebt, denn oft, wenn Helena ihren Kopf an des Vaters Schultern lehnte und den liebenden Blick zu ihm erhob, beugte er sich herab und küßte sie mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit, der keine Beschreibung zuläßt. Auf der andern Seite des Obersten saß noch eine junge Dame — seines Bruders Tochter. Man hätte sie für eine antike Figur halten können, so schön, so marmorweiß, so unbeweglich war sie. Schönere dunkle Augen als die ihrigen konnte man nicht sehen. Aber ach, sie verdiente gewiß nicht beneidet zu werden. Diese schönen Augen sollten nie mehr das Licht der Erde schauen. Sie hatte seit vier Jahren den schwarzen Staar. Was in der Tiefe ihrer Seele herrschte, ob Sturm oder Ruhe, war schwer zu sehen — die Spiegel derselben waren verdunkelt, etwas Starres, Kaltes, beinahe Halbtodtes lag in dem Aeußern und wies alle fragenden Blicke zurück. Es kam mir vor, als hätte sie in einem Gefuhle stolzer Verzweiflung in dem Augenblick, da der Spruch des Schicksals ihr verkündete: du sollst das Licht nicht mehr schauen! mit einem theuren Eid zu sich gesagt: „Niemand soll meinen Schmerz sehen.“

Noch eine kleine Gruppe muß in meinem Gemälde zum Vorschein kommen — nämlich die im Hintergrunde des Zimmers, ausgeführt von Magister Rup, der sich durch seine Gutmüthigkeit, Belesenheit, Schweigsamkeit, Kurzsichtigkeit, seine aufgestülpte Nase und Zerstreutheit auszeichnet, und seinen Schülern, dem kleinen Axel und dem kleinen Claes, den jüngsten Söhnen des Obersten,

bemerkenswerth durch ihre absonderliche Wohlbeleibtheit und Festigkeit, wodurch sie sich in der Familie den Beinamen: „die Dicken.“ erworben haben.

Der Magister schwebte nach drei aufeinander gefolgten Feuersbrünsten in seinem Toupet noch unverzagt mit der Nase über dem Buche, in möglichst naher Nachbarschaft mit dem Lichte. Die Dicken aßen Zwiebäcke und trieben allerhand Possen, in Erwartung einer vierten Illumination auf dem Kopfe des Magisters, deren Herannahen sie einander häufig mit freundlichen Püffen und wiederholtem Geflüster: „Sieh, jetzt, wart einmal! Jetzt kommts!“ zu erkennen gaben.

Jetzt möchte ich für mein Leben gern wissen, ob nicht irgend einer meiner liebenswürdigen jungen Leser, entweder aus großer Artigkeit oder aus einiger Neugierde auch eine nähere Beschreibung der Person zu bekommen wünschte, die in einer Ecke des Gesellschaftszimmers sitzt, schweigsam an ihrem Strumpfe strickt, dann und wann aus einer Tasse Thee nippt und ihre Bemerkungen über die Gesellschaft macht.

Um keinen Wunsch des Lesers, den ich zu ahnen vermocht, unerfüllt zu lassen, will ich auch von ihr eine Skizze entwerfen. Sie gehört zu der Klasse von Personen, über deren Existenz eine einfältige Mitschwester sich so ausließ: „Bald soll man sein, als wäre man überall, bald aber soll man sein, als wäre man gar nicht da.“ Dieses absonderliche Dasein kommt im Allgemeinen der Person zu, die, ohne zur Familie zu gehören, in dieselbe als Gesellschafterin, als Helferin und Ratherin in Leid und Freud aufgenommen ist. Ich will mit wenigen Worten eine solche Person im Allgemeinen schildern, und um sie in unserem titelsüchtigen Gesellschaftsleben nicht leer ausgehen zu lassen, will ich ihr den Titel Hausräthin verleihen. Ihr Wirkungskreis ist ausgedehnt und folgendermaßen beschaffen. Sie darf ihre Gedanken, ihre Hände, ihre Nase, in Allem mit und sogar obenan haben — aber man darf es nicht merken.

Ist der Herr im Hause bei übler Laune, so wird sie vorgeschoben, entweder in der Eigenschaft eines Blitzableiters, oder als ein Blasebalg, dessen Obliegenheit ist, das Unwetter fortzublasen. Hat die Frau Nervenzufälle, so ist ihre Gegenwart ebenso vonnöthen, wie die der eau de Cologne-Flasche. Sind die Töchter verdrießlich, so ist sie da, um Theil daran zu nehmen; haben sie kleine Wünsche, Plane, Projecte, so ist sie das Sprachrohr, durch welches sie vor Etwas tauben Ohren reden. Schreien die Kinder, so schickt man sie zu ihr, um geschweigt zu werden; wollen sie nicht schlafen, so muß sie ihnen Mährchen erzählen. Ist Jemand krank, so wacht sie. Sie besorgt Kommissionen für die ganze Familie, und muß bei jeder Gelegenheit Allen mit gutem Rathe zu Handen sein. In der Küche läßt sie ihre wachsamen Blicke umherlaufen und im Salon servirt sie den Kaffee. Kommt vornehmer Besuch, wird das Haus auf den Paradefuß gestellt, so — verschwindet sie. Man weiß nicht, wo sie ist, so wenig, als man weiß, wohin der Rauch, der aus dem Schornsteine aufsteigt, seinen Weg nimmt. Aber die Wirkungen ihrer unsichtbaren Nähe dürfen nicht aufhören, sich kundzugeben. Man stellt auf den geschmückten Mittagstisch nicht die Pfanne, worin die Crême gekocht worden ist, diese muß auf dem Herde stehen bleiben, und auf gleiche Weise ist es das Loos der Hausräthin, das Nützliche und Angenehme zu bereiten, aber der Ehre zu entsagen. Kann sie das mit stoischer Beharrlichkeit und Resignation, so ist ihre Existenz oft eben so interessant für sie selbst, als wichtig für den Familienkreis. Es ist wahr — demüthig und still muß sie sein, muß sachte durch die Thüren gehen, weniger Lärm machen, als eine Fliege, und sich ja nicht, wie diese, den Leuten auf die Nase setzen; sie muß so selten gähnen, als ihr menschlicher Organismus es zuläßt; dagegen darf sie Augen und Ohren ganz frei, wiewohl mit Vorsicht brauchen, und hat herrliche Gelegenheit, Nutzen daraus zu ziehen. Im Gegensatz zu dem, was

in der physischen Welt gefordert wird, taugt in der moralischen kein Platz so gut zu einem Observatorium, als der niedrige, von allen Blicken am wenigsten bemerkte; und folglich besitzt die Hausräthin in der Familie einen der vortheilhaftesten, um ihr forschendes Fernglas auf die Hemisphäre derselben zu richten. Jede Bewegung, jeder Fleck im Planeten des Herzens wird ihr allmählig sichtbar; dem geringsten herumkreisenden Kometen folgt sie auf seiner Bahn; — die Verfinsterungen sieht sie kommen und verschwinden, und indem sie die Phänomene betrachtet — die wachsenden Gefühle und Gedanken in der Menschenseele — die zahlloser sind, als die Sterne des Himmels, lernt sie Tag für Tag einen Punkt mehr von dieser großen, bewunderswürdigen Hieroglyphe der Schöpfung deuten und auslegen. Man sieht daher, daß sie sich allmählig einen guten Theil des köstlichen, jeder Zeit anwendbaren Goldes, genannt Menschenkenntniß, erwerben muß, und es lächelt ihr die Hoffnung entgegen, daß sie in einer Zukunft, wo eine Brille ihre Nase und Silberhaare den bejahrten Scheitel schmücken werden, wie ein Orakel zu der lauschenden Jugend sprechen wird von dem, was sie weiß, und diese noch nicht ahnt.

So viel von der Hausräthin im Allgemeinen; jetzt noch einige wenige Worte von derjenigen, die in der Familie des Obersten einigermaßen diese Rolle ausfüllt — ich sage einigermaßen, denn sie wird, Gott sei Dank, mehr wie eine Freundin behandelt, steht somit nicht auf dem Posten des Souffleurs und eben so wenig hinter den Coulissen, sondern tritt häufig auf die Bühne hervor und spricht ihre Rede frei und sicher, so gut wie die übrigen Acteurs.

Das erste Wort, das ihre kindlichen Lippen nach einjährigem Aufenthalt auf dieser gemeinen Erde sammelte, war „Mond.“ Acht Jahre später schrieb sie ihre ersten Verse an den Mond, und der Morgen eines Le-

bens, das sich später so trocken und prosaisch entwickelte, war ein lieblicher, poetischer Mondscheinstraum. Manches Sonett, manche Ode widmete ihre Feder allen den reizenden Gegenständen der Natur, während der reichen Jugendtage, wo das Herz so hoch klopft, wo die Gefühle gleich der Frühlingsfluth schwellen und der Thränen reiche Quellen einem so wonnigen Schmerze entströmen; aber in Allem, was sie sang, schrieb oder träumte, war immer Etwas vom Mondscheine.

Die Eltern schüttelten ihre weißen Häupter. „Mädchen, wenn du Verse machst, wirst du nie eine Suppe kochen lernen und jedesmal die Sauce anbrennen lassen. Du mußt darauf denken, daß du dich mit der Zeit selbst ernähren lernst, mußt deinen Faden spinnen und dein Brod backen lernen. Vom Mondschein wird man nicht satt.“ Aber das Mädchen schrieb ihre Verse, kochte die Suppen und verbrannte die Sauce nicht, ließ das Spinnrad surren, buk ihr Brod, aber vergaß den Freund ihrer Kindheit, den sanften Mond nicht. Später, als sein freundliches Licht auf das Grab der Eltern schien, schrieb sie keine Verse zu seiner Ehre, sondern sah mit bittendem Blick zu dem milden Himmelsangesicht, wie zu einem Tröster empor, dessen Licht die Vater- und Mutterlose auf ihrem einsamen Wege anfeuern und schützen werde. Aber ach, die Vater- und Mutterlose wäre beinahe in dem lieblichen Mondschein Hungers gestorben, wenn nicht ein anderes Licht und andere Strahlen sie gerettet hätten. Diese kamen vom Herde einer gräflichen Küche. Die Bereitung eines Weingelées glückte ihr und machte ihr Glück.

Man hatte an ihr das Talent entdeckt, ausgesuchtes Weingelée zu machen, bemerkte aber allmählig auch, daß sie noch andere, eben so unschätzbare Fähigkeiten besaß. Ein Fräulein mit aufgesprungenen Lippen befand sich vortrefflich bei ihrer Mundpommade; ein alter Herr fand zu seinem großen Troste in ihr eine unermüdliche Zuhörerin der Erzählungen von seinen neun und vierzig

Gebrechen. Eine zärtliche Mutter von vier kleinen, wunderbar aufgeweckten Kindern erfuhr mit tiefer Rührung von den Rosenlippen der Kleinen ihre ungewöhnliche Fertigkeit, Schwester und Bester, Freud und Leid, Kleine und Scheine u. s. w. zusammen zu reimen. Eine gähnende, gnädige Frau war mit einem Male ganz wach, als dieselbe talentvolle Person ihr aus den Karten wahrsagte, sie werde bald ein Geschenk erhalten; neun Personen rühmten sich in kurzer Zeit ihrer vortrefflichen Mittel zur Vertreibung von Zahnweh, Brustweh und Schnupfen, und bei einer Hochzeit oder einem Begräbnisse gewahrte man in ihr eine wunderbare Fähigkeit, Alles anzuordnen, von Ihro Gnaden Kopfputz an, bis zu dem Teller mit Backwerk, vom Myrtenkranz in den Locken der Braut an bis zu den Butterbrödchen auf dem Branntweintische; und bei der ernsteren Feier besorgte sie sowohl die Ausschmückung des letzten Bettes der schlummernden Braut, als die Bewirthung derer, die selbst bei traurigen Gelegenheiten nie vergessen, daß man essen muß, um zu leben.

Durch fleißige Anwendung aller dieser Talente und Erwerbung noch einiger andern desselben Schlags, klomm sie allmählig Stufe um Stufe, bis zu dem Rang, der Ehre und Würde einer Hausräthin empor. Das Verseschreiben hat sie fast ganz vergessen, nur dann und wann kommen noch bei Geburts- und Namenstagen einige magere, vom Pflichtgefühl hervorgepreßte Zeilen zum Vorschein.

Nach dem Monde sieht sie selten, außer wenn sie wissen will, ob er ab- oder zunimmt, und doch werden seine Strahlen vielleicht die einzigen Freunde sein, die einmal ihr einsames Grab besuchen. Doch es ist jetzt nicht am Platze, Elegien zu schreiben. Will Jemand noch etwas mehr von der prosaischen Mondscheinfreundin erfahren? Ihr Alter? Zwischen zwanzig und vierzig Jahren. Ihr Aussehen? Wie die meisten Leute aussehen, obgleich vielleicht auch die meisten ganz böse

darüber würden, daß sie einige Aehnlichkeit mit ihnen zu haben glaubt. Ihr Name? — O ganz gehorsamste Dienerin

Christine Beate Alltäglich.

Juliens Brief. — Helena. — Die Blinde. — Emilie. — Die Bräutigame.

Ich habe schon erwähnt, daß die Veranlassung zu meiner Reise in die Hauptstadt eine freudige war, und kann über die näheren Umstände die beste Auskunft ertheilen, wenn ich meinen Leserinnen einen Brief vorlege, den ich kurz vorher in meiner ländlichen Einsamkeit von Julie H. erhalten hatte.

Meine beste Beate!

Lege deinen ewigen Strickstrumpf auf die Seite, wenn du diese Zeilen erhältst, putze dein langdochtiges Licht (die Post kommt ja doch Abends nach N.?), verschließe deine Thüre, so daß du ohne Furcht vor Störung dich ruhig und gemächlich auf deinen Sopha setzen und mit gebuhrender Aufmerksamkeit die großen, merkwürdigen Neuigkeiten lesen kannst, die ich dir zu verkünden habe. Ich sehe von hier aus, wie entsetzlich neugierig du bist — wie du die Augen aufreißest — und nun komm her, ich erzähle dir... ein Mährchen.

Es war einmal ein Mann — der war weder König, noch Prinz, hätte aber wohl verdient, es zu sein. Er hatte eine Tochter, und obgleich das Schicksal sie nicht als Prinzessin hatte geboren werden lassen, so versammelte sich doch ein Dutzend gnädige Feen um die Wiege der Kleinen, einzig und allein aus purer Achtung und Gewogenheit gegen ihren Vater. Sie schenkten ihr Schönheit, Verstand, Anmuth, Talente, ein edles Herz, gute

Laune, Geduld, mit Einem Wort, Alles, was ein Weib anmuthsvoll machen kann, und, um das Maaß glücklicher Gaben voll zu machen, trat zu guter letzt die Fee Prudentia hervor und sprach mit langgedehnten Worten also: „Um ihrer zeitlichen und ewigen Wohlfahrt willen soll sie in der Wahl eines Gatten äußerst vorsichtig, bedächtlich, ja sogar kitzlich sein!" — „Gut gesprochen! Weise gesprochen!" riefen sämmtliche Frauen Feen unter tiefen Seufzern.

Die Reichbegabte wuchs heran, wurde so liebenswürdig, wie man mit Recht erwarten konnte, und bald klopften früh und spät Liebhaber mit Seufzern und Bitten an die Thüre ihres Herzens. Aber ach, für die Meisten blieb sie beharrlich verschlossen, und wenn sie sich auch auf einen Augenblick ein klein wenig für einen öffnete, so wurde sie in der nächsten Minute wieder zugemacht und doppelt verriegelt. Glücklicherweise war das Zeitalter der Prinzessin Turandot längst vorüber, und in Schweden, wo die schöne Elimia wohnte, mußte wohl die Luft etwas kühlenderer Natur sein, als in dem Lande, wo Prinz Kalaf seufzte — denn man hörte nie, daß die verabschiedeten Liebhaber ihren Tagen ein Ende machten;* man sah sie kaum den Appetit verlieren, ja, man weiß sogar von einigen, die (sollte man es glauben?) sich ein anderes Liebchen aussuchten mit derselben Gelassenheit, wie man andere Strümpfe anzieht.

Der erste, der sich als Prätendent vom Herzen der schönen Elimia meldete, ward von ihr zu sentimental gefunden, denn er entsetzte sich über das Verbrechen, eine Mücke zu tödten, und seufzte über das Schicksal der unschuldigen Küchlein, die auf dem Mittagstische als Bra-

---

* Die Verfasserin weiß hier entweder die Fabel nicht recht, oder hat sie eine andere im Auge, als die in Deutschland durch Schiller eingeführte, der zufolge die verschmähten Liebhaber bekanntlich hingerichtet wurden.

Anm. des Uebers.

ten figurirten und überdieß das Lieblingsgerücht seiner Geliebten ausmachten. Sie fürchtete, bei einer Verbindung mit ihm über lauter weißer Gallerte und Gemüsen zu verhungern. Der Zweite scheute sich nicht, Mücken zu zertreten; er liebte die Jagd und Fischfang, wurde aber deßwegen ohne weiteren Beweis als grausam und hartherzig angesehen; — lieber, weit lieber wollte sie einen Hasen, als einen Jäger zum Manne haben. Ein Hase kam, scheuen Blickes, schlotternden Kniees und stotterte sein Seufzen, sein Wünschen und Verzweifeln hervor. „Armer Junge," war die Antwort, „geh und versteck dich, du möchtest sonst eine leichte Beute des ersten besten Raubthieres werden, das dich auf seinem Wege findet." Der Hase hüpfte fort. Nun trat der Löwenmann hervor mit stolzen Freiersworten. Da empfand die Schöne große Bangigkeit, selbst aufgefressen zu werden, und versteckte sich, bis der Mächtige vorüber war. Dieser war der Vierte. Der Fünfte, munter und fröhlich, wurde für leichtsinnig gehalten; den Sechsten hatte man im Verdacht, er neige sich dem Spiele zu; vom Siebenten glaubte man wegen einiger Finnen auf der Nase, er liebe starke Getränke. Der Achte sah aus, als ob er häufig nicht bei guter Laune wäre; der Neunte wurde für einen Egoisten gehalten; — beim Zehnten war allemal das dritte Wort: „Hol mich der Henker!" Mit ihm konnte man sich nicht wohl ins Leben wagen. Der Elfte sah zu viel auf seine Hände und Füße, und war folglich ein Narr. Der Zwölfte erschien. Er war gut, edel, männlich, schön; er schien aufrichtig zu lieben, er wußte gut zu sprechen; man war in der größten Verlegenheit, was für einen Fehler man an ihm finden solle. Er schien wahrhaft zu lieben.... aber vielleicht schien er es bloß, oder wenn er wirklich liebte, war es mehr der hinfällige, vergängliche Körper, als die unsterbliche Seele;.... Gott steh uns bei, welche schwere Sünde! Wenn es sich so verhielte.... dann;.... aber der Liebhaber schwur, es sei die Seele, nur die Seele, was er anbete, und in

einer glücklichen Stunde bestürmte er das bereits nachgiebige Herz der Schönen so gewaltig, daß ihre zitternden Lippen sich auf eine Art bewegten, von der er glaubte, sie müsse die Pforte bilden, durch welche das capitulirende Ja herauskomme. Er nahm dieß schon als ausgemacht, das Wörtchen schon als gesagt an, fiel auf die Kniee, küßte ihr Hand und Mund, und die schöne Elimia, die vor Ueberraschung und Bestürzung beinahe umsank, sah sich — sie wußte selbst nicht wie — verlobt.

Der Hochzeittag wurde von ihrem Vater und Bräutigam auf kurze Zeit nachher festgesetzt. Elimia sagte nicht Ja dazu, sagte aber auch nicht Nein, und ihr Bräutigam dachte: „Wer schweigt, willigt ein." Im Verlauf dieser Zeit rechnete die schöne Elimia beständig: „Jetzt sind es blos noch vierzehn, jetzt blos noch zwölf, barmherziger Himmel, jetzt nur noch zehn, gütiger Vater, jetzt bloß noch acht Tage!" Da bemächtigte sich ihrer Seele eine immer größere Angst und Bestürzung. Gespenstische Vorstellungen und Phantasieen, zahlreich, wie die Heuschrecken, die Aegypten überschwemmt, erfaßten ihr sonst so klares und ruhiges Gemüth, und stifteten darin Verwirrung und Finsterniß. Sie wollte jetzt ihre Verbindung mit dem edlen Almanzor aufschieben, um nicht zu sagen, aufheben, da er gewiß weit mehr Fehler habe, als man glaube, und namentlich den unaussprechlich großen, daß er sie so gut zu verbergen wisse. Vollkommenheit sei nicht das Loos der Menschennatur, und wer am fehlerfreiesten zu erscheinen wisse, sei es vielleicht in der That und Wahrheit am Wenigsten. Deßhalb glaube sie, daß ihre Charactere auf keine Weise harmoniren, überdieß sei er zu jung, sie zu alt u. s. w. Summa Summarum, sie würde auf ihre ganze Lebenszeit unglücklich werden.

Eine sehr gute Freundin von Elimia hatte die größte Lust von der Welt, der Fee Prudentia den Hals zu brechen, deren unglückseliges Geschenk diese veranlaßte, das Glück von sich zu weisen, das sie in der Verbindung mit

einem Manne erwartete, welcher in jeder Beziehung für sie geschaffen zu sein schien, und ihr aufs Zärtlichste ergeben war.

Jetzt sehe ich, wie du ungeduldig wirst, Beate, und fragst, was ist das Ende von dem Allen, und wozu soll es führen? Alles dieses, meine liebe Freundin, soll vorerst dazu dienen, als ein kleines Mittagsschnäpschen deinen Appetit zum Essen selbst zu reizen, dann aber soll es dir zeigen, welche wunderbare Zauberkraft auf Einmal der kleinen Julie zugetheilt wurde. Denn mit einigen Federstrichen verwandle ich jetzt alle oben erwähnten Personen, mache das Einst zu Jetzt, und das Mährchen zur Wahrheit.

Almanzor wird jetzt der junge liebenswürdige Algernon S., und seine Braut, die schöne Elimia, meine Schwester Emilie, die ihr gegebenes Wort mitunter so bitterlich bereut. Die Fee Prudentia dagegen muß sich noch einer größern Verwandlung unterziehen, und ist Niemand anders als Wankelmüthigkeit und Unentschlossenheit, die sich ihres Herzens so durchaus bemächtigt haben, seit es sich im Ernst darum handelt, in den heiligen Ehestand zu treten. Würde sie jetzt nicht von mehreren Seiten vorwärts geschoben, so ginge sie — wie die Krebse — rückwärts. Jetzt sitzt diese Emilie, die ich so innig liebe, und die mich so oft ungeduldig macht, mir gegenüber in der Sophaecke, ist bleich und rothäugig, denkt an ihren Hochzeittag und hat Nervenzufälle. Soll man darüber lachen oder weinen? Ich thue mitunter Beides und verführe auch Emilie dazu.

Das Einzige, was man jetzt thun kann, damit die arme Emilie nicht in düsteres Grübeln geräth, und sich so ganz ohne Grund beunruhigt und abhärmt, ist, daß man bis zu ihrem Hochzeittage mit großem Lärm und Gepolter Alles drunter und drüber gehen läßt, und sie wo möglich wirre im Kopfe macht. Ich weiß, mein Vater würde nie zugeben, daß Eines von uns sein gegebenes Versprechen nicht hielte. Emilie weiß es auch,

und ich glaube, daß gerade dieß sie mitunter so muthlos macht. Und doch liebt sie Algernon, ja sie bewundert ihn zuweilen — möchte aber gleichwohl, wenn sie dürfte, ihn nicht heirathen. Sage mir, wie soll man dieß Alles erklären? Wie reimt es sich zusammen? Wenn ihr Schicksal einmal unveränderlich bestimmt ist, so weiß ich, daß Alles gut werden wird, und das Lustige an der Sache ist, daß Emilie dieß auch glaubt. Inzwischen wird in der nächsten Woche Alles in Ordnung kommen. Am Sonntag, also übermorgen über acht Tage ist das erschreckliche Hochzeitfest. Emilie wird zu Hause getraut und bloß einige wenige Verwandte dazu eingeladen werden. Emilie wünscht es so, und man willfahrt ihr jetzt in Allem, was sie begehrt, wenn es nur nicht geradezu unvernünftig ist. Sie sagt, man thue dieß allen armen Opfern. Eine komische Idee! Du siehst, beste Beate, wie nothwendig deine Gegenwart für uns wäre. Wahrhaftig, wir bedürfen in jeder Beziehung deines Rathes und deiner Hülfe. Packe deßhalb nur plötzlich deine Sachen zusammen, und reise, so schnell du kannst, hieher.

Am Montag kommt Algernon nach Stockholm, und mit ihm auch mein Bräutigam. Ich bin nicht so kitzlich, so furchtsam gewesen, wie Emilie, und habe doch nicht schlechter gewählt. Mein Arvid ist ein wahrer Adonis, und hat ein Herz, das Goldes werth ist. Der Vater liebt ihn sehr, und dieß ist mir eine Hauptsache. Mein guter, mein hochverehrter, mein geliebter Vater! Ich war so fest entschlossen, ihn und die Mutter nie zu verlassen . . . . . ich begreife nicht, wie ich mich dennoch entschließen konnte, Braut zu werden . . . . . aber mein Arvid war unwiderstehlich. Der Vater behält doch Helena, die nie heirathet, und Helena ist drei solche Julien werth, wie ich bin. Im Anfang war er sehr gegen die Verbindung, und hatte eine Menge Einwendungen, so daß beinahe Nichts daraus geworden wäre . . . . da warf ich mich ihm zu Füßen und weinte, und Arvids Vater

(der Jugendfreund des meinigen) hielt so schöne Reden und Arvid selbst sah so schwermüthig aus, daß er sich endlich erweichen ließ und sagte: „Nun, so mögen sie denn einander haben!“ Da jubilirten Arvid und ich, wie zwei Lerchen. Du wirst ihn zu sehen bekommen, er hat einen dunkeln Schnurrbart und Knebelbart, blaue, große Augen, den schönsten.... doch du wirst ihn ja selbst sehen.... du wirst ihn sehen. Er hat die schönste Stimme von der Welt, und Emilie mag sagen, was sie will, Nichts klingt anmuthiger, als wenn er sagt: „Hol mich der Tausend!“ Dieß kommt dir vielleicht sonderbar vor — aber du wirst ihn sehen, wirst ihn hören! Komm, komm und umarme spätestens übermorgen Abend deine Freundin

Julie H.

N. S. Sei so gut und bringe von den schönen Semmeln, die, wie du weißt, mein Vater und meine Mutter so gerne essen, von den Käsen für Karl und Helena und für mich etwas Pfefferkuchen mit. Du hast ja immer welche im Vorrath. Emilie, die arme, arme Emilie, wird, glaube ich, genug zu thun haben, ihre Nervenzufälle hinabzuschlucken. Du kannst dir nicht vorstellen, wie bange mir ist, sie möchte vor lauter Unruhe und Gram bleich und häßlich werden, bis Algernon kommt. Ich glaube, Emilie wünscht es beinahe, vermuthlich um seine Liebe zu ihrer unsterblichen Seele auf die Probe zu stellen. Ich bin fest überzeugt, sie würde von ihm dieselbe Liebe verlangen, und wenn sie in einen Maulwurf verwandelt wäre. Dieß macht mir viel Kummer und Noth. Emilie kann sich in ihrem Aussehen so verändern und ist gar nicht mehr dieselbe, wenn sie betrübt und unruhig, wie wenn sie ruhig und vergnügt ist.

Noch einmal lebe wohl.

N. S. Weißt du auch, wer Emilie trauen wird? Professor L., der so abscheulich ernsthaft aussieht, der

einen schiefen Fuß, ein rothes Auge und zwei Warzen auf der Nase hat. Er hat erst vor Kurzem die Pfarrei angetreten. Mein Vater hegt viele Achtung und Freundschaft für ihn. Was mich betrifft, so würde es mir eine schlechte Freude machen, von einem triefäugigen Priester getraut zu werden. Aber ich heirathe erst in ein paar Jahren oder vielleicht im Herbst, und deßhalb ist es noch nicht der Mühe werth, daran zu denken.

Beinahe hätte ich die unzähligen Grüße der ganzen Familie an dich vergessen.

Ich folgte sogleich Juliens Aufforderungen und kam, wie man bereits gesehen hat, eines Abends am Schlusse des Februars im Hause des Obersten H. an.

Ich habe noch einige Worte über die Ereignisse dieses Abends zu sagen, und knüpfe an diese den Faden meiner Erzählung wieder an. Die Blinde, die lange stumm und schweigend dagesessen hatte, sagte auf einmal mit einer Art Heftigkeit: „Ich möchte gerne singen.“ Helena stand sogleich auf, führte sie ans Piano und setzte sich, um zu accompagniren. Die Blinde blieb stehen. Helena fragte, was sie singen wolle: „Ariadne auf Naxos,“ war die kurze, bestimmte Antwort. Sie singen an. Ich fand im Anfang die Stimme der Sängerin nicht angenehm; sie war stark, tief, beinahe unheimlich, aber je aufmerksamer man lauschte, je mehr man auf das Gefühl achtete, das sich durch dieselbe äußerte und das sie mit bezaubernder Wahrheit offenbarte, um so mehr wurde man hingerissen; .... man schauderte unwillkürlich, man fühlte sein Herz klopfen in Sympathie mit Ariadne, wie sie von einer steigenden Angst durchdrungen, ihren Geliebten sucht, und den Beschluß faßt, auf einen Felsen zu steigen, um ihn desto leichter entdecken zu können. Die begleitende Musik drückt hier meisterhaft ihr Hinaufsteigen aus; man glaubt sie zu sehen, wie sie keuchend und ahnungsvoll hinaneilt. Endlich hat sie die Spitze

erreicht, ihr Blick schwebt über das Meer und gewahrt das weiße, immer mehr verschwindende Segel. Die Blinde folgte Ariadnen mit ihrer ganzen Seele, und man hätte aus dem gespannten Ausdrucke ihrer Augen schließen können, daß sie etwas Anderes sehe, als — nur das Dunkel. Thränen drängten sich unwillkürlich in Aller Augen, als sie mit einem herzzerreißenden Ausdruck von Liebe und Schmerz in Stimme und Gesicht mit Ariadne ausrief: „Theseus! Theseus!" Ihre Begeisterung und unser Entzücken hatten den höchsten Punkt erreicht, als der Oberst schnell aufstand, ans Piano ging, die Sängerin bei der Hand nahm, ohne ein einziges Wort zu sprechen, wegführte und wieder auf den Sopha setzte, wo er selbst an ihrer Seite Platz nahm. Ich merkte, daß sie heftig ihre Hand aus der seinigen zog. Sie war todesbleich und außer sich. Niemand außer mir schien sich über diesen Auftritt zu verwundern. Man begann ein gleichgültiges Gespräch, woran Alle Theil nahmen, nur die Blinde nicht. Nach einer Weile sagte der Oberst zu ihr: „Du bedarfst der Ruhe," stand auf und führte sie aus dem Zimmer, nachdem sie stumm, aber mit einer Art Feierlichkeit den Kopf zum Abschiedsgruß gegen die Zurückbleibenden geneigt hatte. Im Begriff hinauszugehen rief der Oberst: „Helena!" und Helena folgte ihm.

Bald darauf begab ich mich auf mein Zimmer, um der Ruhe zu genießen. Das Bild der Blinden, das mir unaufhörlich vorschwebte, hinderte mich lange daran, ich hörte ihre durchdringende Stimme, sah ihr ausdrucksvolles Gesicht und konnte nicht umhin, über die Natur der Gefühle, die ihre Seele erschütterten, Muthmaßungen anzustellen.

Ich schlief noch nicht, als Emilie und Julie sich leise auf ihr Zimmer schlichen, das neben dem meinigen lag. Die Thüre dazwischen stand offen, und ich hörte der beiden Schwestern halblaute Unterhaltung. Julie sagte mit einigem Aerger: „Du gähnst, du seufzest, und

doch kommt morgen Algernon? Emilie, du hast nicht mehr Gefühl, als eine Pappschachtel."

Emilie. Wie kannst du wissen, ob dieß nicht aus Sympathie mit Algernon geschieht, der vielleicht gerade in diesem Augenblick dasselbe thut.

Julie. Ich bin fest überzeugt, daß er dieß nicht thut. Eher glaube ich, daß er kaum weiß, auf welchen Fuß er stehen soll, vor lauter ungeduldiger Freude, dich so bald zu sehen.

Emilie. Schließest du das aus seinem letzten Briefe?

Julie. Der war ja so in der Hast geschrieben. Man ist nicht immer gleich gut zum Schreiben gestimmt; vielleicht hat er starkes Kopfweh .... oder einen starken Schnupfen... oder hat er sich eine Erkältung...

Emilie. Alles, was du willst, aber Nichts kann den kalten, bedeutungslosen Schluß seines Schreibens entschuldigen.

Julie. Ich versichere dich, Emilie, es heißt: „Mit der zärtlichsten Ergebenheit."

Emilie. Und ich weiß gewiß, es steht darin ganz trocken und kalt: „Verharre mit Achtung und Ergebenheit u. s. w." Gerade, wie man an eine gleichgültige Person schreibt: „Mit Achtung zeichnet u. s. w." Die arme Achtung muß immer herhalten, wo es an andern wärmeren Gefühlen fehlt. Wo ist meine Nachthaube? — Ach, sieh da! Du, Julie, siehst Alles rosenfarbig.

Julie. Ich sehe, daß ein Liebhaber sich in Acht nehmen muß, daß er nicht von Achtung spricht.... aber ich bin überzeugt, daß Algernon das schreckliche Wort nicht geschrieben, sondern sich eines wärmeren, innigeren bedient hat. Hole einmal den Brief, liebe Emilie; dann wirst du sehen, wie Unrecht du ihm thust.

Emilie. Um dir deinen Willen zu thun, will ich den Brief holen. Es wird sich dann sogleich zeigen, daß ich Recht habe.

Julie. Im Gegentheil werden wir sehen, daß ich Recht habe.

Emilie brachte den Brief. Beide Schwestern näherten sich damit dem Lichte. Julie wollte es putzen, aber sei es nun aus Versehen, oder Vorsatz, sie löschte es aus. Alles blieb einen Augenblick eben so stille, als dunkel, bis Emiliens herzliches Gelächter sich hören ließ, Julie stimmte ein, und ich konnte mich nicht enthalten, mit ihnen ein Trio zu machen. Zwischen Stühlen und Tischen suchend und stolpernd fanden die Schwestern endlich ihre Betten und riefen mir lachend: „Gute Nacht! Gute Nacht!“ zu.

Der Tag nach meiner Ankunft war im Hause ein sogenannter Aufräumtag; ein Tag, der sich hie und da in allen wohlgeordneten Häusern einstellt und mit einem Ungewitter in der Natur verglichen werden kann, nach dessen Stürmen und Regenschauern Alles in erneuter Klarheit, Ordnung und Frische erscheint.

Man scheuerte, lüftete, stäubte ab, putzte an allen Ecken und Enden. Die gnädige Frau, die selbst Alles übernehmen wollte, ging unaufhörlich zu allen Thüren ein und aus, und ließ sehr häufig alle offen, wodurch ein entsetzlicher Zug entstand. Um mich vor Ohrenfluß und Zahnweh zu retten, floh ich von Zimmer zu Zimmer und fand endlich in dem Helenas eine Treppe weiter oben einen sturmfreien Hafen. Dieses kleine Zimmer schien mir das gemüthlichste und freundlichste im ganzen Hause. Es hatte Fenster nach der Sonnenseite und die Wände waren mit Gemälden, meistens anmuthigen Landschaften, geschmückt. Unter diesen zeichneten sich zwei von Fahlcrantz aus, worin der Pinsel des großen Künstlers die entzückende Ruhe hervorgezaubert hat, die ein schöner Sommerabend über die Natur ausbreitet, und die sich dem Herzen des Menschen so mächtig mittheilt. Das Auge, das aufmerksam auf diesen Gemälden haftete, drückte bald etwas Liebliches, Wehmüthiges und Schwärmendes aus, und dieß war die sicherste Bürgschaft für ihre wahrheitsvolle Schönheit.

Die Möbel im Zimmer waren schön und bequem.

Ein Piano, ein wohlgefüllter Bücherschrank, eine Staffelei zum Malen bewies, daß in diesem kleinen, engen Kreise Nichts von dem vermißt wurde, was alle Freuden der äußern Welt entbehrlich zu machen und die Stunden des Tags auf die angenehmste Weise auszufüllen vermag.

Große, prachtvolle Geranien standen am Fenster und weckten durch ihr frisches Gefühl angenehme Frühlingsgedanken, während sie die eindringenden Sonnenstrahlen brachen, theilten und milderten, die heute in all der Klarheit glänzten, welche sie gewöhnlich bei einem scharfen Winterfrost besitzen. Ein schöner Teppich bedeckte den Boden, der mit Blumen besäet zu sein schien.

Helena nähte auf dem Sopha sitzend. Auf dem Tische vor ihr lag ein neues Testament.

Sie empfing mich mit einem Lächeln, welches Ruhe und Zufriedenheit des Herzens ausdrückte. Ich setzte mich neben sie zur Arbeit und fühlte, daß es mir ganz wohl und angenehm zu Muthe wurde. Wir nähten an Emiliens Brautkleid.

„Du betrachtest mein Zimmer?“ sagte Helena, mich anlächelnd, indem ihre Augen der Richtung der meinigen folgten. „Ja,“ antwortete ich, „die Zimmer deiner Schwestern sind schön und behaglich, aber man muß gestehen, daß sie mit dem deinigen nicht verglichen werden können.“ — „Mein Vater,“ sagte sie, „wünschte, daß Helena das einzige verzogene Kind im Hause sein soll.“ Sie fuhr mit Thränen in den Augen fort: „Mein guter Vater hat gewünscht, daß ich nie die Freuden und Genüsse vermisse, die meinen schönen, gesunden Schwestern zugänglich, mir aber, in Folge meiner Gebrechen und meiner Kränklichkeit, verschlossen sind. Deßhalb lehrte er mich die weit reicheren genießen, welche die Ausbildung in den schönen Künsten demjenigen bietet, der sie mit warmem, offenem Sinne umfaßt. Deßhalb bildet und stärkt er auch meinen Verstand durch ordnungsvolle und nichts weniger als oberflächliche Studien, welche er selbst leitet. Deßhalb hat er in diesen kleinen Winkel,

wo ich den größten Theil meines Lebens zubringe, so viel Reizendes und Schönes für das Auge, das Gefühl und den Gedanken gesammelt. Was aber noch mehr ist, als dieß Alles, ist die innige Vaterliebe, womit er mich umfaßt und umgibt; sicherlich blos, damit ich niemals bitter den Mangel derjenigen Liebe empfinden möge, deren Genuß mir die Natur versagt hat. Es ist ihm vollkommen gelungen, und ich habe keinen andern Wunsch, als für ihn, für meine Mutter, meine Schwestern und — meinen Gott zu leben."

Wir schwiegen einen Augenblick, und in meinem Herzen betete ich den Vater an, der es so verstand, für die Glückseligkeit derer zu sorgen, denen er das Leben gegeben. Helena fuhr fort: „Wenn die Mutter und die Schwestern auf Bällen oder in Gesellschaften sind, bringt er seine Zeit meistens bei mir zu; ich lese ihm vor, spiele ihm Etwas, und er läßt mich in seiner unbeschreiblichen Güte glauben, daß ich wesentlich dazu beitrage, sein Leben zu verschönern. Dieser Gedanke macht mich so glücklich. Es ist ein schönes, ein beneidenswerthes Loos, demjenigen Etwas sein zu können, der für Alles, was ihn umgibt, ein Segen ist."

„Oh!" dachte ich, und redete in Gedanken die Familienväter auf Erden an, „warum gleichen so wenige von euch diesem Vater? Ihr Könige des Hauses .... wie viel Glückseligkeit könntet ihr nicht um euch verbreiten, wie angebetet könntet ihr nicht sein!"

Wir sprachen sodann von Emilie.

„Es ist sonderbar," sagte Helena, „daß eine in der Regel so ruhige, so klar urtheilende, so entschlossene, mit Einem Wort so vernünftige Person in einem einzigen Punkt sich selbst so gänzlich ungleich sein soll. Trotz ihres Wunsches, sich zu verheirathen, und ihrer festen Ueberzeugung, daß eine glückliche Ehe der seligste aller Zustände auf Erden sei, hat Emilie die größte Mühe gehabt, sich einmal ernstlich dazu zu entschließen. Die höchst unglücklichen Ehen zweier ihrer Jugendfreundinnen

haben ihr eine Art panischen Schreck eingeflößt, und sie fürchtet so sehr, ebenfalls unglücklich zu werden, daß sie nie den Muth hätte, glücklich werden zu wollen, wenn nicht Andere für sie handelten. Sie ist jetzt zuweilen halb krank aus Angst darüber, daß ihre Verbindung mit Algernon S. so nahe bevorsteht, einem Manne, dem sie mit wahrer Ergebenheit zugethan ist, und mit dem sie, nach unser Aller Ueberzeugung, vollkommen glücklich sein wird. Sie hat ruhige Zwischenzeiten, und in einer von diesen sahst du sie gestern Abend. Ich fürchte jedoch, dieselbe ist bald vorübergegangen, und ich mache mich sogar darauf gefaßt, daß ihre Unruhe und Unsicherheit in dem Maaße zunehmen wird, als die entscheidende Stunde näher heranrückt, die, wie ich überzeugt bin, derselben ein vollkommenes Ende machen wird; denn, was einmal unwiderruflich bestimmt ist, dem unterwirft sich Emilie ruhig, und sucht in Allem das Beste. Nothwendig ist indeß, daß wir sie bis zum Hochzeittage auf alle mögliche Arten zu zerstreuen suchen, damit sie sich nicht unnützen Grübeleien hingibt. Jedes von uns hat seine besondere Rolle in der kleinen Komödie übernommen, die wir vor und mit unserer guten Schwester spielen müssen. Der Vater gedenkt sie fleißig spazieren zu führen, die Mutter wird sie über Alles, was vor der Hochzeit noch in Ordnung zu bringen ist, zu Rathe ziehen, Julie will sie auf die eine oder andere Art nie in Ruhe lassen, Bruder Karl wird sie häufig in einen Streit über Napoleon verwickeln, den er unter Karl **XII.** setzt, was sie nicht ertragen kann. Und dieß ist das einzige Thema, worüber ich meine stille, gute Schwester hitzig habe disputiren sehen. Ich für meine Person werde sie viel mit ihrer Toilette beschäftigen. Meine kleinen Brüder sind schon lange von der Natur selbst in ihrer Rolle einstudirt worden, die darin besteht, daß sie unaufhörlich schreien, um das Eine oder Andere zu erhalten. Bisher haben wir Alle uns in die Sorge getheilt, sie zufrieden zu

stellen, jetzt muß sie auf ihr allein ruhen. Du, gute Beate, wirst den Auftrag erhalten, bei passenden Gelegenheiten und auf geschickte Art Etwas zu Algernons Lob vorzubringen, was du gewiß nicht schwer finden wirst. Emilie glaubt, wir seien Alle parteiisch für ihn; du kannst nicht verdächtig sein, und dein Lob wird um so besser wirken."

Ich war sehr wohl zufrieden mit meinem Auftrage. Es ist jederzeit angenehm, die Leute zu loben, wenn man es mit gutem Gewissen thun kann.

Nachdem wir lange von Emilie und ihrem Geliebten, ihrer häuslichen Niederlassung u. s. w. gesprochen, lenkte ich das Gespräch auf die Blinde, und suchte etwas Näheres über sie zu erfahren.

Helena wich aus, und sagte blos: „Elisabeth ist seit einem Jahre bei uns. Wir lieben sie zärtlich, und hoffen, mit der Zeit ihr Vertrauen zu gewinnen, damit wir dazu beitragen können, sie glücklicher zu machen."

Helena machte mir jetzt den Vorschlag, sie zu besuchen. „Ich gehe," sagte sie, „gewöhnlich jeden Vormittag zu ihr, und bin heute noch nicht dort gewesen. Ich würde ihr viel von meiner Zeit widmen, wenn sie nicht am Liebsten allein wäre."

Wir begaben uns auf das Zimmer der Blinden.

Sie saß angekleidet auf ihrem Bette und sang leise vor sich hin.

„O wie viel hat sie nicht gelitten! Sie ist ein lebendiges Bild des Schmerzes!" dachte ich, indem ich jetzt in der Nähe und beim Tageslicht das bleiche, schöne Gesicht betrachtete, worin sich deutlich Spuren von harten, noch nicht ausgefochtenen Kämpfen offenbarten, und von einem Schmerz, zu tief und zu bitter, um Thränen haben zu können.

Ein junges Mädchen, dessen rosenrothe Wangen und fröhliches Aussehen einen scharfen Contrast gegen die Erscheinung der armen Leidenden bildeten, saß in einer Ecke des Zimmers und strickte. Sie war da, um die

Blinde zu bedienen. Mit rührender Herzlichkeit in Worten und Stimme redete Helena die Unglückliche an; sie antwortete einsilbig und kalt. Es schien mir, als bemühte sie sich seit unserem Eintritte allmählig den kalten, leblosen Ausdruck wieder anzunehmen, den ich am Abend zuvor bei ihr gesehen hatte. Das Gespräch wurde blos zwischen Helena und mir fortgesetzt, während die Blinde schweigend sich damit beschäftigte, um ihre ausgezeichnet schönen Hände eine schwarze Seidenschnur zu wickeln und zu drehen. Auf einmal sagte sie: „St! St!“ und eine blasse Röthe flammte auf ihrer Wange auf; ihre Brust hob sich höher. „Er ists!“ sagte die Blinde, wie für sich. Ich sah Helena fragend an. Helena blickte auf den Boden. Der Oberst trat herein. Die Blinde stand auf und blieb still, wie eine Bildsäule stehen, doch glaubte ich, ein leichtes Zittern an ihr zu bemerken. Der Oberst redete sie mit seiner gewöhnlichen Ruhe, jedoch, wie mir schien, nicht mit der gewöhnlichen Güte an, und sagte, er komme, um sie abzuholen, weil er mit ihr und Emilie eine Spazierfahrt machen wolle. „Die Luft,“ fügte er hinzu, „ist frisch und klar; sie wird dir gut thun.“

„Mir gut?“ sagte sie mit einem bittern Lächeln, aber ohne darauf zu achten, bat der Oberst Helena, sie ankleiden zu helfen. Die Blinde widersetzte sich nicht, ließ sich schweigend ankleiden, dankte Niemand, und ging am Arm des Obersten hinaus.

„Arme Elisabeth!“ sagte Helena mit einem mitleidsvollen Seufzer, als sie fort war. Ich hatte zwar noch nicht den Schlüssel zum Innern dieses räthselhaften Wesens, aber doch genug gesehen, um herzlich mitzuseufzen: „Arme Elisabeth!“

Wir gingen zu unserer Arbeit zurück, die unter angenehmen Gesprächen bis gegen Mittag fortgesetzt wurde.

Dann ging ich zu Emilie, die von ihrer Spazierfahrt zurückgekommen war, und traf sie im Streit mit Julie begriffen, die mit wahrer Angst ein Kleid an sich

zu reißen suchte, das Emilie anziehen zu wollen schien. Emilie lachte herzlich, Julie dagegen sah aus, als wollte sie weinen.

„Hilf mir, Beate, hilf!" rief sie. „Hat man je so Etwas gesehen und gehört? Sieh nur, Beate! Eben weil Emilie heute Algernon erwartet, will sie ihr häßlichstes Kleid anziehen .... ja, ein Kleid, das sie so entstellt, daß sie gar nicht mehr sich selbst gleicht. Und nicht zufrieden damit, will sie auch eine Schürze anziehen, die so dick ist, wie eine Windel, und einen Kamm ins Haar stecken, der sicherlich aus der Hinterlassenschaft der seligen Medusa stammt, so abscheulich ist er! Jetzt streite und arbeite ich mich schon eine Viertelstunde gegen diese unglückliche Toilette ab.... aber vergebens!"

„Wenn in Algernons Augen," sagte Emilie mit würdiger Haltung und Miene, „blos ein Kleid oder ein Kamm dazu beitragen kann, mich angenehm oder unangenehm zu machen, so...."

„Sieh, da haben wirs!" rief Julie trostlos; „jetzt sind wir an die Prüfung gekommen, und ich weiß nächstens nicht mehr, wie häßlich und abscheulich sie sich zu machen im Stande ist, um zu prüfen, ob Algernon die famosesten Romanenhelden an heroischer Liebe übertreffen wird. Ich bitte dich um Gotteswillen, schneide dir nur nicht die Ohren oder die Nase ab." Emilie lachte. „Und du könntest so leicht so schön und so liebenswürdig sein!" fuhr Julie innig bittend fort, indem sie sich des unglückseligen Kleides und Kammes zu bemächtigen suchte. — „Ich habe mir vorgenommen, mich heute so zu kleiden," antwortete Emilie ernsthaft; „ich habe meine Gründe dazu, und wenn ich deinen und Algernons Abscheu erwecke, so muß ich mich meinem Schicksal unterwerfen." — „Emilie wird immer noch schön genug sein," sagte ich zu Julie, um sie zu trösten; „gehe jetzt nur und kleide dich zum Mittagessen an. Bedenke, daß auch du einem Bräutigam zu gefallen hast." „O!" sagte Julie, „bei ihm hält dieß nicht schwer; wenn ich mich

in einen Sack kleide und einen Krug auf den Kopf stelle, so findet er, daß es mir vortrefflich läßt."

„Du glaubst also," fragte Emilie, „daß Algernon nicht dieselben Augen für mich hat, wie Arvid für dich?"

Julie sah etwas betroffen aus.

„Gehe jetzt nur, gehe," unterbrach ich sie, „wir werden sonst nicht fertig; gehe Julie, ich will Emilien helfen, und ich wette, daß sie gegen ihren Willen schön wird." Julie ging endlich zu Helena, die alle Tage ihr ausgezeichnet schönes Haar kämmte und flocht.

Als ich nun mit Emilien allein war, und ihr das wirklich fatale graubraune Kleid anziehen half, sagte ich ihr einige nach meiner Meinung verständige Worte über ihre Stimmung und ihr Benehmen. Sie antwortete mir: „Ich gebe zu, daß ich nicht bin, wie ich sein sollte.... ich wünschte, anders sein zu können, allein ich fühle mich so wenig ruhig und so wenig glücklich, daß ich mir manchmal nicht zu helfen weiß. Ich stehe jetzt im Begriff, eine Verbindung abzuschließen, die vielleicht besser unterbliebe, und wenn ich während der Zeit, die ich bis dahin noch übrig habe, zur Ueberzeugung komme, daß meine Furcht gegründet ist, so wird Nichts in der Welt mich hindern, sie aufzuheben, um dadurch lebenslänglichem Unglück zu entgehen. Denn wenn es wahr ist, daß man in einer glücklichen Ehe einen Himmel findet, so ist es eben so gewiß, daß man in einer unglücklichen eine Hölle hat."

„Wenn du Herrn S. nicht liebst," sagte ich, „so wundert es mich wirklich, daß du die Sache so weit hast kommen lassen."

„Nicht liebst?" wiederholte Emilie mit dem größten Erstaunen; „ich liebe ihn freilich, und eben darin liegt das größte Unglück, meine Liebe macht mich blind für seine Fehler."

„Das würde nach dem, was du so eben sagtest, Niemand vermuthen," antwortete ich lächelnd.

„Ach ja, ach ja!“ sagte Emilie, „es ist doch so. Einige darunter sind indeß so handgreiflich, daß man nicht dafür blind sein kann; z. B. — er ist zu jung.“

„Abscheulich!“ sagte ich lachend; „das ist wirklich niederträchtig von ihm.“

„Ja, du kannst lachen, du. Für mich ist es wahrhaftig nicht lustig. Ich will nicht gerade sagen, daß es sein Fehler ist, aber es ist doch ein Fehler an ihm, gegenüber von mir. Ich bin sechsundzwanzig Jahre alt, und somit dem Scheidepunkte meiner Jugend sehr nahe; er ist blos zwei Jahre älter, und folglich als Mann noch ganz jung. Ich werde eine ehrwürdige Matrone, während er noch ein junger Mann ist. Möglicherweise ist er zum Leichtsinn geneigt, und geht gerne von seiner alten, langweiligen Frau zu....“

„Aha, aha!“ unterbrach ich sie, „diese Vorsicht geht doch beinahe ein wenig zu weit. Hast du Gründe, einen leichtsinnigen Charakter bei ihm anzunehmen?“

„Gerade keine bestimmten... aber in diesem leichtsinnigen Zeitalter sind Treue und Beständigkeit so seltene Tugenden. Ich weiß, daß ich nicht Algernons erste Liebe bin; wer steht mir dafür, daß ich seine letzte sein werde? Ich könnte Alles eher ertragen, als die Unbeständigkeit meines Mannes . . . . diese vermöchte ich, glaube ich, nicht zu überleben. Ich habe es Algernon gesagt.... er hat mich versichert.... aber was versichert nicht ein Liebhaber? Ueberdieß, wie kann ich wissen, ob er mich mit der ächten, wahren Liebe liebt, die allein stark und ausdauernd ist? Er kann blos eine Neigung für mich gefaßt haben — und diese ist ein schwacher, leicht zerreißender Faden. Ich habe auch gedacht (und dieß hat mich oft in der Seele gekränkt), daß vielleicht mein Vermögen, oder das, was ich einmal voraussichtlich bekommen werde, Einfluß gehabt hat...“

„Nein, das geht zu weit!“ sagte ich. „Du siehst am hellen Tage Gespenster. Wie magst du nur einen solchen Verdacht fassen? Du kennst ihn ja...“

„Erst seit zwei Jahren," unterbrach mich Emilie, „und beinahe vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an machte er mir den Hof, und kehrte natürlich nur seine liebenswürdige Seite gegen mich heraus . . . . aber wer kann in ein Männerherz blicken? Sieh, Beate, ich kann nicht sagen, daß ich den Mann kenne, an den ich mein Schicksal knüpfen soll. Und wie wäre es mir auch möglich gewesen, ihn kennen zu lernen? Wenn man einander blos in dem geordneten, gebildeten Gesellschaftsleben sieht, wo Charaktere beinahe nie Gelegenheit haben, sich zu entwickeln, so lernt man sich auch blos äußerlich und oberflächlich kennen. Es kann einer bösartig, geizig, zu übler und mürrischer Laune geneigt, ja, was noch schlimmer ist, ein Mensch ohne alle Religion sein, und doch kann man ihn mehrere Jahre lang in Gesellschaftskreisen sehen, ohne das Mindeste von All dem zu ahnen; namentlich bekommt diejenige Person es am wenigsten zu wissen, der er gerne gefallen möchte."

Ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte; die Beschreibung schien mir wahr, und Emiliens Furcht nicht ungegründet. Sie fuhr fort:

„Ja, wenn man einander zehn Jahre lang gekannt und gesehen hätte, besonders wenn man zusammen gereist wäre — denn auf Reisen ist man nicht so auf seiner Hut, und zeigt meistens seinen natürlichen Charakter und seine wahre Gemüthsart . . . dann könnte man etwa wissen, wo man daran wäre."

„Diese Methode," sagte ich, „mag vortrefflich befunden werden, indeß dürfte sie doch Etwas langsam und beschwerlich erscheinen, und könnte höchstens für Liebende zur Zeit der Kreuzzüge passen. In unsern Tagen promenirt man auf der Königinstraße, und fährt, wenn es hoch kommt, bis ans Nordthor. Mehr kann man nicht verlangen. Während dieser Wanderung sieht man die Welt, und wird von ihr gesehen: man wird begrüßt, und grüßt, man spricht, man scherzt und lacht, und findet einander so angenehm, daß man nach Beendigung

der kleinen Reise kein Bedenken mehr trägt, die große Reise durchs Leben zusammen zu unternehmen. Aber um jetzt ernsthaft zu reden, hast du mit Algernon nie offen über die Gegenstände gesprochen, worüber du seine Denkungsart kennen zu lernen für so wichtig hältst?"

„Ja, mehrere Male," antwortete Emilie, „zumal seit unserer Verlobung, und ich habe immer die Gesinnungen und Gefühle bei ihm gefunden, die ich wünschte; aber ach, ich kann mich so leicht haben blenden lassen, weil ich es heimlich wünschte. Möglicherweise kann sich auch Algernon, in seinem Eifer, mir zu gefallen, über sich selbst getäuscht haben. Ich habe mir vorgenommen, alle meine Aufmerksamkeit aufzubieten, um während der kurzen Zeit, die mir noch von meiner Freiheit übrig ist, die Wirklichkeit und Wahrheit auszuforschen, und ich will, wenn es sich anders thun läßt, nicht ihn und mich durch freiwillige Blindheit unglücklich machen. Er könnte übrigens auch ganz vortrefflich sein, und doch nicht für mich, und ich nicht für ihn passen; unsere Gemüthsarten und Charaktere könnten im Grunde gänzlich disharmoniren."

Unter all diesen trübseligen Muthmaßungen war Emilie angekleidet worden, und man mußte gestehen, ihr Anzug stand ihr nicht gut. Sie schloß das Gespräch mit den Worten:

„Ich wünsche zuweilen, ich wäre schon verheirathet, dann brauchte ich mich doch nicht mit dem Gedanken zu plagen, daß ich heirathen soll."

„Unzusammenhängender Menschensinn!" dachte ich.

Bei Tische wurde Emiliens Toilette allgemein getadelt, besonders von dem Cornet. Julie schwieg, sprach aber mit den Augen. Der Oberst allein sagte Nichts, sondern betrachtete Emilie mit einer etwas sarkastischen Miene, worüber sie erröthete.

Nach dem Essen sagte Julie zu Emilie:

„Liebe Emilie, ich meinte nicht, daß Algernon dich nicht eben so liebenswürdig finden würde, wenn du auch

in Sack und Asche gekleidet wärest; ich wollte blos sagen, daß es Unrecht sei, wenn eine Braut ihrem Bräutigam nicht auf jede Weise zu gefallen suche; ich meinte, es wäre Unrecht... es wäre..."

Hier verlor Julie den Faden ihrer Demonstration, und gerieth beinahe in eben so große Verlegenheit, wie ein gewisser Bürgermeister, der in einer ähnlichen Predigt stecken blieb. Emilie drückte freundlich ihre Hand, und sagte: „Du bist selbst und zwar ganz glücklich deinem Prinzip gefolgt, denn ich habe dich kaum besser gekleidet und überhaupt reizender gesehen, als heute, und sicherlich wird es auch Arvid so finden."

Julie erröthete und freute sich über diese Worte der Schwester mehr, als wenn ihr ihr Bräutigam ein Compliment gemacht hätte.

Gegen Abend war das Gestöber im Hause herum zu Ende; Alles kam wieder in seine frühere gemüthliche Ordnung, und auch Ihro Gnaden kam jetzt zur Ruhe.

Zur Theezeit langten Algernon und Lieutenant Arvid an. Emilie und Julie errötheten, wie Junirosen; erstere blickte nieder, letztere empor.

Algernon bewies eine so lebhafte Freude, Emilie wieder zu sehen; er war so ausschließend mit ihr selbst beschäftigt, er bekümmerte sich so wenig um ihre Toilette, die er keines Blickes würdigte, und war offenbar so entzückt, so glücklich und so liebenswürdig, daß die Freude, die aus seinen Augen strahlte, allmählig einen sympathetischen Glanz in denen Emiliens entzündete, und trotz Kleid, Schürze und Kamm war sie diesen Abend so reizend und einnehmend, daß Julie die Toilette verzieh.

Nicht weniger selig war Lieutenant Arvid bei seiner liebenswürdigen Braut, obgleich es nicht seine Sache zu sein schien, es wie Algernon in lebhaften und gewählten Ausdrücken zu äußern. Beredtsamkeit ist nicht Allen gegeben, und jeder hat seine eigene Weise. Er trank drei Tassen Thee, aß ein Dutzend Bretzeln, küßte so oft als möglich seiner Braut die Hand, und sah ganz glückselig

aus. Ich hörte ihn ein paar Mal sagen: „Hol mich der Tausend!" und fand, daß ein schöner Mund und eine angenehme Stimme das Widrige von häßlichen Redensarten mildern können. Lieutenant Arvid war wirklich ein Adonis, NB. ein Adonis mit einem Schnurrbart!

Auf seinem Gesichte stand Güte und Ehrlichkeit, aber (ich bitte ihn tausendmal um Verzeihung) auch etwas Einfalt und Eigenliebe zu lesen. Sein schöner, zwanzigjähriger Kopf schien nicht viele Gedanken zu beherbergen.

Algernon hatte ein ausgezeichnet schönes Aussehen, worin Männlichkeit, Güte und Scharfsinn die Hauptzüge bildeten. Er war hoch gewachsen, hatte regelmäßige, schöne Gesichtszüge, und die anmuthsvollste, ungezwungenste Haltung.

„Wie ist es möglich," dachte ich, „daß Emilie ihren Blick auf dieses edle Gesicht heftet, ohne alle ihre Besorgnisse und Bedenklichkeiten zu verlieren?"

Für diesen Abend verschwanden sie jedoch, oder zogen sich in den dunkelsten Hintergrund der Seele zurück. Die ganze Familie schien glücklich zu sein, Alles athmete Freude und Leben.

Die Blinde erschien nicht in der Gesellschaft.

Fünf Tage vor der Hochzeit.

Ungeachtet der Fröhlichkeit und Zufriedenheit, womit der Montag beschlossen wurde, erwachte Emilie am Dienstag Morgen mit dem Ausrufe: „Schon wieder ein Tag weniger bis zu dem schrecklichen Tage."

Schöne Geschenke von Algernon kamen am Vormittag an. Emilien gefiel der Brauch nicht, daß ein Bräutigam seiner Geliebten Geschenke gibt.

„Es ist eine barbarische Sitte," sagte sie; „sie macht das Weib zu einer Handelswaare, die der Mann gleichsam erkauft. Schon die allbekannte Thatsache, daß dieser Gebrauch bei allen rohen und wilden Völkerschaften zu Hause ist, sollte die civilisirten vermögen, davon abzugehen."

Ueberdieß fand sie bei einigen Geschenken, daß zu wenig auf den Nutzen, zu viel auf den Luxus und bloßen Glanz Rücksicht genommen war.

„Wenn er nur kein Verschwender ist," sagte sie seufzend, „er kennt mich sehr schlecht, wenn er meint, Juwelen seien mir lieber, als einige Blumen aus seiner Hand. So sehr ich das Anmuthige und Elegante liebe, so wenig Gefallen finde ich an aller äußern Pracht und flimmerndem Gepränge. Außerdem paßt dieß durchaus nicht für unsere Verhältnisse."

Emiliens gute Laune war dahin; sie sah die Geschenke kaum an, über welche Julie unaufhörlich „göttlich! charmant!" rief. Sie nahm den ganzen Vormittag die Papilloten nicht aus dem Haar und ging in einem großen Shawl eingehüllt, welcher schief hing. Der Kornet verglich sie mit einer Hottentottin und bat sie, obgleich von rohen und barbarischen Sitten umgeben, doch nicht zu glauben, daß sie eine Wilde werden müsse. Als wir zum Mittagessen hinabgingen, sagte ich zu ihr, um meine Rolle als wahrhaftige und geschickte Lobrednerin zu erfüllen, wie ungewöhnlich schön und einnehmend ich Algernon finde. „Ja," antwortete Emile, „er ist sehr schön, weit schöner als Mann, denn ich als Frauenzimmer und ich halte dieß für ein wirkliches Unglück."

„O weh," dachte ich, „jetzt bin ich wieder auf eine Sandbank gestoßen." Emilie fuhr fort:

„Es ist selten, daß ein ausgezeichnet schönes Aussehen nicht eitel macht und das Unerträglichste, was ich kenne, ist ein in seiner eigenen Person vernarrter Mann. Gewöhnlich hält er es für die Pflicht seiner weniger

schönen Frau, seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit zu huldigen und sie anzubeten. Die Eitelkeit schmälert den Werth der Frauenzimmer, die Männer aber erniedrigt sie. Nach meiner Ansicht ist das Aeußere bei einem Manne von weniger oder gar keiner Bedeutsamkeit für seine Frau. Ich bin überzeugt, ich könnte einen edlen Aesop anbeten und würde ihn tausendmal einem Adonis vorziehen. Ein Narciß, der sein eigenes Bild anbetet, ist das Abgeschmackteste, was ich mir denken kann."

Während Emilie diese Worte schloß, öffnete sie die Thüre zum Salon. Algernon war allein im Zimmer und stand — — vor dem Spiegel! — worin er sich, wie es schien, mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete. Man hätte sehen sollen, wie Emilie erröthete, und mit welchem Gesichte sie ihren Bräutigam empfing, der seinerseits bestürzt über ihre Verwirrung und ihr verdrüßliches Aussehen, vielleicht auch ein wenig beschämt, in seinem tête-à-tête mit dem Spiegel ertappt worden zu sein, ganz seine Fassung verlor. Es war jetzt meine Sache, ein Gespräch in Gang zu bringen, durch Bemerkungen über das Wetter, die Wege u. s. w.

Glücklicherweise kamen jetzt allmählig die übrigen Mitglieder der Familie herein, was eine heilsame Diversion machte.

Emilie fuhr fort, grämlich drein zu blicken und auch Algernons Gesicht verdüsterte sich allmählig, während er sie ansah. Ich glaubte zu bemerken, daß er eine kleine Geschwulst am linken Auge habe und fand es wahrscheinlich, daß diese die Veranlassung zu seinem tête-à-tête mit dem Spiegel gewesen sei — aber Emilie wollte Nichts davon sehen. Mehrere Kleinigkeiten trugen dazu bei, die Stimmung zwischen den beiden Liebenden zu verschlimmern. Algernon fand zufällig Gefallen an Dingen, die Emilien nicht gefielen und ließ beim Essen Emiliens Lieblingsgerücht an sich vorübergehen. Emilie fand darin die Gewißheit, daß sie nicht im Mindesten sympathisiren. Algernon machte eine wahre, aber nicht beißende oder

beziehungsvolle Bemerkung über Launen und das Unangenehme derselben. Gleichwohl hätte sie dießmal ungesagt bleiben können. Emilie bezog sie auf sich und nahm eine immer vornehmere und würdevollere Miene an. Julie wurde ängstlich. „Es wäre weit besser,“ sagte sie, „sie haderten tüchtig mit einander, als daß sie schweigend dasitzen und den Zorn in sich hinein würgen.“

Kornet Karl ging zu Emilie und sagte: „Meine gnädige Schwester, ich bitte dich, sitze nicht da, wie die chinesische Mauer, undurchdringlich für alle Pfeile, die Algernons verliebte Augen auf dich schießen. Sei, wenn du kannst, Etwas weniger Eis. Sieh Algernon an, geh zu ihm und gib ihm einen Kuß!“ So sah die Sache indeß nicht aus! eher hätte man erwarten können, daß die chinesische Mauer sich in Bewegung gesetzt hätte. Emilie sah Algernon nicht einmal an, den es unendlich nach Versöhnung zu verlangen schien. Er schlug ihr vor, mit einander ein ganz neu herausgekommenes italienisches Duett zu singen, vermuthlich in der Hoffnung, die Geister der Harmonie werden alle feindlichen und unsanften verjagen, die den Frieden zwischen ihm und seiner Geliebten gestört, und das **Cor mio, mio ben** des Duetts werde bald auch in Herzen tönen. Vergebliche Hoffnung! Emile entschuldigte sich mit Kopfweh. Sie litt wirklich daran und zwar in hohem Grade, wie ich an ihren Augen sah. Sie bekam es leicht, wenn sie verdrießlich und unruhig war. Algernon hielt dieß für eine Ausflucht und ohne sich um seine Braut zu bekümmern, die in einer Sophaecke sitzend ihren schmerzenden Kopf auf die Hand stützte, erklärte er, er wünsche Mozarts Figaro in der Oper zu hören, verbeugte sich hastig vor Allen und ging.

Der Abend schleppte sich träge zu Ende. All guter, fröhlicher Muth war dahin. Jedermann sah, daß Emilie litt, und deßhalb äußerte Niemand Unzufriedenheit über ihr Benehmen.

Der Oberst allein ließ sich Nichts anmerken und legte ruhig seine Patience.

Als wir uns für den Abend trennten, sagte der Kornet leise zu mir: „Da geht es ja rasend zu! Morgen müssen alle Zerstreuungsbatterien losgebrannt werden."

Der Mittwoch kam. Allgernon fand sich früh Morgens ein; sein Blick war so zärtlich, seine Stimme so voll Innigkeit, wenn er mit Emilie sprach, daß sie aufthaute und Thränen in ihre Augen traten. Alles wurde gut zwischen den Liebenden, Niemand wußte, wie oder warum, nicht einmal sie selbst.

Dieser Tag ging ruhig vorüber, mit Ausnahme von zwei Schrecken, die Emilie hatte, aber doch überlebte. Den ersten bekam sie Vormittags, als sie bei einer Unterredung Algernons mit ihrer gnädigen Mutter Aeußerungen von ihm hörte, die sie eine Minute lang überzeugten, er sei nichts Geringeres, als der größte Geizhals auf der Erde. Glücklicherweise fand sie bald, daß er nur die Worte eines Harpagons aus seiner Bekanntschaft citirt hatte, worüber er selbst sodann herzlich lachte. Emilie schöpfte Athem und leistete ihm Gesellschaft. Der zweite Schreck kam Abends über sie, als ich, während einer ernsten Unterhaltung, die Einige von uns im klaren Mondschein am Fenster sitzend hielten, die Aeußerung that: „Es gibt doch edle und gute Menschen, die unglücklich genug sind an kein jenseitiges Leben, an kein höheres Ziel unseres Daseins zu glauben; — diese sind zu beklagen, nicht zu tadeln..." Mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Angst in ihren schönen Augen sah mich Emilie fragend an. Ihr Gedanke war: „Ist es vielleicht Algernon, den du entschuldigen willst?" Ich antwortete ihr damit, daß ich ihre Aufmerksamkeit auf Algernon lenkte, der bei meinen Worten einen Blick zu dem sternengeschmückten Himmel emporhob, einen Blick, worin sich eine schöne und zuverläßige Hoffnung ausdrückte. Emilie sah ebenfalls dankbar hinauf und

als ihre Blicke sich begegneten, strahlten sie von Zärtlichkeit und Freude.

Dieser Tag war auf dem besten Wege, so gut zu Ende zu gehen. Ach, warum mußte Algernon während des Abendessens ein Billet erhalten? Warum mußte er bei Durchlesung desselben in einige Verwirrung gerathen und sodann viel von seiner Heiterkeit verlieren? Warum mußte er so schnell und ohne irgend eine Erklärung fortgehen?

Ja, warum? — Das wußte Niemand, aber Manche unter uns hätten es für ihr Leben gerne gewußt.

„Es kann dir doch nicht einfallen, des Billets wegen etwas Böses von Algernon zu denken?“ sagte Julie zu Emilie, als sie zu Bette gingen.

„Gute Nacht, Julie!“ antwortete Emilie seufzend.

Emilie hatte keine gute Nacht.

Donnerstag. Wolken und Nebel um Emilie. Verunglückte Versuche unsererseits, dieselben zu zerstreuen. Gleich beim Frühstück rückte der Kornet mit Napoleon und Karl XII. ins Feld. Emilie konnte nicht streiten. Julie und Helena bemühten sich vergebens sie aufzuheitern. Ich wagte in meiner Rolle kein einziges Wort zu sprechen. Das Billet, das Billet lag Allen im Wege.

Um zwölf Uhr kam Algernon. Er sah ganz erhitzt aus und etwas ungewöhnlich Funkelndes lag in seinen Augen. Emilie hatte ihm gestern versprochen, jetzt eine Spazierfahrt im offenen Schlitten mit ihm zu machen: er kam sie abzuholen. Ein schöner Schlitten mit zierlichen Rennthierfellen bedeckt, stand vor dem Hause. Emilie lehnte es kalt und bestimmt ab, mitzufahren. „Warum?“ fragte Algernon. „Wegen des Billets,“ hätte Emilie der Wahrheit gemäß antworten müssen, aber sie sagte:

„Ich wünsche zu Hause zu bleiben.“

„Bist du krank?“

„Nein.“

„Warum willst du mir nicht das Vergnügen machen, mit mir zu fahren, wie du mir versprochen hast?“

„Das Billet! Das Billet!“ dachte Emilie, aber sie erröthete bloß und sagte noch einmal:

„Ich wünsche zu Hause zu bleiben.“

Algernon wurde böse; er erröthete heftig und seine Augen flammten. Er ging hinaus, indem er die Thüre ziemlich hart hinter sich schloß.

Der Bediente, der mit dem Schlitten am Thore warten sollte, hatte diesen inzwischen verlassen. Das Pferd, von einem Schneesturze erschreckt und sich selbst überlassen, zuckte rückwärts, warf eine alte Frau um und würde vermuthlich durchgegangen sein, wenn nicht Algernon, der in diesem Augenblicke herabkam, vorgestürzt wäre und mit kräftigem Arm die Zügel ergriffen hätte. Nachdem er das Pferd zum Stehen gebracht, rief er einen Burschen herbei, dem er es zu halten übergab und eilte selbst, die Alte aufzurichten, die vor Schreck sich nicht zu rühren gewagt hatte, zu allem Glück aber nicht im Mindesten beschädigt zu sein schien. Er sprach einen Augenblick mit ihr und gab ihr Geld.

Seinem Bedienten, der endlich kam, gab er eine Ohrfeige, warf sich darauf in den Schlitten, ergriff selbst die Zügel und fuhr davon, wie ein Blitz.

Bleich hatte Emilie neben mir vom Fenster aus diesen Auftritt betrachtet, aber bei der letzten Abtheilung desselben rief sie:

„Er ist heftig, jähzornig, rasend!“ und brach in Thränen aus.

„Er hat,“ sagte ich, „menschliche Schwachheiten und das ist Alles. Er kam in einer aufgeregten und unruhigen Stimmung hieher; die Weigerung, dein gegebenes Versprechen zu erfüllen, ohne auch nur einen einzigen Grund dafür anzugeben, mußte ihn natürlich aufbringen; die Nachläßigkeit seines Bedienten, die so leicht ein großes Unglück hätte

veranlassen können, steigerte seine Hitze, die sich indeß bloß durch eine einzige von dem Empfänger wohlverdiente Ohrfeige Luft machte. Es ist zu viel von einem jungen Manne verlangt, daß er sich vollkommen kalt und ruhig halten soll, wenn dicht auf einander folgende Widerwärtigkeiten sein Gemüth in Gährung bringen. Es ist genug, wenn einer trotz seiner Hitze so menschlich und gut bleibt, wie wir Algernon so eben gegen die Alte sahen. Im Uebrigen glaube ich, Emilie, wenn du, statt ihn durch Launen und einfältiges Benehmen zu reizen (verzeih mir diese zwei hübschen Worte) die große Gewalt, die du, wie wir Alle sehen, über ihn besitzest, zum Guten anwenden wolltest, so würdest du ihn nie jähzornig und rasend sehen, wie du es nennst."

Ich war mit meiner kleinen Rede sehr wohl zufrieden, als ich sie zu Ende gebracht hatte und dachte, sie müsse eine wunderbar kräftige Wirkung hervorbringen — aber Emilie schwieg und sah unglücklich aus.

Algernon kam zum Mittagessen nicht zurück.

Am Nachmittag erzählte Kornet Karl, er habe von einem Kameraden gehört, daß Vormittags ein Duell stattgefunden habe. Einer der Duellanten war Algernons bester Freund und hatte ihn ersucht, ihm zu secundiren. Er hatte dieß (wie der Kornet mit ausdrücklicher Betonung sagte) durch ein Billet gethan, das hier in dem Hause, wo Algernon sich befand, gestern Abend fünfundvierzig Minuten nach neun Uhr abgeliefert wurde. Algernon hatte alles Mögliche aufgeboten, um das Duell rückgängig zu machen — aber vergebens. Der Zweikampf fand statt und Algernons Freund verwundete seinen Gegner gefährlich. Die nähern Umstände wußte der Kornet nicht.

Jetzt war Alles erklärt und Algernons Bild ganz glänzend rein vor Emilie.

Algernon kam gegen Abend; er war ganz ruhig, aber ernst, und setzte sich nicht, wie gewöhnlich neben seine

Braut. Emilie war nicht vergnügt; sie schien nicht den ersten Schritt zur Versöhnung thun zu wollen, bewies aber doch durch manche kleine Aufmerksamkeiten gegen Algernon, wie sehr sie dieselbe wünschte. Sie bot ihm selbst Thee, fragte, ob er ihn süß genug finde, ob sie ihm noch eine Tasse einschenken dürfe u. s. w. Algernon blieb kalt gegen sie, schien oft in tiefe Gedanken zu verfallen und zu vergessen, wo er war. Emilie zog sich verletzt zurück; sie wurde ganz niedergeschlagen, setzte sich in einiger Entfernung, um zu nähen und sah lange nicht von ihrer Arbeit auf.

Kornet Karl sagte zu Helena und mir: „Das Ding geht nicht besonders gut, aber was in aller Welt soll man thun, um es besser in Gang zu bringen? Ich kann nicht schon wieder mit Napoleon und Karl XII. heranrücken. Ich bin Vormittags mit ihnen aufgezogen und es ist mir nicht am Besten geglückt. Man muß gestehen, daß Emilie keine liebenswürdige Braut ist. Wird sie als Frau nicht anders, so... sollte sie jetzt nicht zu Algernon gehen, und ihn zu trösten und aufzumuntern suchen? Seht, jetzt geht sie — — nein sie hat sich blos einen neuen Knäulzwirn geholt. Armer Algernon! Ich fange an es für ein reines Glück zu halten, daß ich so gefühllos bin. Die armen Liebenden haben schmerzlichere Leiden auszustehen, als wir jungen Militärs, bis wir die verschiedenen Grade passirt haben. Wäre ich Bräutigam — — ei sieh da, der kleine Claes! Was ist dein Begehr ... ein Zwieback? Geh zu Emilie, geh zu Emilie, ich habe keine Zwiebäcke. Ja, es kann Ihrer Hoheit gut thun, wenn sie sich ein wenig Bewegung macht."

Der Kornet sah nicht, wie ganz demüthig Ihre Hoheit diesen Abend in ihres Herzens Grunde war und daß Algernon an der zwischen ihnen eingetretenen Kälte die Hauptschuld trug.

Algernon und Emilie näherten sich diesen Abend einander nicht mehr und trennten sich kalt — wenigstens scheinbar.

Am Freitag Morgen beschloß Emilie die Verbindung aufzuheben. Algernon war edel, vortrefflich — aber er war so streng und liebte sie nicht; — er hatte dieß am vergangenen Abend deutlich gezeigt: sie wünschte jetzt ein Gespräch unter vier Augen mit ihm zu haben u. s. w. Algernon kam. Er war viel heiterer als Tags zuvor und schien zu wünschen, daß alles Unangenehme vergessen werden möchte. Emilie war im Bewußtsein ihres wichtigen Vorhabens Anfangs feierlich; aber Julie, Helena, Ihro Gnaden, Kornet Karl und ich machten uns so viel um sie herum zu schaffen, daß wir sie allmählig in unsern Wirbel hineinzogen und sowohl das Privatgespräch als alle innern Grübeleien hintertrieben. Man bekam jetzt zuweilen wieder ihr herzliches Lachen zu hören und ihr gedankenvolles Wesen ging nicht in Schwermuth über.

Nachmittags wurde der Ehecontract unterschrieben.

Selbst Sir Charles Grandisons Braut, die schöne Harriet Byron ließ (so sagt man) die Feder fallen, die sie ergriffen hatte, um ihren Ehecontract zu unterzeichnen und besaß nicht die nöthige Stärke und Geistesgegenwart, ihr Schicksal zu unterschreiben. Millionen junge Bräute haben in dieser Stunde gezittert und sich eben so benommen, wie sie; was Wunder, wenn die furchtsame, bange Emilie außer sich vor Schreck war! Die Feder fiel ihr nicht bloß aus der Hand, sondern machte sogar einen großen Dintenkleks auf das wichtige Papier, was sie selbst in diesem Augenblick für ein unglückliches Omen ansah und ich zweifle, daß sie noch unterzeichnet haben würde, wenn nicht der Oberst (ganz wie Sir Charles) die Feder ergriffen, sie zwischen ihre unbeweglichen Finger gelegt, sodann ihre zitternde Hand gefaßt und geführt hätte.

Am Abend, als wir auf unserm Zimmer allein waren, sagte Emilie mit einem tiefen Seufzer:

„Es muß also geschehen! Es kann nicht mehr ge=

holfen werden, und übermorgen wird er mich von Allem fortführen, was ich so innig liebe."

„Man sollte fast glauben," sagte Julie lächelnd, aber mit Thränen in den Augen, „man sollte fast glauben, es handle sich um eine Reise bis ans Ende der Welt und doch werden uns bloß ein paar Straßen und Märkte von dir trennen und wir können einander alle Tage sehen."

„Alle Tage, ja," sagte Emilie weinend, „aber nicht, wie jetzt alle Stunden."

Am Samstag war Emilie gut und zärtlich gegen Alle, aber niedergeschlagen und unruhig schien sie den Gedanken entfliehen zu wollen, die sie überall verfolgten.

Algernon wurde mit jedem Augenblick ernster und betrachtete seine Braut mit kummervoll forschenden Blicken. Es sah aus, als fürchtete er, sie möchte ihm mit ihrer Hand nicht ihr ganzes Herz schenken. Gleichwohl schien es ihm vor jeder Erklärung zu bangen und er vermied es, mit Emilie allein zu sein.

Ich hatte von einer Base der Schwägerin der Stiefschwester der Köchin im Hause erfahren, daß Algernon in mehreren armen Familien Speisen und Geld hatte austheilen lassen mit dem Bemerken, sie sollen sich am Sonntag eine gute Mahlzeit bereiten und fröhlich sein. Ich erzählte dieß Emilien, die ihrerseits dasselbe gethan hatte. Diese Sympathie in ihren Gedanken erfreute sie und gab ihr wieder einigen Muth.

Mittlerweile hatte man von allen Seiten fleißig genäht und gearbeitet, so daß am Tag vor der Hochzeit Alles fertig und in Ordnung war.

Es lag etwas Feierliches im Abschied an diesem Abende. Alle umarmten Emilie und in Aller Augen standen Thränen. Emilie bemeisterte ihre Rührung, konnte aber nicht sprechen. Alle dachten an den morgenden Tag.

Der Hochzeittag.

Der große, der erwartete, der gefürchtete Tag kam endlich. Emilie war kaum aufgestanden, als sie mit ahnungsvollem Blick zum Himmel emporsah. Er war mit grauen Wolken überzogen. Die Luft war kalt und neblich; Alles, was man durch das Fenster sehen konnte, trug den melancholischen Stempel, den ein kühler Wintertag sowohl den lebendigen als den leblosen Dingen aufdrückt. Der Rauch, der aus dem Schornstein emporstieg, wurde niedergedrückt und wälzte sich langsam über die Dächer hin, ihre weißen Schneedecken schwärzend. Ein ige alte Weiber mit rothen Nasen und blauen Backen führten ihre Milchkarren zu Markte, schrittweise von magern Kleppern gezogen, die ihre struppigen Köpfe mehr als gewöhnlich zur Erde hängen ließen. Selbst die kleinen Sperlinge schienen nicht wie sonst bei munterer Laune zu sein; sie saßen still und zusammengekauert die Dachrinnen entlang, ohne zu zwitschern oder zu fressen. Dann und wann regte einer von ihnen den Flügel oder öffnete seinen kleinen Schnabel, aber es geschah sichtlich aus Ueberdruß. Emilie seufzte tief. Ein klarer Himmel, ein Bischen Sonnenschein hätte ihr niedergedrücktes Gemüth aufgemuntert und erquickt. Wer wünschte nicht, daß eine klare Sonne seinen Hochzeittag überstrahlen möge? Es scheint uns, als könne Hymens Fackel nicht recht hell brennen, wenn sie sich nicht am reinen Licht der Himmelsstrahlen entzündet. Ein geheimer Glaube, daß der Himmel nicht gleichgültig auf unsere irdischen Schicksale blicke, bleibt beständig in der Tiefe unseres Herzens, und obgleich wie Staub, obgleich wir Atome sind, so erblicken wir doch, wenn das ewige Gewölbe von Wolken verdunkelt wird, oder in Klarheit strahlt, in diesen Wechseln immer irgend eine Sympathie oder eine Vorbedeutung, die uns gilt, und oft, sehr oft

sind unsere Hoffnungen und unsere Befürchtungen Kinder des Windes und der Wolken.

Emilie, die eine schlaflose Nacht gehabt hatte, und von den Ereignissen des vorhergehenden Tages noch niedergedrückt war, wurde durch diesen kühlen Morgen vollends ganz verzagt. Sie klagte über Kopfweh, und nachdem sie beim Frühstück Eltern und Geschwister umarmt hatte, bat sie, den Vormittag allein auf ihrem Zimmer zubringen zu dürfen. Man gewährte ihr dieß. Der Oberst sah ernster aus, als gewöhnlich. Die gnädige Frau machte ein so kummervolles Gesicht, daß es einem ins Herz schnitt, wenn man sie nur ansah. Sorge und Unruhe wegen Emiliens, tausenderlei Gedanken wegen des Hochzeitmahles beschäftigten abwechselnd ihre Seele, und Alles, was sie sagte, begann mit Ach! Auch der Kornet war nicht heiter, und Helenas ausdrucksvolles Gesicht hatte einen leichten Anflug von Wehmuth. Julie wunderte sich unbeschreiblich, wie ein Hochzeittag so düster beginnen könne, und auf ihrem Gesichte wechselte beständig die Lust zu weinen und zu lachen. Nur der Magister und die kleinen Dicken befanden sich bei ihrer gewöhnlichen Laune. Der erste biß sich in die Nägel, schwieg und sah in die Luft hinaus; die letzteren hörten gar nicht auf, zu frühstücken.

Ich ging den ganzen Vormittag der gnädigen Frau an die Hand, und es war nicht wenig, was wir theils zu besprechen, theils anzuordnen, theils selbstthätig zu bewerkstelligen hatten. Wir quirlten den Citronencrême, goßen Wasser auf den Braten, salzten die Suppe, jammerten mit den Andern über die verunglückten Pasteten, freuten uns über den prachtvollen Aufsatz, und verbrannten unsere Zungen wohl an siebzehn Saucen. Ach, es sind keine poetischen Flammen, welche Hymens Fackel auf dem Küchenherde anzündet!

Der Oberst bereitete selbst den Bischof und Punsch, und belästigte und hinderte uns nicht wenig; er brauchte so eine Menge Sachen, so eine Menge Leute, und so

eine Menge Platz dazu, und schien zu glauben, alles Andere sei von gar keiner Bedeutung, was Ihro Gnaden ein wenig ärgerte. Sie hielt ihrem Manne deßhalb eine kleine Vorlesung, und er — er gab ihr Recht.

Während ich die Köchin in der elegantesten Art, ein Vorgerücht aufzutischen unterwies, kam Julie mit Thränen in den Augen in die Küche gesprungen. „Gib mir," rief sie mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, „gib mir etwas Gutes für Emilie. Sie hat Nichts gefrühstückt, sie wird krank werden und vor lauter Schwäche heute noch in Ohnmacht fallen. Was hast du da? Bouilloneier! ich nehme zwei. Geléegläser! auch zwei. Ich darf doch wohl? Ach, auch noch ein wenig Capricesauce, diese macht munter — und jetzt ein Stückchen Fisch oder Fleisch dazu, ein paar französische Brödchen . . . . noch einige Backwerke dazu, dann bin ich zufrieden. Emilie ißt so gerne süße Sachen. Weißt du auch, was sie thut, Beate?" fuhr sie flüsternd fort; „sie betet, ich habe durch das Schlüsselloch geguckt, sie liegt auf den Knieen und betet. Gott segne sie!" Und klare Perlen rannen über Juliens Wangen, während sie mit drei vollen Tellern hinauseilte, von denen ich noch nicht begreife, wie sie dieselben trug.

Endlich wurden wir, d. h. der Oberst, die gnädige Frau und ich, mit unsern Anordnungen fertig, und nachdem wir mit den nöthigen Instructionen Alles der Bedienung überlassen hatten, begaben wir uns fort, um uns zum Mittagessen anzukleiden.

Später ging ich zu Emilie. Sie stand in ihrem Brautschmuck vor dem Spiegel, und betrachtete sich mit einem Blick, der weder Freude, noch jenes Selbstbehagen ausdrückte, das ein schönes und gutgekleidetes Frauenzimmer fast jederzeit bei Anschauung ihres liebenswürdigen Ich empfindet. Helena befestigte ihre Armbänder und Julie lag auf den Knieen, um Etwas an der Garnirung in Ordnung zu bringen. „Sieh einmal," rief Julie, als ich ins Zimmer trat, „ist sie nicht reizend, ist

sie nicht schön? Und doch," fügte sie flüsternd hinzu, „möchte ich gerne die Hälfte meines Vermögens hergeben, um ihr ein anderes Gesicht zu kaufen. Sie ist so trübe und grau, wie Regenwetter." Emilie, die die letzten Worte hörte, sagte: „Man kann nicht lustig aussehen, wenn man nicht glücklich ist. Es kommt mir Alles so schwerfällig, so unerträglich vor. Dieß ist ein entsetzlicher Tag heute. Ich möchte nur sterben!" — „Gütiger Gott!" sagte Julie mit gefalteten Händen zu mir, „jetzt fängt sie an, zu weinen!.... dann bekommt sie rothe Augen und eine rothe Nase, und ist gar nicht mehr schön. Was sollen wir thun?" — „Liebe Emilie," sagte Helena sanft, indem sie der Schwester Hand an ihren Mund führte, „bist du nicht ein wenig unverständig? Diese Verbindung ist ja dein eigener und unser Aller Wunsch. Nach Allem, was Menschenvernunft beurtheilen kann, mußt du glücklich werden. Hat nicht Algernon die edelsten Eigenschaften .... liebt er dich nicht aufs Zärtlichste? Wo könntest du einen Mann finden, der deinen Eltern ein zärtlicherer Sohn, deinen Geschwistern ein liebevollerer Bruder wäre?" — „Dieß ist Alles wahr, Helena, oder vielmehr, es scheint wahr zu sein, aber ach, wenn ich daran denke, daß ich jetzt im Begriff stehe, meine ganze Existenz zu verändern.... daß ich meine Eltern verlassen, daß ich von euch, meine guten, meine geliebten Schwestern scheiden soll, und aus diesem Hause, wo ich so glücklich gewesen — um einem Manne zu folgen, dessen Herz ich nicht kenne, wie ich die euren kenne, der sich in Beziehung auf mich verändern und mich auf so mancherlei Art unglücklich machen kann — und daß dieser Mann fortan mein Alles sein — daß mein Schicksal unwiderruflich an das seinige gefesselt sein soll .... o Schwestern, wenn ich an dieß Alles denke, so wird es mir dunkel vor den Augen, ich fühle meine Kniee zittern — und wenn ich bedenke, daß heute .... heute .... in wenigen Stunden mein Schicksal entschieden werden soll... und daß ich jetzt noch die Freiheit

besitze, noch zurückgehen kann ... da fühle ich Qualen der Unentschlossenheit, der Ungewißheit, die ihr euch nicht vorstellen könnet. Beate! Schwestern! heirathet nie."

„Aber, liebste Emilie," erwiederte Helena, „du findest es ja sonst so leicht, dich in die Nothwendigkeit zu fügen; bedenke jetzt, daß dein Schicksal bereits entschieden, daß es bereits zu spät ist, deinem Glücke zu entsagen. —" „Zu spät," rief Emilie, ohne auf die letzten Worte zu achten — „zu spät ist es nicht, so lange uns noch kein Priester vereinigt hat ... ja selbst am Fuße des Altars habe ich noch das Recht ... und kann ..." — „Und du könntest es übers Herz bringen!" brach Julie in einem höchst tragischen Tone aus; „du könntest Algernon in Verzweiflung stürzen wollen, du könntest ... —" „Komödie!" sagte eine Stimme in der Thüre, und der Oberst stand darin mit gekreuzten Armen, ironischen Blicks Julie betrachtend, die eine Stellung angenommen hatte, nicht unähnlich derjenigen, in welcher die bekannte Demoiselle George in Semiranis und Maria Stuart applaudirt wurde. Julie erröthete, noch mehr aber Emilie.

Der Cornet, der seinem Vater folgte, überreichte seiner Schwester von Algernon einige frische, ausgesucht schöne Blumen, nebst einem Billet, das zwar bloß einige wenige, aber nichts weniger als kalte und inhaltslose Zeilen enthielt.

Emiliens Gesicht klärte sich auf; sie drückte ihrem Bruder die Hand. Er warf sich in einem Anfall von Ritterlichkeit ihr zu Füßen, und bat um die Gnade, ihre Schuhspitze küssen zu dürfen. Sie hielt ihm mit gnädiger Miene ihren kleinen Fuß hin, und während er sich beugte, nicht, wie es schien, um die Schuhspitze zu küssen, sondern um hineinzubeißen, schlang sie die Arme um seinen Hals und küßte ihn herzlich. Der Oberst ergriff ihre Hand, führte sie mitten ins Zimmer, und wir schlossen einen Kreis um sie. Als sie seine zärtlichen Vaterblicke und die unsrigen voll Freude und Liebe auf sich geheftet sah, da überkam sie ein angenehmes Gefühl; sie erröthete

und wurde jetzt so schön, als Julie nur wünschen konnte. Ihre Kleidung war einfach, aber höchst geschmackvoll und elegant. Denjenigen meiner jungen Leserinnen, die Etwas mehr über ihre Toilette zu erfahren wünschen, sei kund und zu wissen gethan, daß sie ein weißes, mit Spitzen garnirtes Seidenkleid anhatte, daß in ihrem hellen, unendlich schön geschmückten Haare der grüne Myrthenkranz prangte, über welchen ein Schleier (Helenas prachtvolle Arbeit) pittoresk geworfen war, der ihrem sanften, unschuldsvollen Gesichte viele Aehnlichkeit mit dem der Madonna des Paul Veronese gab. Um sie ganz bezaubernd zu machen, fehlte nur der Ausdruck von Seligkeit, Hoffnung und Liebe, welcher der schönste Schmuck einer Braut ist.

Inzwischen schien ihr das Herz etwas leichter geworden zu sein, und gleichsam, um mit ihren Gefühlen zu harmoniren, brach die Sonne durch die Wolken vor und warf einige blasse Strahlen ins Zimmer herein.

Dieser äußere, sowie der innere Lichtschein, währte indeß bloß einige Augenblicke. Es wurde wieder finster. Als wir zum Mittagessen hinabgingen, zeigte mir Julie mit jammernder Miene all die Speisen, die sie für Emilie geholt hatte, und die noch unberührt dastanden. Ein einziges Geléeglas war geleert.

Bei Tisch blickte Emilie auf alle Diejenigen umher, die sie jetzt bald verlassen sollte, und ihr Herz schwoll und Thränen drängten sich unaufhörlich aus ihren Augen hervor. Man aß ohne die gewöhnliche Munterkeit, Niemand schien Appetit zu haben, außer wie immer der Magister und die Dicken. Emilie, die unter ihrem Myrthenkranze schwerer niedergedrückt zu sein schien, als je ein König unter dem Diademe, aß Nichts und lachte nicht ein einzigesmal, ungeachtet der vortrefflichen Veranlassung, die ihr der Magister durch drei merkwürdige Proben seiner Zerstreutheit dazugab, worüber sogar der Oberst sich eines Lächelns nicht enthalten konnte. Die erste war, daß er seine Tabaksdose und das Salzfaß ver-

wechselte, die beide neben ihm auf dem Tische standen; er streute eine Portion Taback in die Suppe und nahm eine ansehnliche Prise aus dem Salzfasse, was manche absonderliche Grimassen von seiner Seite zur Folge hatte, und ihm viele Thränen aus den Augen trieb. Die zweite war, daß er, um diese zu trocknen, statt seines Nastuchs einen Zipfel vom Shawl der gnädigen Frau ergriff, der ihm indeß mit Eile und Schreck entrissen wurde; die dritte, daß er mit dem Bedienten, der ihm den Braten servirte, Umstände und Komplimente machte, und das Fräulein bat, sich doch gefälligst vorher zu versehen. Julie sah höchst bekümmert auf ihre Schwester. „Sie ißt nicht und lacht nicht," flüsterte sie mir zu, „es ist gar zu betrübt!"

Noch betrübter wurde es Nachmittags, als die wenigen eingeladenen Gäste sich versammelten und Algernon, den man bei Zeiten erwartete, Nichts von sich hören ließ. Die gnädige Frau sah unaufhörlich mit der unruhigsten Miene von der Welt nach der Thüre und kam beinahe viermal zu mir, bloß um zu sagen: „Ich begreife nicht, wo Algernon so lange bleibt." Die Gäste fragten ebenfalls nach ihm, Emilie fragte Nichts, sah nicht nach der Thüre, aber man konnte deutlich merken, wie sie mit jedem Augenblick ernster und blässer wurde. Julie setzte sich neben mich, nannte mir die Ankommenden und gab einige Bemerkungen über sie Preis. Und die gut gewachsene schöne Dame dort, die sich so hübsch präsentirt, ist die Baronin S. Wer sollte wohl glauben, daß sie jedesmal, so oft sie in einen Salon tritt, dermaßen in Verlegenheit kommt, daß sie zittert? Sieh ihre seelenvollen Augen, aber traue ihnen nicht; sie kann von Nichts sprechen, als vom Wetter, und daheim gähnt sie den ganzen Tag. Wer kommt jetzt da, der so bettlermäßig den Hut vor sich her durch die Thüre hereinstreckt? — Ha, ha! Onkel P.; ein guter Alter, der aber an der Schlafsucht leidet. Gott gebe, daß er nur nicht während der Harmonie zu schnarchen anfängt. Jetzt sieh einmal meinen Arvid an,

Beate, dort am Ofen. Ist er nicht ein Apoll? Nur kommt es mir vor, als wärme er sich mit gar zu vieler Bequemlichkeit ... Er scheint ganz zu vergessen, daß noch andere Leute im Zimmer sind. Diejenige, die so eben hereintrat, ist meine Cousine, Madame M. Sie ist ein wahrer Engel. Und dieser kleine zarte Körper beherbergt eine große Seele."

„Sieh, wie Emilie sie Alle empfängt ... ganz als wollte sie sagen: ihr seid gar zu gütig, meine Herren und Damen, daß ihr kommt, um meinem Begräbnisse anzuwohnen. Ich begreife nicht, was Algernon denkt, daß er so lange ausbleibt. Gütiger Gott, wie unglücklich Emilie aussieht!"

„Sieh, das ist der Priester. Trotz seiner Warzen und seiner rothen Augen hat er etwas Einnehmendes, ich empfinde eine Art Respekt vor ihm."

„Sieh, wie Karl Emilie aufzumuntern und zu zerstreuen sucht. Recht so, mein Bruder, nur hilft es jetzt Nichts."

„Nun, Gott sei Dank, da kommt Algernon endlich! Aber wie ernst und bleich er ist! .... und doch ist er schön. Er geht zu ihr hin — sieh nur, was für ein stolzes Gesicht sie ihm bietet! Er entschuldigt sich, glaube ich ... was? Er hat heftiges Zahnweh gehabt, hat sich einen Zahn ausziehen lassen müssen. Armer Algernon! Zahnweh an seinem Hochzeittage! Welches Schicksal! Sieh, jetzt sitzen sie alle im Kreise herum! Ein Kreis mit sitzenden Personen kann auch mir Nervenzufälle machen. Wovon sprechen sie? Ich glaube wahrhaftig vom Wetter. Ein höchst interessantes Thema, so viel ist wahr. Uebrigens kommt auch nirgends her eine Aufmunterung — höre nur, wie der Schnee und Regen an die Fenster prasseln! Es ist entsetzlich warm hier innen... und Emilie trägt dazu bei, die Luft bleischwer zu machen. Ich muß hingehen und mit ihr sprechen."

Nach einer Weile kam Jemand und meldete, auf den Treppen und im Vorsaale sammeln sich eine Menge Leute, welche die Braut zu sehen wünschen.

Eine neue Qual für die schüchterne Emilie. Sie stand auf, setzte sich aber schnell wieder, erbleichend. „**Eau de Cologne! Eau de Cologne!**“ schrie Julie mir zu, „sie erblaßt, sie fällt in Ohnmacht!“ — „Wasser!“ rief der Oberst mit donnernder Stimme. Der Magister bekam den Theekessel in die Hand und stürzte mit ihm vor. Ich weiß nicht, ob dieser Anblick oder eine geistige Anstrengung ihre aufgeregten Gefühle zu bewältigen, es bewirkte, daß Emilie ihre Schwäche überwand; sie erholte sich schnell und ging gefolgt von ihren Schwestern hinaus, während sie einen Blick voll Unruhe und Mißvergnügen auf Algernon warf, der in einiger Entfernung unbeweglich dastand und sie mit ungewöhnlichem, beinahe strengem Ernste betrachtete.

„Sind Sie verrückt?“ rief halblaut Onkel P. und zupfte den Magister, der noch mit verwirrten Augen und den Theekessel in der Hand dastand, am Arme. Der Magister, erschrocken, wandte sich hastig um und stieß auf die kleinen Dicken, die über einander umpurzelten, wie zwei Kegel, wenn die Kugel sie berührt hat. Der Theekessel in des Magisters Hand fiel zu, verbrannte seine Finger und er ließ ihn mit einem Wehgeschrei auf die unglücklichen Dicken fallen, über deren unbeweglichen Körpern eine wirbelnde Rauchwolke aufstieg. Wäre der Mond herabgefallen, er hätte keine größere Bestürzung verursachen können, als im ersten Augenblick diese Katastrophe mit dem Theekessel. Axel und Claes gaben keinen Laut von sich und die gnädige Frau war geneigt zu glauben, es sei aus und vorbei mit den kleinen Dicken. Als aber Algernon und der Oberst sie aufrichteten und schüttelten, so zeigte es sich, daß sie noch vollkommen beim Leben waren. Sie waren bloß so verduzt, so erschrocken und so außer sich, daß sie im ersten Augenblick sich weder rühren, noch sprechen konnten. Glücklicherweise war das heiße Wasser, womit man sie übergossen hatte, größtentheils über ihre Kleider geflossen; ohnehin war es vermuthlich schon ein wenig abgekühlt, indem man schon

seit einer halben Stunde aufgehört hatte, Thee zu trinken.

Nur ein Fleck auf Axels Stirne und Claes linke Hand erforderte einige Pflege. Der Magister war in Verzweiflung, die Jungen weinten. Man brachte sie zu Bette und ich versprach ihnen so viel Zeit zu widmen, als nur möglich. Die gnädige Frau, die in ihrer liebenswürdigen Güte nie ruhig ein betrübtes Gesicht sehen konnte, suchte jetzt den Magister zu trösten. Es gelang ihr am Besten dadurch, daß sie ihn darauf aufmerksam machte, mit welchem ächten Spartanergeist die Jungen den ersten Angriff aufgenommen haben, worin sie einen ausgezeichneten Beweis für die vortreffliche Erziehung erkenne, die er ihnen gegeben. Der Magister wurde ganz fröhlich und warm und sagte nicht ohne Ruhmredigkeit, er hoffe auch die hoffnungsvollen Söhne von Ihro Gnaden zu wirklichen Spartanern heranzubilden. Ihro Gnaden hoffte, daß dieß nur nicht vermittelst erneuerter Douchebäder mit siedendem Wasser geschehen möchte, indeß gab sie ihrer Hoffnung keine Worte.

Mittlerweile war die Ausstellung der Braut zu Ende gegangen, und müde verließ Emilie das Zimmer, wo sie einem sonderbaren, aber alten schwedischen Gebrauche gemäß genöthigt gewesen war, sich vor einer Menge neugieriger, gleichgültig musternder Blicke zu zeigen.

„Man hat sie nicht schön gefunden," sagte Julie in einem jammervollen Tone zu mir, „und es ist auch kein Wunder, denn sie war finster und kühl wie ein Herbsthimmel. Wir hatten Emilie in ein abgelegenes Zimmer geführt, um sie eine Weile ruhen zu lassen. Sie sank auf einen Stuhl nieder, hielt ihr Tuch aufs Gesicht und schwieg. Alles im Salon war zur Ceremonie bereit. Man wartete nur noch auf Emilie.

„Rieche an Eau de Cologne, Emilie. Liebe Emilie, trinke ein Glas Wasser!" bat Julie, die jetzt zu zittern anfing.

„Man wartet auf dich, beste Emilie," sagte Cornet

Karl, der jetzt ins Zimmer trat und sich erbot, die Schwester hinaus zu geleiten. „Ich kann nicht — ich kann wirklich nicht kommen," erwiederte Emilie mit einer Stimme, worin sich die höchste Angst ausdrückte. „Du kannst nicht!" rief der Cornet mit der größten Verwunderung, warum? und er sah uns Alle fragend an. Julie stand in einer tragischen Stellung, die Hände über den Kopf gefaltet da. Helena saß mit einem Ausdruck von Mißvergnügen auf ihrem ruhigen Gesichte da und ich — ich kann mich unmöglich erinnern, was ich that, aber in meinem Herzen sympathisirte ich mit Emilie. Keines von uns antwortete.

„Nein, ich kann nicht kommen!" fuhr Emilie mit einem ganz ungewöhnlichen Affekte fort, „ich kann diesen auf immer bindenden Eid nicht schwören. Ich habe eine Ahnung..... wir werden mit einander unglücklich werden... wir passen nicht zusammen. Es kann meine Schuld sein;... aber dennoch ist es mir gewiß. In diesem Augenblick ist er sicherlich unzufrieden mit mir, hält mich für ein launenhaftes Geschöpf.... denkt mit Widerwillen daran, mit einem solchen sein Schicksal zu verketten.... sein strenger Blick hat mir so eben dieß Alles gesagt.... er kann Recht, vollkommen Recht haben... und deßhalb ist es das Beste für ihn, wie für mich, wir trennen uns jetzt." — „Aber Emilie" rief der Bruder... „bedenkst du auch, was du sagst? Es ist jetzt zu spät, der Pfarrer ist ja schon da... die Hochzeitsgäste... Algernon." — „Geh zu ihm, bester Karl," rief Emilie mit steigender Bewegung; „bitte ihn, hieher zu kommen, ich will selbst mit ihm sprechen, will ihm Alles sagen... es kann nicht zu spät sein, wenn es darauf ankommt, die Ruhe und das Glück des ganzen Lebens zu retten; — gehe; ich bitte dich, gehe!" — „Barmherziger Gott! Was soll daraus werden!" rief Julie und sah aus, als wollte sie Himmel und Erde zu Hülfe rufen. „Denk an den Vater, Emilie!" — „Ich will mich ihm zu Füßen werfen, er wird nicht das ewige Unglück seines Kindes wollen!" — „Wenn

wir sie doch noch auf irgend eine Weise zerstreuen .... auf einen Augenblick mit irgend etwas Andrem beschäftigen könnten," flüsterte Helena dem Bruder zu. Kornet Karl öffnete eine Thüre, als wollte er hinausgehen, in demselben Augenblick hörten wir das Geräusch eines heftigen Stoßes; der Cornet rief: „O weh, mein Auge!" Ein allgemeiner Schreck entstand, denn dieser kleine Betrug wurde so natürlich bewerkstelligt, daß im ersten Augenblick keine von uns an einen Scherz dachte. Emilie, jederzeit zuerst bereit, Andern zu Hülfe zu eilen, that dieß trotz ihrer tiefen Unruhe auch jetzt; sie eilte mit einem in kaltes Wasser getauchten Tuche zu dem Bruder, zog seine Hand vom Auge, und fing an, es mit sorglichem Eifer zu bähen, während sie unruhig fragte: „Thut es sehr weh? Glaubst du, das Auge sei beschädigt? Glücklicherweise sieht man kein Blut ...."

„Das ist vielleicht nur um so gefährlicher," sagte der Cornet mit düstrer Stimme; aber ein unglückseliges, verrätherisches Lächeln zerstörte in diesem Augenblick die ganze List. Emilie untersuchte genau und überzeugte sich sogleich, daß der Stoß nichts weniger als wirklich war. „Ach," sagte sie, „ich sehe jetzt, was es ist. Es ist bloß eine von deinen Possen, aber sie sollen mich nicht irre machen .... ich bitte, ich beschwöre dich, Karl, wenn du die mindeste Zärtlichkeit für mich hast, so gehe zu Algernon und sage ihm, ich lasse ihn um eine Unterredung von einigen Minuten ersuchen."

„Daß auch keine von euch so viel Geistesgegenwart hatte, das Licht auszublasen," rief der Kornet und sah ärgerlich auf uns, besonders auf mich. Helena flüsterte ihm Etwas ins Ohr und ging von Julie begleitet hinaus.

Helena und ich schwiegen still, während Emilie in sichtbarer Seelenangst auf und abging und mit sich selbst zu sprechen schien. „Was soll ich thun? Was soll ich thun?" sagte sie einigemal halb laut. Jetzt hörte man Schritte im Zimmer nebenan. „Er kommt!" sagte Emilie

und zitterte am ganzen Leibe. Die Thüre öffnete sich und Algern ... nein der Oberst trat herein mit dem Ausdruck imponirenden Ernstes. Emilie schöpfte nach Athem, setzte sich, stand auf, setzte sich wieder, wurde blaß und roth. „Du hast gar zu lange auf dich warten lassen," sagte er ernst, aber nicht ohne Strenge; „jetzt komme ich, dich abzuholen." Emilie faltete die Hände, sah bittend zu ihrem Vater auf, öffnete den Mund, schloß ihn aber wieder, eingeschüchtert durch den strengen Ausdruck auf seinem Gesichte, und als er ihre Hand ergriff, schien alle Kraft zum Widerstande sie zu verlassen; mit einer Art verzweiflungsvoller Ergebung stand sie auf und ließ sich von ihm führen. Helena und ich folgte ihnen.

Der Saal war stark beleuchtet und sämmtliche Anwesende darin hatten die Augen auf die Thüre geheftet, durch welche Emilie, von ihrem Vater geführt, hereintrat.

Sie hat mir seither gesagt, sie habe bei ihrem Eintreten keinen einzigen Gegenstand klar unterscheiden können, und es sei ganz schwarz vor ihren Augen gewesen. „Dann war es kein Wunder," sagte ihr Bruder, „daß du aussahst, wie wenn du im Schlafe liefest."

Algernon betrachtete Emilie mit einem Ernste, der in diesem Augenblicke nicht geeignet war, ihr Muth einzuflößen.

Keines von ihnen sprach. Die Ceremonie begann. Das junge Paar stand vor dem Priester. Emilie war todesblaß und zitterte. Julie verlor ihren Muth gänzlich. „Das ist entsetzlich!" sagte sie und wurde beinahe so bleich, wie ihre Schwester. Jetzt erhob sich die Stimme, die den jungen Gatten ihre heiligen Pflichten erklären sollte. Diese Stimme war tief und wohllautend; sie schien von einem göttlichen Geiste belebt. Sie sprach von der Heiligkeit der Ehe, von der gegenseitigen Verpflichtung der Gatten, einander zu lieben, einander die Mühen des Lebens zu erleichtern, die eintreffenden Kümmernisse zu mildern und sich in wahrer Gottesfurcht vor-

zuleuchten; von jenem Gebote für einander, das sie so innig vereinigt und ihrem ewigen Urquell nahe bringt; sie erklärte, wie die höchste Glückseligkeit auf Erden durch eine Verbindung befördert werde, welche auf diese Art nach Gottes Willen begonnen habe und sich fortsetze, und endlich rief sie den Segen des Höchsten über das junge Brautpaar herab. Diese so lieblichen, so schönen, so friedvollen Worte erweckten in jeder Brust stille und heilige Bewegungen. Alles war so still im Zimmer, daß man beinahe hätte glauben können, es athme Niemand. Ich sah, daß Emilie mit jedem Augenblick ruhiger wurde. Die wenigen Worte, die sie zu sagen hatte, sprach sie deutlich und mit sicherer Stimme. Während der Kniebeugung schien sie mit Hoffnung und Andacht zu beten. Ich warf inzwischen einen forschenden Blick um mich. Der Oberst war blässer als gewöhnlich, betrachtete aber das junge Paar mit einem Ausdruck voll Ruhe und Zärtlichkeit. Die gnädige Frau weinte, sah aber nicht von ihrem Buche auf. Julie war außer sich, obgleich sie weder Hand noch Fuß rührte. Helena blickte mit einem Gebet in ihrem klaren Auge zum Himmel empor. Der Kornet suchte sich den Anschein zu geben, als sei es etwas Anders, als Thränen, was seine Augen so roth machte. Die Blinde lächelte still. Die übrigen Anwesenden zeigten alle mehr oder weniger Rührung; ganz besonders aufgeregt war der Magister, der allein gegen das Ende der Ceremonie die Stille störte, indem er sich unaufhörlich schneuzte. Glücklicherweise hatte er dießmal sein Nastuch richtig gefunden.

Der Segen wurde über das Brautpaar von einer Stimme gelesen, so sanft und so majestätisch, als wäre sie vom Himmel gekommen. Die Trauung war vollendet. Emilie und Algernon waren für immer verbunden. Emilie wandte sich um, ihre Eltern zu umarmen. Sie schien ein ganz anderer Mensch zu sein. Ein milder Strahlenglanz ruhte auf ihrer Stirne und lächelte aus ihren Augen, ein klarer und warmer Purpur brannte auf

ihren Wangen. Sie war auf einmal in das Ideal einer glücklichen jungen Braut verwandelt. „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ flüsterte Julie mit thränenvollen Augen und gefalteten Händen. „Jetzt ist Alles gut!“

„Ja, jetzt kann nicht mehr geholfen werden!“ sagte der Oberst, indem er seine Rührung zu überwinden suchte und seine schalkhafte Miene annahm. „Jetzt bist du fest, jetzt kannst du nicht mehr nein sagen.“

„Ich wollte es jetzt auch nicht mehr,“ antwortete Emilie, anmuthig lächelnd, und sah zu Algernon auf mit einem Ausdruck, der eine lebhafte und reine Freude auf seinem Gesichte hervorrief. Ein Gefühl von Wohlbehagen und Heiterkeit breitete sich unter der Gesellschaft aus. Alle sahen aus, als wollten sie singen und tanzen. Onkel P. verrieth eine sprühende Lebhaftigkeit, veranstaltete eine Quadrille und stampfte bald munter an der Seite der eleganten Baronin S.., die zephyrgleich auf- und abschwebte. Beim Tanze zeichneten sich Arvid und Julie auf eine entzückende Art aus; man konnte die Augen kaum von diesem reizenden Paare abwenden. Ich tanzte mit dem Magister, der mich engagirt hatte... und hoffentlich nicht aus Zerstreutheit. Wir zeichneten uns ebenfalls aus, wiewohl auf eine ganz eigenthümliche Manier. Es kam mir vor, als wären wir ein Paar Billardkugeln, die beständig für die andern bereit stehen, um daran zu carambouliren. So viel ist gewiß, daß wir unaufhörlich theils stießen, theils gestoßen wurden, was ich hauptsächlich meines Kavaliers beständiger Verwechslung von Rechts und Links, und überhaupt von sämmtlichen Quadrilletouren zuschreiben muß. Indeß lachten wir so gut und laut wie alle andern über unsere Tölpelhaftigkeit, und der Magister sagte, er habe noch nie einen so muntern Walzer getanzt.

Helena spielte zum Tanze das Piano. Emilie hatte nicht tanzen wollen. Sie saß in einem kleinen Kabinet, dessen Thüren nach dem Tanzsaal geöffnet waren. Algernon an ihrer Seite. Sie sprach leise, mit Lebhaftigkeit

und Zärtlichkeit in ihren Mienen, und ich glaube, daß in diesem Augenblick der gordische Knoten aller Mißverständnisse, aller Bedenklichkeiten, Sorgen und Zweifel, der sie bisher getrennt hatte, sich auf immer löste. Der milde Schein einer einzigen Lampe, welche durch die Alabasterkuppel strahlte, warf ein bezauberndes Licht auf die beiden jungen Gatten. die jetzt eben so glücklich zu sein schienen, als sie schön waren.

Sie schienen die ganze Welt um sich her vergessen zu haben, aber Niemand von der Gesellschaft hatte sie vergessen. Jedermann warf verstohlene Blicke ins Kabinet hinein und lächelte. Julie kam mehreremale zu mir, zeigte mir mit strahlenden Blicken die Gruppe der Liebenden und sagte: „Sieh! Sieh!"

Später am Abend versammelte sich ein Theil der Gesellschaft im Kabinet, und die Unterhaltung wurde allgemeiner.

Einige neu herausgekommene Bücher, die auf einem Tische lagen, veranlaßten allerhand Aeußerungen sowohl über ihren Werth, als über Lectüre im Allgemeinen.

„Ich begreife nicht," sagte Onkel P. in seinem finnischen Accent, „was seit einiger Zeit an mir ist. Ich bin sonst in Allem so lebhaft und munter wie ein Fisch, aber wenn ich in die vertrackten Bücher hineinblicke, so liegen sie mir gleich auf der Nase, und ich sehe gar Nichts mehr."

„Lesen Sie auch gerne, meine gnädige Tante?" fragte Emilie die Baronin S.

„Ach mein Gott!" antwortete sie und erhob ihre schönen Augen zur Decke, „ich habe nie Zeit dazu; ich bin zu beschäftigt." Und sie hüllte sorgfältig ihren prächtigen Shawl um sich.

„Wenn ich je heirathe," sagte ein Herr von ungefähr sechzig Jahren, so mache ich es meiner Frau zur Bedingung, daß sie nie andre Bücher lesen darf, außer höchstens das Gesangbuch und das Kochbuch."

„Meine selige Frau las auch nie andre Bücher...

und doch ... was für eine stattliche Frau war sie nicht!“ rief Onkel P., indem er seine Augen trocknete und eine Prise Tabak nahm.

„Ja, ich begreife, hol mich der Tausend, auch nicht, warum die Frauenzimmer gegenwärtig sich so viel mit Lectüre befassen sollen; hol mich der Tausend, wenn ich das verstehe,“ sagte Lieutenant Arvid, indem er sich nach einem Teller Confect ausstreckte und eine Handvoll nahm.

Julie warf ihrem Bräutigam einen bittern Blick zu und ich glaube, sein „Hol mich der Tausend“ kam ihr dießmal ganz und gar nicht anziehend vor.

„Ich wollte,“ sagte sie, roth vor Aerger, „lieber Speise und Trank entbehren, als alle Lectüre. Gibt es wohl etwas, was die Seele mehr veredelt, als das Lesen guter Bücher? Etwas, was den Geist ... ich wollte sagen ... den Gedanken und das Gefühl mehr ... erhebt ...“

„Mein armes Julchen war nie glücklich, wenn sie sich auf das Erhabene warf. Ihre Gedanken hatten Etwas von der Natur der Raketen, die plötzlich als glühende Feuerstrahlen aufsteigen, aber beinahe in demselben Augenblick erlöschen und sich in Aschenstaub verlieren.

Kornet Karl beeilte sich, ein Glas Wein und Wasser über Lieutenant Arvid auszuschütten, und stellte sich, als hätte er die Rede der Schwester durch seinen Ausruf unterbrochen.

„Dacht ichs doch, es werde so gehen; ich wollte das Glas auf der Daumenspitze balanciren lassen. Pardon Schwager, aber ich glaube, du bist mir auf irgend eine Weise im Wege gesessen ... ich hatte den Arm nicht frei.“

„Ich werde mich gewiß hüten, dich ein andermal zu geniren,“ sagte Lieutenant Arvid halb lustig, halb ärgerlich, indem er aufstand und seinen Frack mit dem Nastuche trocknete; zugleich wählte er sich in seiner Vorsicht einen andern Platz.

Inzwischen sollte Julie nicht sobald aus ihrer kleinen Klemme kommen. Der alte, bücherfeindliche Herr wandte sich sehr gravitätisch an sie, und sagte:

„Ohne Zweifel liest Bäschen Julie meistens moralische Bücher und Predigten?“

„Nein... nicht gerade viel Predigten!“ antwortete Julie verlegen, und als sie in demselben Augenblick den durchdringenden Blick gewahrte, womit Professor L. sie betrachtete, erröthete sie stark.

„Dann lesen Sie wahrscheinlich Geschichte? — Das ist gewiß ein recht artiges Studium.“

„Nicht gerade die Geschichte,“ sagte Julie wieder munter und muthig, „aber Geschichten lese ich gar zu gerne. Kurz und gut, Onkel, wenn Sie wissen wollen, welcher Lectüre zu Liebe ich gerne Speise und Trank und Schlaf opfere — Romane sind es.“

Der alte Herr erhob Augen und Hände mit einem Ausdruck des Entsetzens. Nach seinem Gesichte konnte man in Versuchung kommen, zu glauben, Rousseaus Aeußerung: „Jamais fille sage n'a lu de romans,“ habe ihm den vollkommensten Abscheu gegen diese gefährliche Lectüre eingepflanzt.

Einige Mißbilligung verrieth sich beinahe in Aller Blicken bei Juliens offener Erklärung. Die Baronin schien ganz beschämt über ihre Nichte. Nur der Professor lächelte voll Güte, und der Kornet sagte mit vielem Eifer:

„Es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn man solche Romane, wie sie heutzutage geschrieben werden, gerne liest. Die Corinna der Frau von Staël hat mich eine schlaflose Nacht gekostet, und über Walter Scotts Rebekka habe ich drei Tage lang meinen ganzen Appetit verloren.“

Julie sah ihren Bruder mit der größten Verwunderung an. Emiliens sanfte hellblaue Augen erhoben sich gleichfalls fragend zu ihm. Indeß fand er für gut, ihnen auszuweichen. „Meine Euphemie soll nie Romane

lesen," sagte die Baronin S., worauf sie die Lippen hart zusammenkniff, sich höher in die Sophaecke hinauf setzte und auf ihren schönen Shawl herabsah.

„Ach, beste Tante," sagte Madame M. lächelnd, indem sie den Kopf schüttelte; „was soll sie denn lesen?"

„Sie soll gar Nichts lesen."

„Eine ganz vortreffliche Idee!" meinte der alte Herr.

„Ich glaube in der That," sagte Algernon, „daß es besser ist, gar Nichts zu lesen, als blos Romane. Das Romanenlesen ist für die Seele, was das Opium für den Leib: ein ununterbrochen fortgesetzter Gebrauch schwächt und schadet. Verzeih, Julie, aber ich glaube, ein Mädchen könnte seine Zeit besser anwenden, als zu einer solchen Lectüre."

Julie sah aus, als hätte sie keine Lust, diese Bemerkung zu verzeihen.

Emilie sagte: „Ich glaube mit Algernon, daß diese Lectüre besonders für junge Frauenzimmer mehr schädlich, als nützlich ist."

Julie bekam Thränen in die Augen und sah Emilie an, als wollte sie sagen: „Setzest auch du dich wider mich?"

„Ich gebe zu," sagte Madame M., „daß sie sehr schädlich sein kann, wenn..."

„Schädlich!" rief der alte Herr, „sagen Sie verderblich, giftig, von Grund aus zerstörend."

Julie lachte. „Bester Professor!" rief sie, „helfen Sie, helfen Sie mir! Ich fange demnächst an, mich für ein ganz verlorenes und verirrtes Geschöpf zu halten. Ich bitte Sie, sagen Sie Etwas zur Vertheidigung der Romane, dann gebe ich Ihnen etwas Gutes," und schalkhaft lächelnd hielt sie einen Kranz von Confect in die Höhe.

„Es hat gewiß seine ganz guten Seiten," antwortete der Professor, „wenn es mit Auswahl und Maaß geschieht. Ich für meinen Theil halte die Lectüre guter

Romane für eine der nützlichsten sowohl, als der angenehmsten für die Jugend."

„Hört, hört!" rief Julie und klatschte in die Hände.

„Aber Sie müssen das näher motiviren, mein guter Herr, Sie müssen es motiviren!" rief Onkel P.

„Ja, ja, motiviren Sies!" schrie der alte Herr.

„Gute Romane," fuhr der Professor fort, „das heißt solche, die gleich guten Gemälden die Natur mit Wahrheit und Schönheit wiedergeben, bringen Vortheile mit sich, die keine andere Bücher in demselben Grade vereinigen. Sie stellen die Geschichte des menschlichen Herzens dar, und für welchen jungen Menschen, dem es darum zu thun ist, sich selbst und seine Mitgeschöpfe kennen zu lernen, ist diese nicht vom höchsten Werth und Interesse? Die Welt wird in ihren mannigfaltigen, wechselnden Gestalten aufs Lebendigste geschildert, und die Jugend erblickt hier vor ihren Augen die Karte des Landes, in welchem sie bald die lange Reise durchs Leben antreten soll. Das Schöne und Liebenswürdige jeder Tugend wird im Roman in einem poetischen, hinreißenden Glanze dargestellt. Das feurige, junge Gemüth wird hier vom Rechten und Guten entzückt, das ihm in einer ernsteren und strengeren Gestalt vielleicht abschreckend erschienen wäre."

„Ebenso werden auch die Laster und jede Gemeinheit in ihrer ganzen Abscheulichkeit hingestellt, und man lernt sie verachten, wenn sie auch von aller Pracht und Herrlichkeit der Welt umgeben sind. Dagegen begeistert man sich für die Tugend, und sollte sie unter der Last alles irdischen Elends kämpfen."

„Das wahre Gemälde der Belohnung des Guten und Bestrafung des Bösen im Menschen, obgleich seine äußeren Schicksale oft wenig Spuren davon tragen, tritt im Roman mit all der Klarheit, Lebendigkeit und Kraft hervor, die man jeder moralischen Wahrheit geben zu können wünschen muß, um sie recht gemeinfaßlich und fruchtbringend zu machen."

„Im Uebrigen ist es natürlich, daß eine edle Jugend die Romane wie ihre besten Freunde liebt, da sie in ihnen all die feurigen, großen und schönen Gefühle wieder findet, die sie in ihrem eigenen Herzen hegt, und die in demselben die ersten himmlischen Ahnungen von Glückseligkeit und Unsterblichkeit erzeugt haben."

Jetzt stand Julie mit strahlendem Entzücken auf ihrem reizenden Gesichte schnell auf, ging zum Professor hin und gab ihm nicht den Confectkranz, sondern umarmte ihn mit kindlicher Ergebenheit, und sagte: „Tausend Dank, tausend Dank, ich bin zufrieden, vollkommen zufrieden."

Der alte Herr blickte zum Himmel empor und seufzte.

Lieutenant Arvid sah nicht so vollkommen zufrieden aus, aß jedoch unverdrossen Confect.

Onkel P. schlummerte und nickte; der Kornet behauptete, dieß sei kein Zeichen des Beifalls.

Der Professor dagegen sah sehr vergnügt aus, und küßte mit einem Ausdruck natürlicher Güte das lebhafte Mädchen zuerst auf die Hand, dann auf die Stirne.

Lieutenant Arvid schob den Stuhl mit vielem Geräusche von sich. In diesem Augenblick öffneten sich die Thüren zum Speisesaale; es war aufgetragen.

Eine Mahlzeit hat immer ein eigenes Interesse für diejenigen, die mit der Anordnung, Anrichtung u. s. w. beschäftigt waren.

Jedes Gerücht, ein Kind unserer Bemühungen, hat seinen Antheil an unserem Interesse und Wohlbehagen, wenn es jetzt zierlich und lockend auf dem Tische steht, um sogleich auf immer zu verschwinden. Doch hat man bei solchen Gelegenheiten ein Herz von Stein, und ich bin überzeugt, daß es der gnädigen Frau eben so viel Vergnügen machte, wie mir, zu sehen, wie alle unsere delikaten Vor-, Zwischen- und Nachgerüchte in die Kehlen der Hochzeitgäste hinab verschwanden, augenscheinlich zu ihrem großen Vergnügen und Wohlbehagen. Die gnädige Frau, die nun wegen Emiliens ruhig war, und sich

überzeugte, daß das Serviren vortrefflich von Statten ging, machte die Honneurs mit einer Anmuth und Munterkeit, die blos dann und wann durch einen Gedanken an die kleinen Dicken gestört zu werden schien.

Die Braut war mild und strahlend. Algernon schien der glücklichste aller Sterblichen zu sein. „Sieh nur Emilie an, sieh nur Emilie an!“ sagte alle zehn Minuten Kornet Karl, der mein Tischnachbar war; „sollte man sie wohl noch für dieselbe Person halten, die sich und uns den halben Tag lang so geplagt hat?

Julie nahm eine vornehme und stolze Miene an, so oft ihr Geliebter sie anredete. Auch er kam endlich zu einem Entschluß, und schmollte ebenfalls, wiewohl immer mit vollen Backen.

Onkel P. schlief mit einem Stück weißer Gallerte auf der Nase ein, und ließ unter dem Plaudern und Gelächter der Gesellschaft dann und wann ein Schnarchen hören, gleich dem dumpfen Streichen auf einer Baßgeige, die in das Firliri kleiner Geigen einstimmt.

Gegen das Ende der Mahlzeit wurden Gesundheiten getrunken, nicht ceremoniöse und langweilige, sondern fröhliche und herzliche. Der Magister, befeuert von der Gelegenheit und dem Wein, sprach mit dem Glas in der Hand folgendes Impromptu zur Ehre des Brautpaares:

„Laßt die vollen Gläser klingen,
Hurrah! ausgeleert die Bowl'!
Mag der Schaum zur Decke springen,
Frohe Gatten, Euer Wohl!
Laßt uns einst bei Gläserklange
Und bei fröhlichem Gelag'
Feiern unter lust'gem Sange
Euern goldnen Hochzeittag.“

Unter allgemeinem Gelächter und Gläserklange wurde die Gesundheit getrunken. Sodann wurde auch die des

Magisters ausgebracht, der sich jetzt, wie ich fest überzeugt bin, wenigstens für einen kleinen Bellman hielt.

Nach der Mahlzeit wurden Emilien die angenehmsten Ueberraschungen zu Theil. Auf einem großen Tische im Salon lagen die Portraite ihrer Eltern und Geschwister ausgebreitet, in Oel gemalt, und fast Alle zum Sprechen ähnlich. „Auf diese Weise werden wir dich Alle in dein neues Haus begleiten,“ sagte der Oberst, indem er sie umarmte; „ja, ja, du wirst uns nicht los.“ Wonnige Thränen floßen über Emiliens Wangen; sie schloß ihren Vater, ihre Mutter, ihre Geschwister in die Arme, und konnte erst nach einer langen Pause danken. Hierauf wurde von der Gesellschaft eine genaue Musterung der Portraite vorgenommen, und es fehlte nicht an Bemerkungen aller Art. Da fand man einen Fehler an der Nase, dort waren die Augen zu klein, hier der Mund zu groß; überdieß hatte der Künstler nicht im Mindesten geschmeichelt, im Gegentheil u. s. w.

Arme Künstler! Seht, das ist die Revue, welche Tadelsucht, die allgemeinste aller Krankheiten, eure Arbeiten passiren läßt; arme Künstler! Wohl euch, daß ihr oft ein Bischen taub und zufrieden seid, wenn ihr nur das Geld in eurer Tasche spüret und das Bewußtsein eures Talents in der Seele besitzet.

Emilie allein sah nirgends einen Fehler. Gerade dieß war ihres Vaters Blick, ihrer Mutter Lächeln, Schwester Juliens schelmisches Gesicht, Bruder Karls rasches Wesen, Helenas Güte und ruhevoller Ausdruck. Und die kleinen Dicken, o sie waren zum Verwundern ähnlich. Man hatte Lust, ihnen Confect anzubieten.

Die armen kleinen Dicken! Verbrannt und geängstet hatten sie die Schmauserei meiden müssen, auf die sie sich drei Wochen lang gefreut. Indeß schlich den ganzen Abend immer eines von uns mit Aepfeln, Zuckerbroden u. s. w. zu ihnen hinauf. Im Anfang sprang der Magister selbst am Fleißigsten die Treppen auf und ab, aber als er auf dem ihm weniger bekannten Wege

drei Mal gestürzt war, verhielt er sich ruhig im Saale. Die gnädige Frau hatte inzwischen wenigstens sechs Mal mit einem höchst unruhigen Ausdruck zu mir gesagt: „Meine armen, kleinen Jungen! Ich werde gewiß heute Nacht bei ihnen wachen müssen!“ Und ich antwortete jedes Mal: „Das sollen Ihro Gnaden nicht, sondern ich werde bei ihnen wachen.“ — „Aber du schläfst gewiß ein.“ — „Ich werde nicht einschlafen, Euer Gnaden.“ — „Parole d'honneur?“ — „Parole d'honneur, Euer Gnaden.“ Und gejagt von Ihro Gnaden Unruhe begab ich mich, noch ehe die Gesellschaft auseinander ging, wohl ausgerüstet mit Pflastern, Tropfenfläschchen und Gutchen, zu ihnen hinauf.

Die kleinen Bürschchen waren mit den Letztern sehr wohl zufrieden und entzückt, daß man blos ihnen zu Liebe die ganze Nacht ein Licht brenne. Ihr Abenteuer von diesem Abend beschäftigte sie stark, und sie erzählten mir unaufhörlich, wie der Magister sie gestoßen habe, wie sie gefallen seien, und wie ihnen zu Muthe gewesen, als der Magister den Theekessel über sie geschüttet. Axel hatte dabei an die Sündfluth, Claes dagegen an das jüngste Gericht gedacht. Mitten unter der Erzählung schliefen sie ein.

Um halb zwölf Uhr vernahm ich das Geräusch von Glöckchen, Schlitten und Wagen vor des Obersten Haus. Um zwölf war schon Alles mäuschenstill sowohl in, als außer dem Hause.

„Bald werden Alle süß schlummern,“ dachte ich, und fing allmählig selbst an, unbeschreiblich schläfrig zu werden.

Nichts ist peinlicher, als allein zu sein, schläfrig zu werden, und doch wachen zu müssen, zumal wenn diejenigen, bei denen man wachen soll, aus Leibeskräften schnarchen; hätte ich nicht mein parole d'honneur darauf gegeben, die Augen nicht zu schließen, so hätte ich es vermuthlich auch bald so gemacht, wie sie. Ich strickte an einem Strumpfe, mußte es aber bald aufgeben, weil

ich alle zwei Minuten nahe daran war, mir die Augen auszustechen. Ich las, und verstand kein Wort von dem, was ich las. Ich ging ans Fenster, sah zum Mond hinauf, und dachte — Nichts. Der Docht meines Lichtes wuchs zu einer hohen Schwertlilie empor. Ich wollte es putzen und — zum Gipfel meines Unglückes löschte ich es aus.

Meine wachende Rolle wurde dadurch noch schwieriger. Ich versuchte es jetzt, mich durch Schreck aufrecht zu erhalten, und wollte in dem ungewissen Schimmer des weißen Ofens ein Gespenst von der weißen Frau sehen. Ich dachte an eine kalte Hand, die auf einmal die meinige ergreifen, an eine Stimme, die unheimliche Worte in mein Ohr flüstern, an eine blutige Gestalt, die aus dem Boden heraufsteigen werde, als sich auf einmal das Krähen eines Hahnes in der Nachbarschaft hören ließ, und im Verein mit dem hereinbrechenden Tage alle eingebildeten Gespenster verscheuchte.

Der melancholische Gesang zwei kleiner Schornsteinfeger, die von der Höhe ihrer rauchigen Lusthäuser herab den Morgen begrüßten, bildete die Ouverture zu dem überall erwachenden Leben.

In den Regionen der Küche loderten bald freundliche Feuer, der Kaffee verbreitete sein arabisches Parfüm in der Atmosphäre des Hauses, Menschen regten sich auf den Straßen, und durch die klare Winterluft erschallten wohltönend die Glocken der Kirchen, die zum Morgengebete riefen. Purpurfarbig wälzten sich die Rauchwolken gegen den hellblauen Himmel empor, und mit Freuden erblickte ich endlich die Sonnenstrahlen, die zuerst die Höhen und Sterne der Kirchthürme begrüßten, sodann ihren Lichtmantel über die Dächer der Menschenhütten ausbreiteten.

Die Welt um mich her öffnete klare Augen, ich gedachte die meinigen zu schließen, und als fröhliche Stimmen mich mit einem: „Guten Morgen!“ begrüßten, antwortete ich, halb schlafend: „Gute Nacht!“

Mittagsmahl. — Ragout von Allerhand.

Der Hochzeittag hat auch ein Morgen! . . . . . Ein langweiliger Tag im Hochzeithause! Von der ganzen gestrigen Festlichkeit bleibt wie von einem ausgelöschten Lichte Nichts übrig, als — — Dampf. Und wenn aus dem vertraulichen Kreise des Hauses nebst allen festlichen Klängen und Gewändern auch ein freundliches Gesicht (ein Sternenlicht an seinem Himmel) verschwunden ist, dann darf man sich nicht wundern, wenn der Horizont trübe erscheint; — ja, meine kleine Julie, ich fand es ganz natürlich, daß du wie eine Regenwolke aufstandest, und den ganzen Tag umher zogest, während dein Bruder Karl viele Aehnlichkeit mit einer Gewitterwolke verrieth, indem er aus dem einen Zimmer ins andern spazierte und den Sternengesang brummte, was ganz erschrecklich anzuhören war.

Der Verabredung gemäß sollten die Neuvermählten diesen Tag bei Algernons alter Großmutter zubringen, die ganz abgeschieden von der Welt lebte mit ihrer Magd, ihrer Katze, ihren Triefaugen und ihrer Menschenliebe, welch Letztere sie zu dem Wunsche vermochte, die Leute sollten nicht heirathen — ein frommer Wunsch, den sie auch auf ihren Enkel und Emilie ausdehnte — aber vergebens. Inzwischen hatte sie trotz ihres Aergers das junge Paar doch bei sich zu sehen gewünscht, und, wie das Gerücht erzählte, mit eigenen Händen die Aepfel zu dem Kuchen geschält, der dem mäßigen Mittagsmahle die Krone aufsetzen sollte. Tags darauf sollten wir die jungen Leutchen bei uns sehen, und am folgenden Tag wollten sie uns bei sich empfangen.

Inzwischen verlebten wir den Tag nach der Hochzeit in einer gewissen dumpfen Stille. Ihro Gnaden brachte den ganzen Tag Nichts über den Mund, als ein wenig Gerstenschleim.

Nachdem man den langweiligen Tag zu Ende gebracht und Jedermänniglich sich auf sein Schlafzimmer begeben hatte, empfand Julie ein lebhaftes Bedürfniß, noch ein wenig munter zu bleiben; sie ließ sich Wallnüsse geben, kam zu mir herein und setzte sich, um diese aufzuknacken und ihren Bräutigam zu loben.

„Wie beispiellos hübsch er ist! So geordnet, so verständig, so guthmüthig, so ruhig, so gemüthlich, so gesetzt... (eine delikate Nuß!) so bedächtig, so vorsichtig, so haushälterisch... dabei aber durchaus nicht geizig... so gut... und doch nicht zu gut... so... so ganz gerecht.“

Ich nickte zu Allem meinen Beifall, wünschte Julie viel Glück und gähnte ganz unbeschreiblich. Es gibt Vollkommenheiten, die einschläfern.

Tags darauf hatten wir etwas frischeren Wind. Die Neuvermählten kamen zum Mittagessen. Die Haube kleidete Emilie vortrefflich — sie war mild, ruhig, liebenswürdig — aber nicht gerade heiter, während dagegen Algernon sich ungewöhnlich munter, lebhaft und gesprächig zeigte.

Dieß wunderte und verdroß Julie; sie sah bald ihn, bald sie an und wußte nicht recht, wie sie daran war. Das gesammte Dienstpersonal ließ es sich unbeschreiblich angelegen sein, Emilie als gnädige Frau zu tituliren. Diese neue Benennung schien ihr ganz und gar nicht zu behagen, nnd als eine alte bewährte Dienerin vielleicht zum siebenten Mal sagte: „Liebes Fräulein... ach, Herr Jesus... gnädige Frau...“ so sagte sie, etwas ärgerlich und ermüdet: „Laß es sein, gute Alte!... Es liegt ja nicht so viel daran.“ Der Bediente bot ihr bei Tisch kein Gericht an, ohne mit großer Wichtigkeit zu fragen: „Befehlen die gnädige Frau?“ — „Ja, ja, der Kerl hat Welt,“ bemerkte der Oberst. Emilie sah aus, als ob sie diese Welt weniger angenehm fände. Voll Herzensangst zog Julie Nachmittags ihre Schwester in ein Zimmer, warf sich ihr zu

Füßen, schlang die Arme um sie und rief weinend: „Emilie, wie steht es? Liebe Emilie!... Gütiger Gott... du bist nicht heiter, du siehst niedergeschlagen aus. Bist du nicht vergnügt? Bist du nicht glücklich?" Innig umarmte Emilie ihre Schwester, und sagte tröstend, aber mit Thränen in ihren sanftmüthigen Augen: „Ich werde es wohl werden, liebe Julie. Algernon ist so gut, so edel... ich muß mit ihm glücklich werden."

Aber Julie war wie alle Leute von lebhaftem Temperament mit diesem „ich werde" nicht zufrieden; sie wollte ein „ich bin" und schien es für ganz verzweifelt, ganz unerhört und unnatürlich zu halten, daß eine junge Frau nicht unbeschreiblich glücklich sein sollte. Sie hatte Romane gelesen. Sie verhielt sich den ganzen übrigen Tag sehr kurz gegen Algernon, der sich nicht sonderlich darum zu kümmern schien.

Als Emilie mit thränenvollen Augen sich wieder verabschiedet hatte, ließ Julie ihrem Mißvergnügen freien Lauf, und ergrimmte gewaltig über Algernon, der so gleichgültig und so munter habe sein können, während Emilie so niedergeschlagen gewesen; „er sei ein Eiszapfen, ein Barbar, ein Heide, ein...." **NB.** der Oberst und die gnädige Frau waren bei dieser Philippika nicht anwesend. Der Kornet dagegen hatte eine andere Ansicht von der Sache — er war mit Emilien unzufrieden, die nach seinem Dafürhalten sich von ihrem Manne zu sehr aufwarten lasse. „Ist der arme Kerl nicht gelaufen, um ihr Nähzeug zu suchen? Hat er ihr nicht die Pelzschuhe angezogen, den Shawl und den Mantel umgehängt? und hatte sie ihm auch nur dafür gedankt?" Julie übernahm die Vertheidigung der Schwester, der Kornet die Algernons; der Geist des Wortwechsels warf bereits ein und das andre bittre Korn in den Streit, und die beiden guten Geschwister wären vielleicht uneins geworden, hätten sie nicht, als Beide sich bückten, um Helenas Nähnadel aufzuheben, die Köpfe zusammengestoßen, was den Zwist in eine Lachsalve auflöste und zur Folge hatte,

daß die Frage von den Rechten des Mannes und des Weibes, das Meer, auf dessen Wellen sich die beiden Streitenden ganz unvermuthet, ihnen selbst unbewußt, bereits schaukelten, schnell aufgegeben wurde.

Der folgende Tag war trostreich für Julie. Emilie war heiterer, und glücklich, ihre Eltern und Geschwister im eigenen Hause empfangen zu können, beschäftigte sie sich mit der ungezwungensten Anmuth, mit der innigsten Herzlichkeit, sie gut zu bewirthen. Der Oberst bekam zum Mittagessen seine Lieblingsgerichte, und die Freude glänzte aus Emiliens Augen, als ihr Vater zum zweitenmale von der Schildkrötensuppe begehrte, mit dem Zusatz, sie sei ganz ungemein gut. Ihro Gnaden waren nicht wenig erfreut über die Güte und Ordnung der Mahlzeit, sowie über sämmtliche Anstalten im Allgemeinen. Sie blinzelte zwar Etwas unruhig nach einem Pudding hin, dessen eine Seite etwas Ruinenmäßiges hatte; aber Julie drehte schnell und unbemerkt die Schüssel herum, und nun glaubte die gnädige Frau, die etwas kurzsichtig war, der Fehler liege an ihren Augen, und beruhigte sich.

Emilie hatte vollkommen das Wesen einer Hausfrau, und dieß stand ihr unendlich gut. Der Kornet war entzückt über seine Schwester und ihre ganze Umgebung in ihrem neuen Hause — er meinte, Alles spreche schwedisch, Sophas und Stühle, Tische, Gardinen, das Porzellan u. s. w. Es fand sich nichts Ausländisches vor, und eben daher kam es nach seiner Ansicht, daß man sich wohlbehaglich und heimisch fühlte.

Julie war sehr zufrieden mit Algernon, der, wenn er seiner jungen Frau auch nicht gerade den Hof machte, ihr doch fern oder nahe beständig mit liebenden Augen folgte; man sah deutlich, wie seine Seele sie umgab, und die Emiliens flog in manchem klaren und freundlichen Blicke, sich mit ihr zu vereinigen.

Wie gut der Kaffee schmeckt, wenn draußen Schnee-

gestöber und innen Sommerluft ist! Das fanden wir Frauenzimmer alle, als wir Nachmittags, um ein Feuer herum versammelt, beim Genusse der arabischen Bohne ein langes und heiteres Gespräch führten, in dessen Verlauf Emilie sich über die häuslichen Einrichtungen und Anordnungen erklärte, die sie zu treffen gedachte, um Ordnung und Wohlbehagen in ihrem Hause zu schaffen und worunter sie mit ihrem . . . ihrem Mann (dieses einsilbige Wort war ihr noch etwas schwer auszusprechen) theils bereits gesprochen hatte, theils noch sprechen wollte; und siehe da, es war Alles sehr gut, sehr zweckmäßig. Wir erwogen zwischen der Kaffeetasse und dem Ofenfeuer Alles genau und reiflich; wir gaben dazu und nahmen davon, wußten jedoch Nichts ausfindig zu machen, was besser gewesen wäre, als wie Emilie es ausgedacht hatte.

Die Familie gleicht einer Dichtung und zugleich einer Maschine. Ihre Poesie oder der Gesang der Gefühle, der alle ihre Mitglieder durchströmt und mit einander vereinigt, der Blumenkränze in die Dornenkronen des Lebens flicht und den nackten Berg der Wirklichkeit mit dem Grün der Hoffnung kleidet — davon weiß jedes Menschenherz. Aber die Maschinerie, (ohne deren wohlgeleitete Bewegungen die Oper des Lebens dennoch ein Stück ohne Haltung bleibt) diese halten Viele für minder wesentlich und sind nachläßig in ihrer Leitung. Und gleichwohl ist dieser Theil der Einrichtung des häuslichen Lebens nicht der am wenigsten wichtige für sein harmonisches Fortbestehen. Es verhält sich mit dieser Maschinerie wie mit der einer Uhr. Sind alle Räder, Federn u. s. w. gut in Ordnung, so bedarf der Pendel bloß eines Schwunges und Alles wird in zweckmäßige Bewegung gesetzt, Alles geht wie von selbst in Ordnung und Ruhe vor sich, und die goldnen Zeiger des Friedens und Wohlbehagens zeigen alle Stunden auf der klaren Tafel an.

Dieß fühlte Emilie und ließ es sich angelegen sein,

ihre Haushaltung gleich von Anfang an so einzurichten, daß sie trotz kleiner zufälliger Stöße und Püffe des Schicksals dennoch bis zum Ende mit Ordnung und Annehmlichkeit fortbestehen könnte — bis das Loth abgelaufen wäre.

Ein köstliches und wichtiges Ding zur Förderung dieses Zweckes ist die kluge und sorgfältige Anordnung der Geldangelegenheiten. In Emiliens Haushaltung wurden diese auf einen guten und verständigen Fuß gestellt. Aus der großen, gemeinschaftlichen Kasse gingen, verzweigten und ordneten sich mehrere kleinere Kassen, die gleich Bächen einer und derselben Quelle entströmt und umsichtig nach verschiedenen Gegenden hingeleitet, die Plantage der Haushaltung befruchteten.

Emilie sollte für ihre eigene besondere Rechnung jährlich eine gewisse Summe erhalten, die sie zu Kleidern oder andern kleinen Ausgaben zu verwenden hatte, welche in das Register der Haushaltung nicht aufgenommen wurden. Und da ihre Kleidung jederzeit einfach und geschmackvoll sein sollte, wie sie es bisher gewesen, so konnte sie den größern Theil dieser Gelder dazu verwenden, ihr Herz zu erfreuen — rathet — oder vielmehr, sagt, auf welche Weise, holde Leserinnen — denn ihr wißt es schon.

Eine Frau muß ihre eigene Kasse haben — groß oder klein, gleichviel. Zehn, fünfzig, hundert oder tausend Thaler — je nach den Verhältnissen — aber ihr Eigenthum, über das sie bloß sich selbst Rechenschaft gibt. Wollt ihr wissen warum, ihr lieben Herren, die ihr von euern Frauen sogar über Stecknadeln und Pfenninge Auskunft verlangt? — Hauptsächlich und ganz besonders um eurer eigenen hohen Ruhe und Gemächlichkeit willen. Ihr begreift das nicht? Nun wohlan. Eine Magd zerbricht eine Theetasse, ein Bedienter schlägt ein Glas zusammen oder es fallen auch plötzlich auf einmal Theekanne, Tassen und Gläser in Stücke, die Niemand zerschlagen hat u. s. w. Die Frau, ohne eine eigne Hand-

kasse, die dennoch Tassen und Gläser in Ordnung halten muß, kommt zu ihrem Manne, erzählt das Unglück und verlangt ein Bischen Geld, um den Schaden zu ersetzen. Er brummt Etwas über die Dienstboten, über die Frau, die nach den Dienstboten sehen soll. „Ja Geld . . . ein Bischen Geld . . . das Geld wächst mir nicht aus der Erde heraus und regnet nicht vom Himmel herab . . . mehrere kleine Bäche geben auch einen großen Fluß u. s. w.“ — Summa, er muß ein Bischen Geld herausgeben und geräth dabei oft in eine sehr üble Laune.

Hat die Frau dagegen ihre eigene kleine Handkasse, so kommen ihm solche kleine Verdrießlichkeiten niemals nahe. Kinder, Dienstboten und Unglück bleiben sich immer gleich; — aber man merkt keine Störung, Alles ist vorhanden, wie immer, Alles ist in Ordnung und des Hauses Oberhaupt, das vielleicht mit der größten Ruhe auf einmal tausend Reichsthaler weggeben würde, braucht nicht über einige Zwölfschillinge, die ihm in fünf Ansätzen ausgepreßt werden, seinen Gleichmuth zu verlieren, der für das ganze Haus, wie für ihn selbst so unschätzbar ist.

Und rechnest du sie für Nichts, du gefühlloser Nabob, diese kleinen Ueberraschungen, diese kleinen Geburts- und Namenstagsfreuden, die deine Frau dir zu bereiten sich das Vergnügen machen kann? — Diese tausend kleinen Annehmlichkeiten, die unerwartet wie Sternschnuppen auch so wie sie am Himmel des Hauses funkeln und die dir alle von der Zärtlichkeit deiner Frau geschenkt werden, unterstützt von e i n w e n i g G e l d, das du ihr im Großen überlässest, um es mit reichen Zinsen an Gemächlichkeit und Freuden im Kleinen zurückzuerhalten?

Nun, ist es jetzt klar? Algernon hat es schon lange eingesehen und dieß war von bedeutendem Einfluß auf Emiliens künftiges Glück.

Jedem ächten Weiberherzen macht es so eine unbeschreibliche Freude zu g e b e n, sich im Wohlbehagen und der Freude Anderer lebend zu fühlen — es ist dieß der

Sonnenschein des Herzens und im kühlen Norden vielleicht nöthiger, als irgendwo anders. Ueberdieß ist ein Bischen Freiheit etwas so Erfrischendes.

Wo war ich so eben?... Ach richtig, bei Emilie zum Kaffee. Wir gehen jetzt von da weg, um auf den Schwingen der Zeit eine längere Reise zu unternehmen.

Wer mit der Feder Geschichten erzählen will, darf sich wohl vorsehen, daß er mit der Geduld des Lesers gut haushält. Zuweilen kann er wohl über Heute, über Morgen und Uebermorgen ausführliche Auskunft geben; manchmal aber muß er Zeit und Ereignisse in Bausch und Bogen nehmen, wenn er nicht will, daß der Leser dieß in seinem Buche thut und vom fünften zum achten Kapitel überschlägt. Da mir sehr viel daran liegt, von einer ehrenwerthen Familie ein solches Unglück abzuwenden, so eile ich, mit ihr einen kleinen Satz über etwa drei Monate zu machen und berichte nur in gedrängter Kürze, wie meine H.'schen Freunde dieselben durchlebten.

Julie und ihr Bräutigam brachten sie mit Spazierengehen zu. Jeden Tag, wenn das Wetter es gestattete, gingen sie die ganze lange Königinstraße hinab, grüßten rechts und links, plauderten mit Bekannten und bekrittelten Figuren und Toiletten, während sie sich selbst dem angenehmen Bewußtsein hingaben, wie schön und ausgezeichnet ihre eigenen seien. Manchmal gingen sie in einen Laden und kauften einige Kleinigkeiten oder aßen auch eine Torte bei Behrends, die ganz wundergut war. Abends gab es irgend ein Souper, ein Schauspiel oder einen Ball und dieß gab immer Redestoff für den folgenden Tag, so daß es den Verlobten, Gott sei Dank, nicht an Unterhaltung gebrach. Ueberdieß hatte Lieutenant Arvid, der überall in der großen Welt war, immer etwas Kleines zu erzählen, irgend eine Tagesanecdote... irgend eine Aeußerung von dem und dem, über den und den... und siehe da, das war Alles sehr lustig — meinte Julie.

Der Kornet war auf eine lustige Liebhaberei gerathen. Er hatte sich auf's Studiren geworfen. Er studirte Kriegswissenschaft, Mathematik, Geschichte u. s. w. und überzeugte sich immer mehr, gleichwie sein leibliches Auge geschaffen sei, um in allen Richtungen über die Erde und zum Himmel hinauf zu sehen, so habe sein geistiges, den Beruf in die Reiche der Natur und der Wissenschaften zu schauen und in ihnen das Licht des Himmels aufzufassen. Eigen war, daß er, je mehr er sehen konnte, immer dunkelscheuer wurde. Er fürchtete sogar Gespenster. Ja, meine Herren, es ist in der That wahr; und die Gespenster, die ich fürchte, sind seit unvordenklichen Zeiten in der Welt bekannt, unter dem Namen: Unwissenheit, eine ungeheuer dicke Frau in irgend einen schimmernden weißen Zeug gekleidet; Eigendünkel, die langhalsige Tochter der erstern, die der lieben Mama immer auf die Schleppe tritt, und Großsprecherei, der Sage nach das Gespenst eines alten französischen Sprachmeisters, der mit diesen Damen verwandt gewesen und oft in ihrer Gesellschaft gesehen worden sein soll.

Im Uebrigen suchte er gern die Gesellschaft älterer und kenntnißreicher Männer, war zu Hause viel mit seinem Vater und mit Helena zusammen und ließ seine jungen Herrn Bekannten oft vergebens an seiner verschlossenen Thüre lärmen und poltern — obgleich er manchmal unschlüssig war, ob er nicht öffnen sollte, denn er dachte: „Vielleicht kommt mein guter Freund, um mir mein Geld heimzubezahlen. Aber da besann er sich, meinte, dann würde man nicht so stark klopfen, und blieb ruhig bei seiner Arbeit. Zwei junge Freunde hatte der Kornet, für die auf ein verabredetes Losungswort seine Thüre immer aufsprang. Diese jungen Männer bildeten ein edles Triumvirat. Ihr Wahlspruch war in Kriegs- wie in Friedenszeiten: „Vorwärts! Marsch!"

Emilie und Algernon reisten zu Anfang Aprils nach Blekinge, wo auf einem großen Gute eine alte Tante und Pathin von ihr lebte. Emilie hatte gleich nach ihrer Verheirathung einen Brief von ihr erhalten, worin sie nebst ihrem Manne um recht baldigen Besuch gebeten wurde. Die Tante hatte vor Kurzem ihr einziges Kind, einen Sohn verloren und wollte bei ihren sechszig Jahren ihr Herz noch dadurch zu erfreuen oder vielmehr wieder zu beleben suchen, daß sie ihm etwas Neues gab, was es lieben, wofür es leben konnte. Sie bat die Neuvermählten, den Frühling und Sommer über bei ihr zu bleiben, sprach von Nachbarn und von allerhand Gutem und Erfreulichem, was ihnen den Sommeraufenthalt angenehm machen werde. Sie erwähnte dabei, sie wolle ihr Testament machen und ihr Vermögen ihnen zuschreiben, wenn sie sie als eine Mutter betrachten wollen.

„Ei der tausend, das ist einmal ein schöner Brief!“ rief Onkel P. „Reise nur plötzlich hin, Neffe, mit deiner Frau ... laß sogleich anspannen. Ich wollte, ich steckte in deinen Hosen, du Glückskind! Bis Anfang April warten? Narrheit! Wenn die Alte inzwischen stärbe! Das hieße buchstäblich sein Glück verschlafen. Das sollte mir, mein Seel, nicht passiren! ... Liebe Julie, wecke mich, wenn der Kaffee kommt.“ Als der Reisewagen vor dem Hause stand und die weinende Emilie an Algernons Seite saß, thränenvolle, herzliche Blicke und traurige Abschiedsworte mit ihren die Wagen umstehenden Eltern und Geschwistern wechselnd, da faßte Algernon ihre Hand und fragte: „Möchtest du jetzt lieber bei diesen bleiben, oder mit mir ziehen?“ — „Mit dir,“ antwortete Emilie leise. — „Von ganzem Herzen? —“ „Von ganzem Herzen.“ — „Fahr zu, Schwager,“ rief Algernon fröhlich. „Emilie, wir begleiten einander auf der Reise — durchs Leben!“ Der Wagen rollte. O daß der Wagen jeder Ehe auf solchen Federn schaukelte!

Düster und schweigsam brachte die Blinde ihre finstern Tage hin; ihre Gesundheit nahm sichtlich ab. Ihre Seele glich dem Feuer im Kohlenmeiler: seine Flammen sind nicht sichtbar, sie brechen nicht aus, aber verzehren stille und sicher ihre Wohnung. Nur im Gesange machte sie zuweilen ihren Gefühlen Luft, wenn sie sich allein glaubte. Sie dichtete Text und Musik — beides trug den Stempel eines unglücklichen, friedlosen Herzens. In Gesellschaft sprach sie beinahe nie ein Wort und nur ihre unaufhörliche Beschäftigung, um ihre Hände und Finger ein Band oder eine Schnur zu wickeln, verrieth die rastlose Unruhe ihres Innern.

Es gibt beim Weibe eine Gemüthsstimmung, welche bewirkt, daß Alles, was sie in ihrem häuslichen Kreise thut, gut ausfällt; daß eine stille Freude ihr auf jedem Schritt und Tritt wie ein ruhiger Lenztag folgt; daß, wo sie weilt, auch eine Annehmlichkeit und Behaglichkeit sich kund thut und Jedermann mittheilt, der ihr naht; diese Gemüthsstimmung geht von einem reinen, gottesfürchtigen und ergebungsvollen Herzen aus. Glücklich die Frau, die dieses besitzt. Glücklich vor allen andern, wenn sie auch in sonstigen Beziehungen noch so reich begabt sind. — Und glücklich war Helena, denn sie war eine jener so schön Begabten. In einem Brief, den sie um diese Zeit an eine Freundin schrieb, schilderte sie lebhaft ihren glücklichen Zustand.

„Du fragst, was ich treibe?“ schrieb sie am Ende des Briefs; „ich genieße das Leben in allen seinen Augenblicken. Meine Eltern, meine Geschwister, meine Arbeit, meine Bücher, meine Blumen, die Sonne, die Sterne, der Himmel und die Erde, Alles schenkt mir Freude; Alles läßt mich mit unbeschreiblicher Wonne das Glück zu leben empfinden. Du fragst mich, was ich thue, wenn finstere Gedanken und Zweifel meine Seele überziehen. Liebe Freundin, ich habe keine Zwei-

fel, keine finsteren Gedanken — ich kann sie nicht haben, denn ich glaube an Gott, ich liebe ihn, ich hoffe auf ihn, ich habe keinen Kummer und keine ängstlichen Sorgen, denn ich weiß, daß er Alles wohl machen .... daß dereinst Alles gut und klar werden wird. Bei solcher Art zu denken und zu empfinden muß ich ja glücklich sein."

„Curro, curri, currum, currere" wiederholten die kleinen Dicken. „Cucurri, cursum, currere, ihr Schlingel!" berichtigte der Magister, und damit brachten sie (ich übertreibe niemals) redlich beinahe drei Monate zu.

„Es geht langsam, aber es geht gut!" sagte tröstend und vertrauensvoll der Magister zu Ihro Gnaden.

Ihro Gnaden .... Gott segne die vortreffliche gnädige Frau .... aber unsere Auswanderung aufs Land hätte wohl ohne so viele Sorgen und so viele Pakete, so viele Ach und O und so viele Koffer vor sich gehen können. Der Oberst sagte halb scherzend ein Wörtchen darüber. „Das ist gleich gesagt," antwortete Ihro Gnaden ernsthaft.

Der Kornet, welcher nicht die mindeste Bemerkung über seine Mutter duldete, in deren Thun und Lassen er nie den mindesten Fehler sehen wollte, stand ihr bei allen ihren Sorgen bei und widersprach uns, die wir dieselben etwas unnöthig fanden; wenn aber die Sache ein gar zu ängstliches Ansehen bekam, so ging er umher und sang God save the king! (das einzige Englisch, was er verstand) um unsre Aufmerksamkeit von der gnädigen Frau abzuziehen.

Einen Monat vor und einen Monat nach dem Zuge mühte und quälte sie sich für unser Aller Wohl ab und vollends am Reisetag selbst — o Himmel!

Welch Packen, welch Suchen
In Keller und Küchen,

In Vorgemach und Saal
Halten Möbel' 'nen Ball.
Auf was man nur blickt,
Es in Unordnung liegt;
Man ruft dem Gesinde:
Schafft Alles geschwinde.
Visiten und Frühstück und Kisten und Kasten:
Platz will man für die unzähligen Lasten.
Von Freundschaft, von Beefsteak, von Gänsen
spricht man,
Legt den Kisten indessen die Schlösser an.
Es lächelt und pustet und seufzet die Frau.
Die Reis'stunde schlägt,[1]
Die Lärmtrommel weckt!
Lauft dahin, lauft dorthin, beeilt euch nur sehr,
Kehrt um und fahrt vor, bringt die Mäntel hieher.
Welch Gemeng' und Gedränge,
Hier wird's mir zu enge,
und ich versetze mich nach

Thorsborg,

dem väterlichen Gute des Obersten, wo wir in der Mitte Mais anlangten.

Hätte ich einen Tropfen von der Ader, die, aus Walter Scotts Dintenfaß entsprungen, sich über alle Lande verbreitet und die Feder von hundert Schriftstellern mit historisch antiquarischer Dinte befeuchtet hat — so würde ich jetzt eine prachtvolle Beschreibung des stattlichen Schlosses Thorsborg preisgeben, das im dreißigjährigen Kriege von einer hochgesinnten vornehmen Frau in Zeit von neun Monaten erbaut worden mit Mauern so fest, wie die Gemüther der damaligen Zeit, und mit in Blei eingefaßten Glasscheiben, so klein, wie die Strahlen der Aufklärung im Klostergange des Zeitalters. Ich würde erzählen, wie die Frau Barbara Akesdotter zu Göholm und Hedesö, die Admiralin Stjernbjelke (deren noch jetzt

auf Thorsborg befindliches Bild von einem stolzen scharfen Weibe zeugt) um ihren in Deutschland für die Sache der Freiheit fechtenden Gatten zu überraschen, dieses edle Gebäude auf einer Höhe errichtet, wo es noch jetzt in fürstlicher Größe steht, unermeßliche Acker- und Wiesenflächen mehrere Stunden weit beherrschend und wie sie bei der Ankunft ihres Helden in der Heimath in allen Fenstern des Schlosses Lichter anzünden ließ, um seine Augen zu entzücken oder zu bezaubern. Ich würde auch Etwas davon flüstern, daß dieses ihr nicht geglückt sein soll und daß die klatschende Tradition behauptet, er sei über diese That der Frau Bärbara aufgebracht und ergrimmt gewesen. Ich würde ferner Etwas von den Schicksalen ihrer Nachkommen vermelden, die später auf dem Gute gewohnt und von denen einer, der mit der Gabe der Dichtkunst gesegnet war, sich zum Andenken und Jedermänniglich zur Erbauung, in eine noch zur Zeit des Obersten H. im Schloßsaal befindliche Scheibe die Worte krizelte:

„Fräulein Sigried und ihr Gemahl
Sind große Narren allzumal.“

Wäre ich sodann auf dem Strome der Zeit bis zu den auf des Mittelalters ausgebrannten Vulkanen angelegten Ruhestätten hinabgelangt, so würde ich unter diesen herumwandernd nach den Ueberbleibseln des Lavastroms forschen und in den Urnen der Erinnerung die Asche der erloschenen Feuer sammeln, sie in diese Blätter ausstreuen und . . . d. h. um etwas weniger verblümt zu sprechen . . . ich würde von all den alten Harnischen, Helmen und Spießen erzählen, die noch auf Thorsborg aufbewahrt wurden und die Kornet Karl mit ganz absonderlicher Zärtlichkeit umfaßt . . . von blutigen Kleidern, Schwertern, Mörserkugeln u. s. w. und unter den friedlichen Erinnerungen würde ich der mit tausend Holzfiguren eingelegten Thüre zum Schlafzimmer Gustav

Adolphs **II.** gedenken, die aus dem frühern Schloßgebäude dahingebracht worden; ferner des unermeßlichen Saales mit den eichenen Fußboden und den Eichensparren an der Decke; des Brustbildes der Frau Barbara, wie sie mit der Mauerkelle in der Hand dasitzt, ihres Spinnrockens u. s. w. Um das Salz in der Suppe nicht zu vergessen, würde ich sofort von den Spuckgeschichten berichten, die im Schlosse von Zeit zu Zeit vorkamen und von denen Niemand mehr heimgesucht wurde, als der Magister. Er hörte oft schauerliche Töne — eine Mischung von Trompetenklang und Wolfsgeheul; er hörte, wie es bei nächtlicher Weile ganz leise im Billardsaal umhertappte, wie die Bälle rollten, die Glöckchen klingelten u. s. w. Ich würde sagen, wie die Leute im Hause wohl von einem Gespenste wußten, das an mondhellen Abenden ohne Kopf im großen Eichensaal umherspazierte, und wie sehr häufig mitten in der dunkeln Nacht auf einmal Lichter aus allen Fenstern strahlten und wie Niemand da war, der nicht schon Sophas, Tische und Stühle mit entsetzlichem Gepolter in den Zimmern hin und herrücken gehört hätte, wo keine menschliche Seele wohnte . . . und daß selbst Ihro Gnaden . . . hu! Aber ich fange selbst an zu schaudern . . . und sehe jetzt klar ein, wie mir bloß die Fähigkeit zugetheilt worden, mit gewöhnlicher Dinte gewöhnliche und alltägliche Dinge zu schildern, — finde es daher sicherer und angenehmer zu erzählen, wie die kleinen Dicken über alle Beschreibung glücklich, auf dem Lande zu sein, in den Gräben und Steinhaufen, den Ueberbleibseln des alten Herrenhauses umhersprangen und stöberten, Schätze suchten und Goldkäfer fanden; wie Julie, selbst einem Sommervogel ähnlich, den geflügelten Schwesterchen nacheilte, ihrem Bräutigam Trotz bietend mit ihm in die Wette zu laufen, bis sie merkte, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, denn er strengte sich niemals so sehr an. „Es wird mir zu warm."

Er liebte es vor Allem, mit seinem Bräutchen auf

einem weichen Sopha zu sitzen, behaglich, auf den sanft schwellenden Kissen ruhend, in einer Art innern Betrachtung der — bequemen Seite des Lebens. Dazwischen hinein beschäftigte er sich mit der Jagd, bald auf den Gütern des Obersten H., bald auf denen seines Vaters. Dieser war ein munterer, gutherziger Alter, der fünf Dinge auf dieser Erde hoch in Ehren hielt: sein altes Adelsdiplom, seinen Sohn, die Freundschaft des Obersten H., sein Gespann von weißen Rossen, genannt die Schwäne, und seine Tabakspfeife, zu deren Anzündung Winter und Sommer ein unaufhörliches Feuer in seinem Ofen brannte. Er war entzückt über seine künftige kleine Schwiegertochter, die ihm indeß manchen kleinen Streich spielte, worüber er eben so leicht böse als leicht wieder besänftigt wurde. Er erzählte gerne Geschichten, nahm dabei immer den Mund sehr voll, fluchte weidlich, und war im Uebrigen, was man einen Ehrenmann nennt.

Auf Thorsborg kam die Familie bald in eine ruhige und angenehme Lebensordnung. Die gnädige Frau ging zwar noch lange mit Schlüsselbund und Sorgen umher, aber Niemand ließ sich dadurch stören und sie war so herzensgut, daß sie nie Jemand anders als sich selbst quälte und beunruhigte.

Besonders angenehm waren die Abende. Da versammelten wir uns Alle in einem kleinen, grünen Kabinet, das auch mit Gemälden und Blumen geschmückt war und wo die Werke eines Franzén, Tegnér, Stagnelius, Sjöberg, Nicander und anderer schwedischen Dichter, die uns Professor L's ausdrucksvoller Vortrag und vortreffliche Deklamation noch besser schätzen lehrte, uns mit jedem Tag an edlen und gesunden Gefühlen und Gedanken bereicherten. Oft wurde auch eine Lektüre ernsterer Art gewählt, derjenigen ähnlich, die sich zum Zwecke setzt, über die wichtigsten Gegenstände für das Menschenherz, über Gott und Unsterblichkeit Licht und Klarheit zu verbreiten. Dieß geschah, wie ich bald merkte, mit hauptsächlicher Beziehung auf die Blinde, auf deren

marmorblassem Gesichte des Obersten Blick immer bei solchen Stellen verweilte, wo die Strahlen der Gottheit am klarsten und wärmsten, obgleich durch die Schleier menschlicher Schwäche hervorbrachen. Oft verging auch der Abend unter Gesprächen über socher Gegenstände. Professor L., der Oberst und Helena nahmen hauptsächlich Theil daran. Die Anstalten, die der Oberst in Gemeinschaft mit Professor L. zur moralischen Veredlung seiner Untergebenen durch gute Schulen und mehrere andere, sowohl zu ihrem Nutzen als ihrem Vergnügen berechnet, eingerichtet, boten von selbst und ungesucht Stoff dazu. Der Mensch, sein Organismus, seine Erziehung, seine Bestimmung, seine Höhe, seine Schwäche — Gotteskraft — die steigende Veredlung des ganzen Geschlechtes durch ein gutgepredigtes und recht aufgefaßtes Evangelium — — dieses Leben in Verbindung mit einem zukünftigen — das waren die Gegenstände, worüber sich Professor L. warm, schön, klar und kraftvoll ausließ. Sein feuriger, eindringlicher Vortrag, worin sich sein Gefühl vortrefflich aussprach; das glückliche Talent, das ihm in bewundernswerthem Grade eigen war, durch Beispiele aus den Reichen der Geschichte, der Moral und Natur, auch den abstraktesten Ideen Klarheit zu geben — die ruhige, schöne Weisheit, die sich als Resultat seiner Lehre zeigte und deren wohlthuende Kraft unwiderstehlich zu den Herzen aller Zuhörer drang — der Wohlklang seiner männlichen Stimme, das Würdige und Ausdrucksvolle seines Mienenspiels und seine Aktion, Alles dieß machte, daß man ihm mit Entzücken ganze Stunden zuhörte. Wenn er dann immer tiefer in seinen Gegenstand eindrang und dabei mit immer steigender Wärme, immer kraftvollerer Sprache, immer höhere und kühnere Gedanken vorbrachte, da fühlte man sich gleichsam über die Erde erhoben und dem Himmel näher geführt. Es war eine Apotheose des Gedankens und Gefühls und die augenblickliche Himmelfahrt ließ jederzeit

einen lebendigen Funken des ewigen Feuers in unserer Brust zurück.

An solchen Abenden sah ich, wie die bisher Etwas kindische und flüchtige Julie auch für Gefühle höherer und edlerer Art zugänglich wurde. Ich sah ihre Brust sich heben, ihre Wangen sich färben, wenn sie den Gesprächen von Wahrheit und Tugend lauschte, und ihr ausdrucksvolles Auge an den Lippen des edlen Dolmetschers hing, als wollte sie jedes Wort einsaugen; dann antwortete sie oft kurz und gleichgültig ihrem Bräutigam, wenn er zuweilen über kleine niedliche Papparbeiten und Papierausschneidungen, wozu er ein wirkliches Talent besaß, ihr Urtheil einholen wollte. –

Die Blinde blieb während dieser Gespräche stumm, und selten verrieth seine Bewegung auf ihrem statuengleichen Gesichte, daß ein Gefühl ihr Inneres erregte.

Indeß hatten wir in den Abenden auch Gespräche anderer, leichterer und dennoch inhaltsreicher Art, worin die gnädige Frau und Kornet Karl glänzten. Eines Abends, als Professor L. und der Oberst nicht zugegen waren, hielt Lieutenant Arvid eine lange Vorlesung über die beste Art Rennthierfleisch zu mariniren und die dazu gehörige Sauce. Julie fragte, ob uns seine Rede nicht einen ungewöhnlich starken Appetit gemacht habe, frühzeitig zu Nacht zu speisen und bald zu Bette zu gehen. Allgemeiner Beifall.

Eines Tags, als Julie und ich am offnen Fenster saßen und arbeiteten — zwischen uns auf dem Tischchen stand ein Rosentopf — und wir lange schweigend dagesessen hatten, sagte Julie auf einmal hastig: „Meinst du nicht auch?“.... und schwieg plötzlich wieder.

Ich sah sie an und fragte: „Was denn?“

„Ja... daß... Professor L. etwas sehr Edles in seinem Gesichte hat, namentlich auf der Stirne?...“

„Ja,“ antwortete ich; „es spiegelt sich darin seine edle Seele, seine milde Weisheit.“

Julie roch an einer Rose; — die Knospen derselben schienen in diesem Augenblick auf ihren Wangen auszuschlagen.

„Aha!" dachte ich. Julie begann wieder: „Meinst du nicht auch? . . ." Neue Pause.

„Daß Pro . . ." sagte ich auf den Weg leitend.

„Ja . . . daß . . . daß Professor L. eine sehr wohlklingende Stimme hat und ganz vortrefflich spricht? Er macht Alles so klar . . . so reich und so schön. Man glaubt besser zu werden, so lange man ihm zuhört."

„Das ist wahr. — Aber meinst du nicht auch, daß Lieutenant Arvid einen sehr schönen Schnurrbart, sehr schöne Zähne und eine ungemein schöne Stimme hat, besonders, wenn er sagt: „Hol mich der Tau . . ."

„Jetzt bist du boshaft, Beate!" sagte Julie feuerroth werdend, indem sie aufstand und schnell weglief. Im Vorbeigehen weckte sie ihren Lieutenant, der auf einem Sopha im Nebenzimmer sein Mittagsschläfchen machte, worüber er ein wenig brummte und, indem er gemächlich Arme und Beine ausstreckte, einen Kuß als Schadensersatz erlangte.

„Warum nicht gar?" war die ganze Antwort, die er erhielt.

Inzwischen wurde Julie mit jedem Tag ernsthafter — ihre früher so beständig fröhliche und gute Laune fing an, unbeständig und zuweilen unfreundlich zu werden; ihr Wesen wurde stille und in sich gekehrt, ja zuweilen zeigte sich ein leichter Anflug von Schwermuth auf ihrem reizenden Gesichte. Aber lange Zeit bemerkte Niemand in der Familie diese Veränderung. Ihre Mitglieder hatten jedes für sich so viel zu besorgen.

Die gnädige Frau, die vermöge ihrer lebhaften Natur und thätigen Güte beständig in Bewegung war, hatte auf dem Lande alle Stunden ausgefüllt. Sie war ihren Untergebenen eine Trösterin, Rathgeberin und Lehrerin im Großen, wie im Kleinen, und überdieß der Arzt der ganzen Gegend. Dieß Alles besorgte sie mit einer Leichtigkeit und Besonnenheit, die man ihr kaum zugetraut

hätte, wenn man ihre ängstliche Besorgtheit bei den geringfügigsten Gegenständen im eigenen Hause kannte. Sie ging selbst mit Tropfen und Aufmunterungen, Suppen und guten Rathschlägen unter den Leuten umher und erstere gaben den letzteren Saft und Kraft. Sie war der Liebling der ganzen Gegend. Alt und Jung, reich und arm, Alles pries sie als gar zu gut und gemein.

Der Oberst beschäftigte sich dem Aussehen nach mehr passiv, in der That selbst aber eben so werkthätig mit dem Wohle derer, über die er als Herr gesetzt war. Er war seinen Untergebenen, wie seinen Dienstleuten, ein guter und gerechter, aber strenger Herr. Er war allgemein mehr gefürchtet, als geliebt, aber Jedermann mußte zugeben, daß seit seiner Verwaltung des Gutes Sittenverderbniß, Völlerei und überhaupt alle Laster mit jedem Jahre abgenommen, dagegen Ordnung, Rechtlichkeit, Ehrbarkeit, Verträglichkeit und in Folge dieser Tugenden Wohlstand und Behaglichkeit sich immer mehr selbst bis zu den anliegenden Ortschaften verbreitet hatten und die vortrefflichen Anstalten, die er getroffen, die guten Schulen, die er gestiftet hatte und mit jedem Jahre mehr vervollkommnete, ließen eine immer steigende Veredlung und stets zunehmenden Wohlstand des jüngeren Geschlechtes hoffen. Als kräftiger Mitarbeiter stand ihm jetzt Professor L. an der Seite.

Hier ist der Ort, einige näher beleuchtende Worte über diesen Mann einzustreuen. Ich will mich kurz und gut fassen.

Professor L. war der Sohn eines vermöglichen Mannes und selbst sehr wohlhabend. Er war Geistlicher geworden, um seinen Nebenmenschen auf die nach seiner Ansicht wirksamste Weise nützen zu können. Er war aber auch in der schönsten Bedeutung des Wortes der Vater seiner Gemeinde.

Auffallend war, daß er ebenso aufmerksam, ja vielleicht noch aufmerksamer als ich, fortwährend Julie

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

beobachtete. Sein Blick folgte ihr oft, so freundlich ernst, so prüfend ...

Helena führte die Oberaufsicht über die Mädchenschule des Ortes und stand diesem wichtigen Amte vortrefflich und mit eben so vieler Freude als Sorgfalt vor.

Der Kornet hatte ... die Oberaufsicht über die Knabenschule! glaubt vielleicht Jemand? Nein, Gott bewahre, und dieß war sowohl für ihn, als für die Schule gut. — Er war in eine plötzliche heftige Leidenschaft für die Botanik erfallen, ging Morgens frühzeitig aus, blieb oft den ganzen Tag draußen und kam Abends ganz ermattet nach Hause, die Taschen voll Unkraut ... wollte sagen voll Kräuter. Er sprach viel von der Interessantheit, dem Werthe und dem Nutzen der Botanik, bewies Julien unaufhörlich den Unterschied zwischen einem Pentandristen, einem Octandristen u. s. w. Besonders war er darauf erpicht, die **Linnaea borealis** zu finden, von der er gehört hatte, sie wachse in der Umgegend, die ihm aber bis jetzt noch nicht zu Gesichte gekommen war. Er suchte sie früh und spät.

„Es ist wunderlich mit Karl," sagte Julie; „wenn er von seinen botanischen Promenaden nach Hause kommt, ist er entweder so vergnügt, daß er Jedermann in den Arm nimmt, oder sieht er so böse aus, als wollte er einen beißen."

„Er treibts gar zu toll mit seiner Botanik!" sagte der Oberst.

Helena lächelte und schüttelte den Kopf — das that auch ich — und das thust gewiß auch du, meine junge Leserin. Ich errathe, daß du erräthst, daß er ... aber stille, stille, bis ... laßt uns das Geheimniß nicht verrathen, es kommt wohl zu seiner Zeit von selbst ans Licht. Inzwischen fahren wir in dem großen Familienwagen aus auf

Besuche.

Der Oberst, Ihro Gnaden, Julie, der Kornet und ich. Die gnädige Frau, welche mitunter Ideen hatte, die aus dem Monde gefallen zu sein schienen, war neuerdings auf den Einfall gerathen, ich fange an melancholisch zu werden und dieß komme jedenfalls daher, daß ich über das Buch der Offenbarung grüble; sie hatte mich nämlich ein paar Mal mit der Bibel in der Hand getroffen und gerade die letzte Seite aufgeschlagen, auf der das zukünftige neue Jerusalem beschrieben wird. Nun war der gnädigen Frau vor Nichts mehr bange, als vor dem Grübeln über Bücher; sie glaubte halb und halb, mein Verstand stehe in Gefahr und um mich zu zerstreuen und ein wenig von solchen Sachen abzuziehen, verlangte sie durchaus meine Begleitung bei den Besuchen, die in der Nachbarschaft gemacht werden sollten.

Wir fuhren an einem schönen Nachmittag, sämmtlich bei bester Laune, zu diesem Behufe aus.

Den Kaffee tranken wir bei Madame Mellander, die nebst ihrem Manne, (dem Anhängsel seiner Frau) ein kleines Gut von dem Obersten in Pacht hatte. Madame Mellander war entsetzlich häßlich, pokennarbig und mit einem bartigen Kinn behaftet; sie setzte ihre Nase sehr hoch über ihren schweigsamen, die Würde und Gewalt seiner Ehehälfte tief erkennenden Mann und predigte ihren zwei schönen aber Etwas linkischen Töchtern, die der Kornet mit Hängebirken verglich, den ganzen Tag von Lebensart und Moral vor. Im Uebrigen war sie reinlich, mäßig und sparsam, hielt ihren Mann, ihre Töchter, eine Magd und drei Katzen in guter Ordnung und glaubte deßwegen auch, sie besitze einen ausgezeichneten Ministerkopf.

„Ja, ja,“ sagte sie einmal seufzend; „jetzt sagt man, Graf Platen ist todt. Im nächsten Jahr wird man vielleicht sagen: Madame Mellander ist todt.“

„Das wäre der T. . .“ sagte der Oberst, der zugegen war.

Während Herr Verwalter Mellander den Obersten in den kleinen Garten hinabführte, um ihm eine neue Anlage, oder was er einen Neubruch nannte, auf einem alten Kartoffelfeld zu zeigen, bekamen wir von der Madame allerhand Neuigkeiten zu hören. Fürs Erste, daß sie gegenwärtig ein sehr lustiges Buch lese von einem jungen Burschen, welcher Fritz heiße.

„Ist es ein Roman?“ fragte Ihro Gnaden.

„Ja, es ist ein Roman, und sehr lustig. Diejenige, die den Fritz lieb hat, heißt Ingeborg.“

„Wer ist der Verfasser?“ fragte Ihro Gnaden weiter.

„Ja, das weiß ich nicht. Er soll ein Geistlicher sein. Und es steht so schön darin, wie sie auf dem See fahren und wie sie in ihre kleinen, weißen Händchen klatscht.“

„Am Ende ist es Frithiof?“ schrie der Kornet überlaut vor Verwunderung.

„Frithiof... ja Fritz oder Frithiof, so heißt er.“

„Von Tegnér!“ rief jetzt die gnädige Frau.

„Teg... ja, ja irgend einen solchen Namen habe ich gehört.“

Julie erhob die Augen zum Himmel.

Die gnädige Frau, die es für gut hielt, ein anderes Thema aufs Tapet zu bringen, fragte jetzt Madame Mellander, ob wohl die Gräfin B. ihr Gut schon bezogen habe.

„Nein!“ antwortete Madame Mellander scharf und bestimmt; ich weiß Nichts von ihr. Es findet kein Commers mehr zwischen uns statt. Was glauben Sie wohl, liebe gnädige Frau, daß ich und Sie mit einander aufgewachsen sind? Ja — wir waren in unserer Jugend alle Tage bei einander und sie hatte einen Strohhut mit gelben Bändern und ich hatte einen Strohhut mit rothen Bändern. Und ich sagte zu ihr: Höre einmal, Jeannette, und sie sagte zu mir: Höre einmal, Lisette! und wir wa-

ren die besten Freundinnen von der Welt. Dann fuhr sie ihres Wegs und ich fuhr den meinen, zu meinem Onkel, dem Rathsherrn Stridsberg in Norrtelge. Ew. Gnaden kennen ihn gewiß."

„Nein!" antworteten Ihro Gnaden.

„Ei du meine Güte! — Den reichen Stridsberg nicht kennen — — der mit der Mamsell Breitstrom verheirathet war — der Tochter des Krämers Breitstrom in Stockholm — — Ew. Gnaden wissen ja . . . — — ein Schwager zum Lönnqvist. . . . der am Packermarkte wohnte."

„Ich weiß nicht . . ." antwortete die gnädige Frau lächelnd, aber halb verlegen.

„So, so . . ." sagte Madame Mellander Etwas mißvergnügt und vielleicht auch mit verminderter Achtung vor Ihro Gnaden Bekanntschaften. „Ja" fuhr sie in ihrer Erzählung fort, „so kam es, daß wir einander mehrere Jahre nicht sahen. Aber als ich Mellander heirathete, traf ich meine Jugendfreundin, die inzwischen Gräfin B. geworden war, einmal in Stockholm bei einem Concert und ich grüße und grüße sie . . . aber was meinen Sie wohl? Sie sieht mich ganz steif an und dankt nicht . . . und stellt sich, als ob sie mich gar nicht kennte. Aha, dachte ich. Wenn sie jetzt auf der Straße an meinem Hause vorbeifährt, da können Sie sichs wohl denken, daß sie den Kopf aus ihrem Wagenfenster herausstreckt und grüßt und nickt. Aber ich . . . ich stricke! Was glauben Sie wohl, liebe gnädige Frau?"

Was die liebe, gnädige Frau glaubte, bekam Madame Mellander dießmal nicht zu hören, denn in demselben Augenblick trat ihre theure Hälfte herein nebst dem Obersten, der zum Aufbruch mahnte, indem es bereits fünf Uhr sei und man beinahe eine Meile bis Löfstaholm habe, wo bei Gutsbesitzer Ds. der nächste Besuch abgestattet werden solle. Zwei Tassen Kaffee hatte inzwischen Jedermann verzehren müssen, mit Ausnahme des Kornets, der Madame Mellander, ihre gute

Meinung und ihren Kaffee zum Teufel wünschte, und sich denselben aufs Bestimmteste verbat. Er und Julie hatten inzwischen ihr Möglichstes gethan, die Fräuleins Eva und Amalie aufzumuntern und einiges Leben in sie zu bringen. Der Kornet sagte ihnen in seiner fröhlichen, freimüthigen Weise allerhand kleine Artigkeiten, Julie lobte ihre Blumen, versprach ihnen Bücher, Muster u. s. w. zu leihen, was Alles die Wirkung hatte, daß die schönen Hängebirken wie von einem frischen Winde geschüttelt, oder von einem wohlthuenden Regen belebt, ihre Aeste emporzurichten und ihre Blätter zu bewegen anfingen. Das heißt mit andern Worten, Amalie und Eva wurden ganz munter und ihre Augensterne bewegten sich nach Ost und West.

In Löfstaholm wurde der Oberst und seine Familie unter der lebhaftesten und rauschendsten Freude empfangen. Besonders machte man viel Aufhebens aus Kornet Karl, der wegen seines freimüthigen Wesens, seiner muntern Laune und lustigen Einfälle in der ganzen Nachbarschaft gern gesehen und geliebt war, und namentlich auf dem fröhlichen Löfstaholm in Gunst stand, wo Bälle, Schauspiele und Vergnügungen aller Art beständig wechselten und er bald mit zwölf Damen in einer Nacht vierundzwanzig Touren getanzt hatte, bald als Kapitain Buff, oder Vetter Pastoreau oder als Bürgermeister in Karl dem Großen zum allgemeinen Entzücken aufgetreten war. Liebhaberrollen hatte er nie spielen können, natürlich weil er sich ja nie verlieben und somit natürlich sich auch nicht verstellen konnte, da es seiner Natur so zuwider war.

Zur Feier seines Namenstages gaben die drei talentvollen Töchter und die vier talentvollen Söhne des Gutsbesitzers D. diesen Abend ein kleines Concert, wozu eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft eingeladen war, die jetzt in der Familie H. eine willkommene Ergänzung erhielt.

Madame D., die als eine sehr gebildete Dame galt, welche von Weber und Rossini, von Erziehung und Bil-

dung, von Poesie, Colorit, Geschmack, Tact u. s. w. zu sprechen wußte, ließ es sich angelegen sein, Ihro Gnaden mit zierlichen Reden über ihre Ansichten von der Erziehung zu unterhalten; über den Plan, den sie bei ihren Kindern zu Grunde gelegt und wobei Weber und Rossini, Bildung, Geschmack und Tact ohne allen Tact sich um einander herum bewegten.

Das Concert begann. Leonore D., schüchtern und roth, setzte sich ans Piano und spielte, con tutta la forza della desperazione; bei jedem Accord, den sie anschlug, schenkte sie dem Ohre des Zuhörers zwei oder drei Töne in den Kauf und die Triller fuhren, Dank sei es ihrem festen Pedal, über die Klaviatur, wie ein Gummielastikumstrich über eine Zeichnung. Der Schluß machte viel Effect. Das ganze Piano schmetterte. Hierauf sang die blauäugige Therese eine Arie aus dem Barbier von Sevilla. Prachtvoll stackatirte Töne, kräftig wie mit Händekraft errungene Triller und gelle Ausrufungen lockten von den Zuhörern lebhafte Aeußerungen des Dankes hervor für die viele — Mühe.

Der Gutsbesitzer, ein kleiner, dicker, munterer Alter und verliebt in seine Kinder, die sein Vaterherz mit den sieben Wundern der Welt verglich, ging dazwischen hinein unaufhörlich zum Obersten hin und fragte ihn, seine Hände reibend und mit funkelnden Augen: „Nun Brüderchen, was sagst du dazu? Wie gefällt es dir? He, he?“

Der Oberst, der theils einen zu sichern natürlichen Geschmack besaß, theils schon zu viel Musik gehört hatte, um nicht sehr gut zu wissen, wo er daran war, nahm seine Zuflucht zu seinem gutmüthigen schalkhaften Lächeln und dem zweideutigen Lobe: „Sie spielt, ganz verteufelt!“ oder „sie singt wie tausend Donnerwetter!“ welche kraftvollen Ausdrücke von dem glücklichen Vater mit der lebhaftesten Freude entgegengenommen wurden.

In einem darauf folgenden Duett von Adolph D. und einer seiner Schwestern „happerte“ es ein wenig,

wie der Oberst sich ausdrückte, und ein Duett von unwilligen Blicken erhob sich zwischen Bruder und Schwester, bis der Gesang allmählig wieder ins Geleise kam.

Das Finale, ein Chor, den sämmtliche sieben Virtuosen einstimmig von langem Leben und Streben, von Glück und Blick und von andern dergleichen Reimen sangen, sämmtlich nebst den dazu gehörigen vorhergehenden Wortreihen von Adolf D. gedichtet, mußten, glaube ich, den Einsturz des Hauses zur Folge haben.

Die gnädige Frau, welche die ganze Zeit über, wie in einer Abendmesse, mit einer andächtigen und etwas kläglichen Miene dagesessen hatte, that jetzt ihr Möglichstes, um die dürstende Lobgier der musikalischen Familie zu befriedigen. Der Oberst wiederholte seine Kraftausdrücke und die Gesellschaft sang einen Chor von Bravot charmant! der jedoch von Manchen mit zweideutigen Mienen accompagnirt wurde. Dieß tadelte der Kornet — er hatte gut reden, denn er konnte sagen und sagte es auch frei heraus, er verstehe sich ganz und gar nicht auf Musik und dürfe sich daher kein Urtheil darüber erlauben. Jeder andere, der um seines musikalischen Sinnes (oder seiner Sünden) willen zu einer Aeußerung aufgefordert wird, ist bei einem solchen Concert übel daran. Ueber Künstler vom Fach darf man ein Urtheil abgeben, dieses Recht kauft man sich; aber Dilettanten kann man nur loben, man hält dieß für eine Art Schuldigkeit, und thut man es ohne gutes Gewissen, so tritt die Wahrheit nicht gerne ihren Rückzug an, ohne ein saures Gesicht zu schneiden.

Vor dem Abendessen nach Hause zu fahren, daran war gar nicht zu denken. Erst um eilf Uhr saßen wir wieder im Wagen. Es war eine milde, ungewöhnlich schöne Frühlingsnacht. Die gnädige Frau schlummerte bald ein, sanft gewiegt von der Bewegung des Wagens und eingeschläfert von unsern Gesprächen. Nach und nach verstummten wir alle. Das Gesicht des Obersten verdüsterte sich. Der Kornet sah in den Mond, der blaß

und mild über der grünen, ruhigen Erde stand. Es lag etwas Schwärmerisches in seinem Blick, was ich bisher noch nie darin bemerkt hatte. Auch Julie wurde gedankenvoll. Der Kutscher und die Pferde müssen gleichfalls an Etwas gedacht haben, denn nur langsam kamen wir durch Wälder und Ebenen endlich nach Hause. Als wir ungefähr um Mitternacht am Pfarrhause des Professors L. vorbeifuhren, sah man aus einem der Fenster noch Licht schimmern. Der Oberst sah es und sagte, indem seine Augen freundlich strahlten: „Da sitzt jetzt L. und wacht und arbeitet für das Wohl seiner Mitmenschen. Er gönnt sich selbst keine Nachtruhe — — und doch werden vielleicht noch fünfzig und noch mehr Jahre vergehen, bis man seine Werke recht verstehen und schätzen lernt. Und solche Nächte folgen auf Tage, deren sämmtliche Stunden er der Erfüllung seiner mannigfachen Amtspflichten gewidmet hat.“

„Er gleicht seinem Lichte,“ bemerkte der Kornet; er verzehrt sich, um zu leuchten.“

„Er muß ein höchst edler Mann sein!“ sagte Julie mit einer Thräne im Auge.

„Ja wohl,“ erwiederte der Oberst: „ich kenne keinen edleren. Aber er kann auf diese Art nicht mehr lange leben.“

„Hat er denn,“ fragte Julie weiter, „nicht eine Schwester oder eine Mutter oder sonst eine Person bei sich, die nach ihm sieht, ihn lieb hat und ihn verpflegt?“

„Nein, er steht ganz allein da.“

„Allein!“ wiederholte Julie leise und traurig. Während wir sofort in einem Halbkreis um das Pfarrhaus herumfuhren, lehnte sie sich zum Wagenfenster hinaus und hielt den Kopf stille nach einer und derselben Richtung hin.

„Nach was siehst du, mein Kind?“ fragte der Oberst.

„Nach dem Lichte, Vater . . . es funkelt so schön in der Nacht.“

Am folgenden Tage sollten wiederum einige Besuche in der Nachbarschaft gemacht werden, aber dießmal war es dem Kornet rein unmöglich mitzugehen. Er hatte Wind bekommen, daß die **Linnaea borealis** sich in einer Waldgegend, eine halbe Meile von Thorsborg, vorfinde, und um sich davon zu überzeugen, mußte er uns nothwendig schon Vormittags verlassen.

„Ich begreife gar nicht," sagte Julie, „wie Karl an gewissen Tagen lebt. Er nimmt trotz aller meiner Bitten niemals Lebensmittel mit, wenn er seine botanischen Pilgerfahrten antritt. Auch scheint es mir, daß er recht mager geworden ist."

„Jetzt läuft er wieder in den Wald," sagte der Oberst, als er seinen Sohn mit großen Schritten über den Hof gehen sah; „ich fürchte nur, seine **Linnaea borealis** verrückt ihm noch den Kopf."

Unsere Besuche an diesem Tage waren weniger glücklich. Bei L's auf Vik lagen die Kinder an den Masern darnieder, und um unserer kleinen Dicken willen fuhren wir bei dieser Nachricht in gestrecktem Galopp wieder davon.

Auf M. war die Gräfin nicht zu Hause. In einem kleinen Lusthause im Garten sangen ihre Kanarienvögel, in prachtvollen Käfigen hungernd, und schienen in bald klagenden, bald fröhlich trillernden Tönen, mit aller Gewalt unsere Aufmerksamkeit auf ihre Noth lenken zu wollen.

Die gnädige Frau gab ihnen Grütze, Wasser, Zucker, Vogelgras und tausend Schmeichelnamen.

„Wenn es so fort geht," bemerkte der Oberst, „werden wir heute Abend keine Tasse Thee bekommen."

Zwischen sechs und sieben Uhr Abends keinen Thee zu haben war für den Obersten eine wirkliche Entbehrung, und die gnädige Frau, die dieses wußte, saß mit angstvoll bekümmerter Miene im Wagen, während wir unsere Rückreise nach Hause antraten, die wohl über anderthalb Stunden wegnehmen konnte. In der Meinung, Etwas

abzuschneiden, fuhr der Kutscher einen neuen Weg, der uns auch neue Gegenden zu beschauen gab. Man hielt an einer wilden, waldbewachsenen Stelle an, um die Pferde ausschnaufen zu lassen. In einiger Entfernung vom Wege rechter Hand sahen wir über die Baumgipfel eine leichte Rauchsäule sich erheben, die ein gelinder Wind gegen uns hintrieb.

„Wahrhaftig," sagte der Oberst, „ich glaube, man hat dort einen Thee für uns in Bereitschaft. Sieh, Julie, schimmert nicht eine weiße Mauer durch den Wald hervor?"

„Ja, ich sehe etwas Grauweißes .... es ist wirklich ein Haus dort ... der Rauch scheint von da zu kommen. Es ist klar, daß irgend eine Fee uns dort erwartet, um uns zu bewirthen. Fee und Thee reimt sich ja ganz vortrefflich."

„Meine Meinung ist," sagte der Oberst, „wenn auch keine Fee dort residirt, so werden ganz gewiß Leute da sein, die uns recht gern eine Tasse Thee zum Besten geben, wenn wir — was meinst du Charlotte? Wollen wir nicht in dem hübschen, kleinen Waldpalast da einen Besuch abstatten? Wir sagen der Herrschaft, wir wünschen ihre Bekanntschaft zu machen und wir ... mit einem Wort, wir seien durstig."

Julie lachte herzlich. Die gnädige Frau sah ungemein erschrocken aus.

„Mein lieber Freund," sagte sie, „das paßt aber nicht."

„Es würde mir ausnehmend passen," meinte der Oberst, „eine Tasse Thee zu bekommen."

„Ueberdieß, liebe Mutter" sagte Julie, „könnten wir vielleicht eine höchst interessante Bekanntschaft machen. Z. E. denke dir, wenn Don Quixote nicht, wie man ausgebreitet hat, an seinen Aderlässen gestorben, sondern in den Norden hinaufgereist wäre, wenn er sich mit seiner Schönen von Toboso hier niedergelassen hätte und uns jetzt empfinge ... oder könnten wir einen Eremiten

treffen, der uns seine Schicksale erzählte, oder einen verkappten Prinzen ..."

„Was und wie du willst," sagte der Oberst, „wenn er nur so christlich ist und uns eine Tasse Thee gibt."

Ungeachtet der Oberst jetzt gewiß zum viertenmal mit seiner Tasse Thee gekommen war, verwahrte sich gleichwohl die gnädige Frau so ernsthaft gegen diesen Besuch **à la Don Quixote**, wie sie es nannte, daß der Gedanke daran aufgegeben und beschlossen wurde, weiter zu fahren.

Als der Wagen sich wieder in Bewegung setzte — knack brach das eine Hinterrad ab, der Wagen fiel langsam um und unter verschiedenen Ausrufungen voltigirten wir über einander hin auf die Straße hinab.

Die gnädige Frau lag auf mir. Ehe sie jedoch daran dachte, selbst aufzustehen, bemühte sie sich bloß, ihren Ridicül loszumachen, der zufällig unter mich gekommen war, was, wie ich sie versicherte, unmöglich geschehen konnte, so lange ich mich außer Stands befand, mich vom Fleck zu rühren.

Endlich standen wir alle wieder auf unseren Beinen. Die gnädige Frau war blaß und wir sammelten uns Alle voll Angst und Bangigkeit um sie und machten tausend Fragen, ob sie sich gestoßen habe, ob sie sehr erschrocken sei u. s. w. Da sie aber alle mit nein beantwortete und wir auf ihre besorgten Fragen um unser Befinden ebenfalls antworten konnten, daß wir weder erschrocken seien, noch Verletzungen oder blaue Mäler davon getragen haben (von einer Quetschung wollte ich nicht sprechen) schlug Julie ein so herzliches und schallendes Gelächter auf, daß wir ihr Gesellschaft leisten mußten. Der Kutscher und der Bediente, beide gleichfalls unbeschädigt, kratzten sich mit bekümmerten Gesichtern im Haare.

Mit ihrer Hülfe suchte jetzt der Oberst den schweren alten Wagen wieder aufzurichten. Allein der Weg bestand aus tiefem Sand, der Wagen war so gut, wie in

eine Grube gefallen, der Kutscher war ein Invalid, der Bediente eine Antiquität, sie riefen beide: „Uh! uh!" Der Oberst allein arbeitete und der Wagen kam nicht vom Fleck.

Ein Besuch in dem grauen Hause, der einzigen menschlichen Wohnung, die man weit und breit erblickte, wurde jetzt durchaus nothwendig und der Oberst, der auf diesen Besuch und seine Tasse Thee so erpicht war, daß er ganz vergnügt über den Unfall mit dem Wagen ausrief: „Wir müssen jetzt alle zusammen hingehen, in Freud und Leid!" bot seiner Frau den Arm und führte sie mit ungewöhnlicher Munterkeit und unter heitern Scherzen auf dem schmalen Wege hin, der sich durch einen dichten Fichten- und Tannenwald schlängelte und zu dem vielbesprochenen grauen Hause zu führen schien.

„Es kommt Regen!" sagte die gnädige Frau und blickte ängstlich zum Himmel hinauf, „mein Hut! ... Könnten wir nicht hier unter den Bäumen warten, bis Grönvall hinläuft und Leute herbeischafft."

„Es kommt kein Regen," sagte der Oberst.

„Es regnet!" rief die gnädige Frau.

„So laß uns eilen unter Dach und Fach zu kommen!" rief der Oberst und lief munter vorwärts, während er seinen Hut über den Kopf der Gnädigen hielt.

Endlich langten wir vor dem kleinen grauen Hause an. Es hatte ein düsteres, verfallenes Aussehen und mit Ausnahme eines kleinen Küchengartens war Alles rings umher wild und unangebaut. In einiger Entfernung schimmerte die Silberwelle eines Sees durch den finstern Fichtenwald hervor.

Als wir gerade ins Haus traten, fing es ernstlich zu regnen an. Eine Thüre rechts in der Hausflur stand angelehnt. Sie öffnete den Tempel der Küche. Als der Oberst hineintrat, stürzte wie ein Hase aus einem Versteck eine Magd aus einem Winkel hervor, riß ihre schlaftrunkenen grauen Augen weit gegen uns auf und stammelte: „Seien Sie so gütig und gehen Sie die Treppe hinauf ... die Herrschaft ist zu Hause."

Wir stiegen eine schmale finstere Holztreppe hinauf, und oben angelangt öffnete der Oberst eine Thüre, die uns in ein kleines auf allen Seiten mit Wäsche angefülltes Zimmer blicken ließ. Tische, Stühle und Körbe waren mit theils gebügelten, theils ungebügelten Zeugen bedeckt. Ein heißer Dampf kam uns entgegen, wie aus einem glühenden Ofen.

„Vorwärts, nur vorwärts!“ sagte der Oberst, freundlich mahnend, zu Ihro Gnaden, die auf der Schwelle stille gestanden war.

„Mein lieber Freund,“ antwortete sie Etwas ärgerlich, „ich kann doch nicht in den Waschkörben herumtreten.“ Der Oberst und ich schafften diese aus dem Wege und wir zogen nun durch das Leinwandland nach einer andern Thüre, bei deren Oeffnung wir einen Augenblick voll Verwunderung und Ueberraschung stehen blieben.

Eine ausgezeichnet schöne, majestätische, prachtvoll in schwarze seidene Spitzen gekleidete Dame stand mitten in einem Zimmer, das geschmackvoll mit schönen Krystallen, Blumenurnen, Spiegeln und andern schimmernden Luxusartikeln geschmückt war. Etwas hinter ihr stand — obgleich sie mir mehr zu schweben schien — ein junges ... ja wirklich sehr junges Mädchen — aber so entzückend, so engelschön, daß man geneigt war, die irdische Abstammung dieses Wesens zu bezweifeln. Sie konnte höchstens sechszehn Jahre alt sein, hatte ihr helles Haar mit einem goldenen Pfeil befestigt und trug ein weißes, leichtes Florkleid, das wie eine lichte Wolke das lilienweiße, liebliche, idealisch schön gebildete Engelsgeschöpf umschloß.

Die ältere Dame ging uns entgegen, indem ihre dunkelblauen Augen etwas stolz und fragend auf die ungebetenen Gäste blickten. Die gnädige Frau ging rückwärts und trat mir auf die Zehen. Der Oberst, dessen edle Haltung und offene, lebhafte Manieren auf Jedermann einen angenehmen Eindruck machten, rief bald ein

liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen der schönen Waldfrau hervor, indem er ihr eine eben so hinreißende, als komische Darstellung von der Veranlassung oder vielmehr den Veranlassungen unseres unerwarteten Besuchs entwarf, sich entschuldigte, seinen Namen nannte (der auf die schöne Unbekannte einen ganz besondern Eindruck zu machen schien) und seine Frau und Tochter vorstellte. Mich vergaß er. Ich verzeihe es ihm. Wer spricht von der Sauce zur Gans? Sie folgt ja von selbst als Anhang. Die schöne Waldfrau antwortete in gebrochenem Schwedisch, aber mit einer Stimme, die wirkliche Musik war: „Sehr willkommen! Dem Wagen soll geholfen werden und Thee sollen Sie bekommen, so gut ich ihn geben kann. — Meine Tochter, meine Herminie," fügte sie hinzu, indem sie der Sylphide schmeichelnd die beschattenden Locken von der Stirne strich.

Während die gnädige Frau an den Sopha ging, blieb sie stehen und verneigte sich sehr artig gegen einen Herrn, der bisher halb vom Fenstervorhang verdeckt dagestanden war, jetzt aber vortrat, die Hand der bestürzten Gnädigen ergriff, schüttelte und küßte, indem er lachend, aber nicht ohne Verlegenheit sagte: „Liebe Mutter!" Es war ... der Kornet.

Die gnädige Frau sagte bloß: „Gütiger Gott!" und setzte sich ganz hastig und ganz befangen auf den Sopha, die Hände gefaltet und den Blick starr auf ihren Sohn geheftet. Der Oberst riß die Augen weit auf, schnitt eine höchst komische Grimasse, sprach aber Nichts. Es entstand eine Art verlegene, unruhige Spannung in der Gesellschaft. Der Kornet, der namentlich wie auf Nadeln zu sitzen schien, ging bald hinaus, um den Wagen einrichten zu helfen.

Die schöne Waldfrau entfernte sich ebenfalls und wir blieben allein mit der Sylphide, welche der Oberst mit augenscheinlichem Entzücken betrachtete. Er sowohl als die gnädige Frau und Julie suchten ihr durch allerhand Fragen und Bemerkungen die Zunge zu lösen,

allein es gelang ihnen nicht; sie sprach nur wenig, und vermied es, auf die Fragen zu antworten. Kindliche Unschuld, innige Anmuth und eine beinahe himmlische Ruhe lag in ihrem ganzen Wesen, und drückte sich in allen ihren Worten aus. Sie sprach ziemlich gut schwedisch, aber mit einem Accent, in welchem sich der Wohllaut der italienischen Sprache verrieth. Julie war entzückt und flüsterte mir unaufhörlich zu: „Das ist ein Engel, ein Engel! Sieh nur ihren Mund! .... Nein, sieh ihre kleine Hand .... nein, sieh ihren Fuß .... sieh nur ihre Augen! .... o Bruder Karl! .... Jetzt bist du gewiß fest! ..... Das ist ein wahrer Engel!"

In dem kleinen, mit vielem Geschmack ausgeschmückten Zimmer stand auch eine Harfe und eine Leier. Juliens Frage, ob sie eines dieser Instrumente spiele, beantwortete Herminie damit, daß sie die Harfe nahm, spielte und eine Canzonette von Azioli dazu sang, mit einer Anmuth und einer so hinreißend lieblichen Stimme, daß sie uns Allen Thränen in die Augen lockte.

Kaum hatte sie aufgehört, als ihre Mutter eintrat. Bald darauf kam der Kornet und Thee. Die Beschäftigung, die Letzterer uns Allen gab, machte die Stockung in der Unterhaltung, die immer noch nicht recht in den Gang kommen wollte, weniger merklich.

Ich konnte nicht umhin (man möge dieß einer Hausräthin verzeihen), die Dürftigkeit des Theeapparats sehr auffallend zu finden. Die Tassen waren von Rörstrands gröbstem Porzellan (drei davon geflickt), der Zucker war ordinärer und recht grauer Melis; — von Brod oder Zwiebäcken erblickte ich keine Spur.

Ich fürchtete, unsere schöne Wirthin merkte, daß ich mich Etwas umsah, und daß die gnädige Frau sich gleichfalls ein wenig umsah, und dabei mit halbem Auge mich anblickte, denn ihr Gesicht verrieth eine peinliche Verwirrung, während sie Etwas von der Schwierigkeit stammelte, Waizenmehl zu bekommen. Mit ihrer gewöhnli-

chen, zuvorkommenden Güte erbot sich die gnädige Frau, ihr von ihren Vorräthen zu schicken, erhielt aber ein bestimmtes und kaltes: „Nein, ich danke!“ zur Antwort, was sie zugleich verzagt machte und ein wenig beleidigte.

Der Oberst trank mit Wohlbehagen seine zweite Tasse Thee, als wir auf einmal ein starkes Geräusch und hastige Schritte die Treppe herauf hörten. Unsere Wirthin wurde roth und blaß, stand auf, und that einige Schritte gegen die Thüre, als diese in demselben Augenblick hastig aufgerissen wurde, und ein Mann, mit einem wilden Ausdruck zurückgehaltenen Zornes in einem bleichen, streng bedeutungsvollen Gesichte, heftig eintrat, stolz und nachläßig die Gesellschaft grüßte, und sich in ein Fenster setzte, wo er stumm dasaß, dabei aber sehr häufig wilde, stolze und durchdringende Blicke auf unsere schöne Wirthin schoß, die sichtbar zitternd und schweigend ihren Platz neben der gnädigen Frau wieder einnahm. Allmählig wurde jedoch ihr Wesen ruhiger, und sie erwiderte die zornigen Augenpfeile, die ihr zugeschossen wurden, mehrere Male mit einem Blick voll Stolz und sogar Verachtung.

Der Oberst, der den Ankömmling mit prüfenden Blicken maß, redete ihn mit einer Frage über das Wetter an. Beim Tone dieser Stimme wandte sich der Unbekannte hastig um, sah den Fragenden scharf an, und eine blasse Röthe färbte seine Wangen, indem er, wie es schien, ohne zu wissen, was er sagte, zur Antwort gab: „Ja, ja ... es regnet nicht mehr ... man kann sich auf den Weg machen.“

Er sah aufs Neue durchs Fenster und wiederholte: „Es hört ganz auf — man kann ohne Gefahr fortgehen ....“ Der Oberst, der heute einen Geist der Reizbarkeit und des Widerspruches in sich zu haben schien, sagte gegen alle Wahrscheinlichkeit, denn es klärte sich augenscheinlich auf: „Das glaube ich nicht; — es

trübt sich wieder, und fangt gewiß an, noch ärger zu regnen."

Die gnädige Frau richtete jetzt einen freundlich bittenden Blick auf ihn, und auf diese stumme Bitte stand er auf, und sah endlich, daß es sich aufgehellt hatte und man sich auf den Weg begeben könnte.

Unter Danksagungen und Entschuldigungen nahmen wir Abschied von der Waldfrau und ihrer Tochter, die große Thränen in ihren schönen Augen hatten, als wir das Zimmer verließen, und grüßten stumm Herrn Zürnbock (wie Julie ihn nannte), der uns mit seinen Augen fortschießen und weiter befördern zu wollen schien.

„Du gehst doch mit uns, Karl?" sagte der Oberst zu seinem Sohn, „oder suchst du noch die **Linnaea bo...**" „Ich will vorauslaufen, um zu sehen, ob der Wagen in Ordnung ist!" rief der Kornet, und eilte davon, wie ein Sturmwind.

Als wir wieder im Wagen saßen, wurde der Kornet mit Fragen bestürmt. Er erklärte, nicht mehr von den schönen Ausländerinnen zu wissen, als wir; er habe auf einer seiner Streifereien in der Gegend ihre Bekanntschaft gemacht — er wisse, daß sie schön und liebenswürdig seien, von der ganzen Welt abgeschieden leben und arm zu sein scheinen... im Uebrigen wisse er gar nichts Weiteres... ganz und gar Nichts..."

„Arm!" rief die gnädige Frau, „und so gekleidet.... solche Spitzen!"

Der Kornet erröthete, und sagte blos: „Sie sind immer sehr gut gekleidet."

„Aber, wer in aller Welt war der böse Herr?" rief Julie.

„Der Herr vom Hause," antwortete der Kornet; „er scheint eine unglückliche und reizbare Laune zu haben... im Uebrigen kenne ich diese Familie nicht..."

Der Oberst sah seinen Sohn scharf an; dieser war sichtbar verlegen.

Es wurde still im Wagen. Die Gnädige schüttelte den Kopf, wie zur Accompagnirung beklemmender Gedanken.

Einmal unterbrach der Oberst die Stille, indem er gütig lächelnd sagte: „Ich habe ihren Klingklang noch in meinen Ohren."

„Klingklang?" wiederholte der Kornet erröthend.

„Ja," antwortete der Oberst trocken und wurde wieder still.

Julie hatte zwar Herz und Auge voll von lebhaften Worten über die beiden schönen Ausländerinnen, allein, sie wußte nicht recht, auf welchem Grund und Boden sie in Beziehung auf ihres Bruders Bekanntschaft mit ihnen stand, und wagte es ohnehin selten, in Gegenwart des Vaters ihrem Entzücken Luft zu machen, aus Furcht vor seiner sarkastischen Miene, vor der sie einen panischen Schreck hatte.

„Es ist sonderbar," sagte der Oberst wieder, „daß man gerade in dieser Waldgegend, östlich von Thorsborg, die seltene Linnaea bo..."

„Meinst du nicht, Vater," unterbrach ihn der Kornet schnell, „daß ich das Fenster heraufziehen sollte.... oder vielleicht solltest du jetzt nicht.... so viel.... sprechen. Der kalte Nebel strömt herein...."

„Dank für deine Fürsorge, mein Sohn — es hat keine Gefahr mit mir. Ich fürchte mehr für dich.... du möchtest dir auf deinen botanischen Spaziergängen eine Krankheit zuziehen, du möchtest dich erkälten... möchtest das kalte Fieber bekommen...."

„Das kalte Fieber!" sagte der Kornet lachend, aber zugleich erröthend, „eher könnte es sich um ein hitziges handeln...."

„Ich will dein Doctor sein," sagte der Oberst, „und da ich bereits bedenkliche Krankheitssymptome wahrnehme, so verordne ich dir...."

„Danke ganz gehorsamst, mein bester Vater! Noch hat es keine Gefahr — das versichere ich dich. Ueberdieß habe ich allen Respect vor Medicamenten."

Der Oberst schwieg. Die gnädige Frau seufzte. Julie blinzelte mir schelmisch zu. Der Wagen hielt an, wir waren zu Hause. Es war schon sehr spät am Abend.

Während des Nachtessens sagte der Oberst zu seinem Sohne: „Nun Karl, wann bist du so glücklich gewesen, deine **Linnaea borealis** zu treffen?“

Schnell erwiederte der Kornet: „Erst heute, Vater;“ zugleich zog er seine Brieftasche heraus und zeigte eine kleine Pflanze mit den Worten: „Diese kleine, nordische Blume, die sich außer Schweden und Norwegen nur in der Schweiz und auf einem Berge in Amerika findet, hat einen ganz ausgezeichneten Geruch, besonders bei Nacht. Diese hier fängt bereits zu verdorren an, riecht aber dennoch noch gut. — Probirs einmal, Julie...“

„Ei, bester Karl!“ rief Julie, „sie riecht ja stark nach Wermuth. — Oder nein, was sage ich?.... Sie riecht....“

„Wermuth!“ sagte der Kornet bestürzt, und sah etwas verlegen auf seinen Wermuthzweig. Ich habe mich vergriffen... ich habe sie verloren... ich habe...“

Der Oberst lächelte sarkastisch. „Man muß gestehen,“ sagte er, „daß diese **Linnaea borealis** eine höchst curiose Pflanze ist.“

Wer indeß ganz sicherlich bald etwas mehr über die **Linnaea borealis** zu wissen bekam, war die gnädige Frau. Zwischen Mutter und Sohn herrschte eine so innige Zärtlichkeit, daß die Fragen der Einen unfehlbar das Vertrauen des Andern hervorriefen, wenn es nicht von selbst schon vorhanden war. Unter allen ihren Kindern liebte die gnädige Frau ihren ältesten Sohn am Meisten, obgleich sie nicht gestehen wollte, daß ihr Herz einen Unterschied zwischen ihnen machte. Er glich ihr auch am meisten sowohl von Gesicht, als an innerer Herzensgüte. Ueberdieß hatte die Pflege, die sie seiner äußerst schwachen und kränklichen Kindheit gewidmet, sie einen großen Theil ihrer eigenen Gesundheit und Kräfte

gekostet, und dieß hatte vielleicht mehr als alles Andere das Mutterherz an das Kind gefesselt, das nur durch so mannigfache Opfer erhalten worden. Was uns viel kostet, wird uns kostbar. Auch wurde sie mit der innigsten Sohneszärtlichkeit belohnt.

Wenn die gnädige Frau auch um ein Geheimniß wußte, so half dieß uns Andern nicht aus dem Dunkel. Der Oberst schien nicht mehr zu wissen, als wir, denn er scherzte oft bei heiterer Laune über Botanik und **Linnaea borealis**, vor welchen Worten der Kornet einen wahren Schreck bekam, so daß er auf den nächsten besten neuen Gegenstand überging, so oft er merkte, daß man sie aussprechen wollte.

Inzwischen setzte er ungestört seine Wanderungen fort, und unternahm sogar durch die ganze Umgegend eine kleine Fußreise, die ungefähr eine Woche dauerte, denn... doch hievon später.

Der Oberst sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „In vierzehn Tagen muß der junge Herr ins Lager; dann hält ihn die Expedition den ganzen Sommer in Roslagen zurück; die Liebe zur Botanik und zur **Linnaea borealis** wird sich während dieser Zeit wohl verwehen.“

Inzwischen war Julie auf ihre Weise in einer recht betrübten Lage. Lieutenant Arvid, der auf dem Lande die Unterhaltungsgegenstände vermißte, wozu blos das Stadtleben zu verhelfen vermag, fing an, unter vier Augen mit seiner Braut nichts Anderes zu wissen, als: „Meine kleine Julie!“ worauf jederzeit ein Kuß als Pauseausfüllung folgen sollte; diesem entzog sich jedoch manchmal die kleine Julie. Wenn dann die Liebenden lange mit stiller Aufmerksamkeit neben einander gesessen hatten, fingen sie an, zu gähnen. Da sagte Arvid: „Du bist schläfrig, kleine Julie.“ „Ja,“ antwortete, und „Dank sei es dir!“ dachte sie.

„Lehne dich an mich, mein Engel, und mache ein Schläfchen,“ sagte mit milder Stimme ihre künftige ir=

dische Stütze; „lehne dich an mich und an das Sopha-kissen, das ich so stelle: ich will mich an das andere Kissen lehnen und ebenfalls ein Schläfchen machen — das muß göttlich schön werden.“ Mit ziemlich trübseligem Gesichte befolgte Julie den Rath, und bald sah man jeden Vor- und Nachmittag die Verlobten bei einander-sitzen und halb schlummern. Julie sagte zwar oft, es sei eine Sünde und eine Schande, das Leben so zu verschlafen, allein ihr Bräutigam war der Meinung, so genieße man es am Besten, und da eine künftige gute Hausfrau schon als Braut den Wünschen des Geliebten nachgibt, so hielt Julie bis auf Weiteres Vor- und Nachmittags Schlafstunden. Einmal hörte man sie halb lachend, halb ärgerlich, dem Lieutenant auf seine Bitten, ihn als Kissen zu betrachten, antworten: „Ich versichere dich, daß ich es in vollem Ernst zu thun anfange.“

Die Blinde.

Ich sehe — nur Nacht allein.

Die gnädige Frau, die jetzt den Grund zu meiner angeblichen Melancholie mit Gewißheit in einem vermeintlichen Ansatze von Schwermuth entdeckt hatte, verordnete mir eine Milchkur und langsame Spaziergänge in der freien Luft am frühen Morgen.

Vielleicht that sie dieß auch, um auf eine gute, ungezwungene Manier eine Begleiterin für Elisabeth zu erhalten, der die Aerzte dieselbe Diät vorgeschrieben hatten. Dem sei, wie ihm wolle, vier Sachen waren ausgemacht: melancholisch war ich — die Schwindsucht hatte ich — kurirt mußte ich werden — und spazierengehen mußte ich.

Ich fing also an, Milch zu trinken, und erging mich an den schönen Frühlingsmorgen am Arme der stillen

Elisabeth in dem hübschen Parke, wo die Vögel besonders um diese Tagszeit Concerte anstimmten, die von den langsamen Schritten der beiden Pilgerinnen und von vielen Worten, die etwa über ihre Lippen gekommen wären, nicht gestört wurden.

Elisabeths Stimmung war im Anfang kalt und unfreundlich. Sie schwieg beinahe immer, und die wenigen Worte, die sie äußerte, trugen den Stempel eines kranken, reizbaren Gemüthes. Sie fragte oft: „Wie viel Uhr ists?“ und jedesmal folgte auf meine Antwort ein ungeduldiger Seufzer: „Nicht mehr?“

Ich war still, weil ich, weil ich — weil ich wirklich nicht wußte, was ich sagen sollte. — Weil ich fürchtete, durch irgend ein unbedachtes Wort ihre unruhige, empfindliche, unglückliche Seele zu verletzen. Ich sah sie leiden — und hätte sie so gerne getröstet, wußte aber nicht, welchen Ton ich anzuschlagen hatte, um wohlthuend an ihr Herz zu dringen. Ueberdieß schien es mir, als ob Menschenworte nicht mehr zur Linderung ihres Schmerzes beizutragen vermöchten, als diese milde, frische, lebenspendende Frühlingsluft, die uns umhauchte, als diese melodischen Chöre, die aus den säuselnden Hainen emporstiegen, als dieser reiche, liebliche Wohlgeruch, welcher der Athemzug der jungen Natur zu sein schien, den wir mit dem Frühling einsogen und der belebend ins Innerste der Seele drang. Ach, was hätte ich wohl Beredteres, Zärtlicheres, Beruhigenderes sagen können, als diese schöne, wunderbare Poesie der Natur!

Allmählig wurde Elisabeths Stimmung milder. Meine stillen, aber unausgesetzten Aufmerksamkeiten wurden nicht mehr unfreundlich zurückgestoßen. Sie sprach öfter und ruhiger.

Eines Tags sagte sie zu mir: „Du bist still und freundlich, wie die Natur; es thut einem wohl, bei dir zu sein.“ Da ich nie mit einer einzigen Frage in das Innere ihres Wesens zu dringen suchte, so schien sie allmählig ganz zu vergessen, daß sie von etwas Anderem

umgeben war, als von dieser Natur, in deren Schooß auch das unglückseligste Geschöpf sich nicht scheut, seinen Schmerz auszugießen, und die oft seine beste, trostreichste Freundin ist. Sie machte oft abgebrochenen Tönen Luft, die bald einen stillen Kummer verriethen, bald unheimlich, wild und murrend waren; zuweilen sang sie eintönig, aber lieblich, eine Art Wiegengesang, als wollte sie damit die stürmischen Gefühle ihres Herzens einschläfern. Dieser wehmüthig anziehende Gesang erzeugte in mir zuweilen eben die Melancholie, welche die gnädige Frau zu curiren wünschte. Auch in ihren Geberden zeigte Elisabeth, daß sie nicht mehr, wie früher, Gefühlsausdrücke zu unterdrücken suchte. Sie streckte oft ihre Arme heftig aus, oder machte Bewegungen mit ihnen, als wollte sie etwas Erschreckendes von sich entfernen; zuweilen drückte sie ihre Hände hart gegen ihre Brust, oder faltete sie mit einem Ausdruck unaussprechlichen Leidens über der Stirne. Oft waren ihre Bewegungen so heftig und so wild, daß sie sich Ausbrüchen von Wahnsinn zu nähern schienen. Sobald jedoch unser Morgenspaziergang zu Ende war, und wir uns dem Hause näherten, nahm sie allmählig ihr verschlossenes, kaltes, beinahe unnatürlich steifes Wesen wieder an.

Eines Morgens, als wir uns auf eine Bank gesetzt hatten, sagte sie hastig zu mir: „Wir sitzen in der Sonne — ists nicht so? Ich fühle ihre Wärme. Laß uns Schatten suchen. Ich liebe die Sonne nicht, und sie hat keinen Theil an mir.“

Ich führte sie zu einer Bank, von der eine laubige Syringenhecke die Sonnenstrahlen abhielt.

„Es muß heute sehr schön sein,“ sagte Elisabeth, „ich meine noch nie eine so liebliche Luft gefühlt zu haben.“ Und nun fing sie an, mich auszufragen über die Farbe der Blumen, über Bäume und Vögel, über Alles, was uns schön, aber ihr unsichtbar umgab, und dieß mit einem Tone so traurig sanft, so voll von stiller Entsagung, daß eine tiefe, innige Rührung sich meines

Herzens bemächtigte, und ein paar Thränen, die ich nicht zurückzuhalten suchte, aus meinen Augen auf ihre in der meinigen ruhende Hand fielen.

Schnell zog sie dieselbe zurück und sagte: „Du weinst über mich, du fühlst Mitleid mit mir! — Das soll Niemand thun — Niemand soll mich beklagen — Niemand sich über mich erbarmen; — ich verdiene es nicht! Du darfst nicht länger über mich getäuscht bleiben, lerne mich kennen — lerne mich verabscheuen! — Dieses Herz hat das Verbrechen gewollt — diese Hand hat einen Mord begangen! Ich gehe jetzt — ich weiß — ich fühle es — dem Tode entgegen, aber einem stillen, beinahe schmerzlosen Tode, frei von Schande und Unehre — und ich hätte verdient, meine Tage unter Henkers Hand auf dem Schaffot zu beschließen.“

Bei diesen Worten war es mir, als verfinstere sich der Tag um mich her. In stillem Entsetzen schwieg ich. Die Blinde schwieg ebenfalls, zuerst mit einem Ausdruck wilder Verzweiflung, dann mit einem Hohnlächeln auf den bleichen Lippen; endlich ging dieses in eine Miene düsterer Niedergeschlagenheit über, indem sie leise und langsam fragte: „Ist noch Jemand um mich?“ — „Ich allein bin hier,“ antwortete ich, so ruhig und mild, als möglich, denn ich fühlte, daß der unglückliche Verbrecher noch weit mehr, als der unschuldig Leidende die Güte seiner Mitgeschöpfe bedarf.

„Bald,“ sagte Elisabeth und legte die Hand auf ihre Brust, „bald werden die Flammen des Abgrundes, die hier wüthen, erlöschen. Stiller Tod, ich fühle dein freundliches Nahen! . . . . Das Wehen deines kühlenden Flügels gibt mir zuweilen eine augenblickliche Linderung . . . . bald wird dieses kalte Herz ruhen, wird in der kalten Erde erstarren . . . . mütterliche Erde, du wirst in deinen Schooß das müde Kind schließen, das während eines langen, langen Lebenstages kein Mutterherz, keine Vaterbrust, keines Freundes stützenden Arm kennen und segnen gelernt hat! . . . Aber warum klage ich? Um das

Almosen eines verachtungsvollen Mitleids zu empfangen? Und nicht einmal das verdiene ich!.... ich bin ein elendes Geschöpf!"

Sie schwieg, begann aber nach einer Pause wieder: „Es ist sonderbar! — heute — heute — nach so vielen hundert Tagen stillertragenen Lebenselends will mein Herz sprechen.... will gleich einem lange gefesselten Gefangenen eine freiere Luft athmen, will ans Licht hervortreten, gleichgültig für die Gefühle des Entsetzens und Abscheus, die der Anblick der elenden Verbrecherin bei Andern erwecken mag... die Flamme will noch einmal auflodern, und einen, ob auch schauerlichen Schein werfen, bevor sie auf immer erlischt."

„Wende dein Antlitz ab von mir, Beate!.... Folge dem Beispiel der Sonne — — es ist gleichviel — oder vielmehr, es ist gut so; — ich habe noch Etwas zu verlieren — dein Mitleid. Gut, ich bin mir diese Strafe schuldig."

Sie schwieg wieder — heftige, schmerzvolle Gefühle schienen ihre Seele zu erschüttern, und ein unbeschreiblicher Ausdruck von Enthusiasmus und Wehmuth malte sich auf ihrem schönen Gesichte, während sie schmachtend ihre Arme ausstreckte, und rief:

„Vaterland, Freiheit, Ehre! — Hätte ich für euch leben, kämpfen und sterben können.... ich wäre nicht das elende, gesunkene Geschöpf geworden, das ich jetzt bin. O wäre ich ein Mann geworden, dann würde mein Herz nicht vergebens für euch geklopft haben, das würdige Ziel für den Adlerflug der Seele. Diese Flamme, die jetzt meine verbrecherische Brust verzehrt, hätte dann auf euren Altären entzündet, als eine klare, heilige Opferflamme himmelwärts gebrannt. Aber jetzt!..... O wie unglücklich ist das Weib, dem die Natur eine Seele voll Feuer, Gefühlsstärke und Enthusiasmus verliehen hat! Wehe dem Weibe, das in dem engen Kreise, worin es zu stillem, einförmigem Leben und Wirken berufen

ist, bloß einen freudlosen Zustand, ein Gefängniß, ein Grab des Lebens erblickt!"

„Ich war diese Unglückliche. O wie habe ich nicht im Kampf gegen das Schicksal gelitten! Es war der Drache, gegen den ich kämpfte, den zu überwinden ich mich auserkoren glaubte — und er hat mich in den Staub niedergeworfen, hat mich zermalmt — mich zertreten, wie einen Wurm."

„Im Uebermuth jugendlichen Gefühls war ich stolz auf mein Feuer, auf die Tiefe und Spannkraft meiner Empfindungen, ich verachtete es, mich zu besinnen ... in einer andern Kraft, als in meinem Willen, ein Gesetz anzuerkennen — ich fühlte, daß ich Schwingen hatte — ich wollte fliegen, wollte mich über Alles erheben! Ich bin gefallen."

„O daß meine sterbende Stimme von jedem weiblichen Wesen gehört werden könnte, das feurig und leidenschaftlich sich zu etwas Großem, Glänzendem und Staunenerregendem geschaffen wähnt, und sich durch die Weite und Spannkraft des Gefühls, womit sie begabt ist, berechtigt glaubt, die stille Welt, worin die Ordnung der Gesellschaft ihr ihren Platz angewiesen, die bescheidene, aber anziehende Enthaltsamkeit des Gefühls, die ihr sowohl göttliche, als menschliche Gesetze gebieten, zu verachten — o daß sie mich, die durch Uebetretung dieser Gesetze Gefallene, sehen und mein warnendes Wort hören könnten: „Verirrtes, beklagenswerthes Geschöpf, bekämpfe dich selbst! Deine eigene, leidenschaftliche Seele — siehe, die ist der Drache, gegen den du streiten mußt, dessen Feuer dich verzehren und auch Andere vernichten wird, wenn man es nicht unterdrückt. Unterwirf dich dem Schicksal und den Gesetzen des Staates ... bekämpfe dich selbst .... oder du wirst leiden und zerschmettert werden, wie ich."

„Für mich ist es zu spät, zu kämpfen — die Kraft ist dahin, der Wille ist entschwunden! Das Feuer hat überhand genommen — der Tempel brennt, brennt, brennt

— und wird brennen, bis die Winde nichts Anderes mehr finden werden, als seine Asche. Meinen Scheiterhaufen habe ich selbst angezündet — ich werde verzehrt und leide!"

„Du, Welt um mich her, voll Harmonie, Schönheit und Gesang, die du mich wie ein erwachendes, lächelndes Kind mit schmeichelnden Armen umgibst..... vergebens lächelst, vergebens schmeichelst du.... ich verstehe dich nicht — ich leide."

„Als ich jung war.... es ist ein Jahrhundert her ... da herrschte bereits bald der Himmel, bald die Hölle in meiner Brust.... doch war ich damals dem ersteren näher.... jetzt sehe ich den Himmel nicht mehr. Als ich jung war — noch sehr jung — liebte ich bereits mit der ganzen Kraft der Leidenschaft. Meine erste Liebe war mein Vaterland.... du lächelst vielleicht, findest dieses Gefühl lächerlich in der Brust eines Mädchens.... das haben Andere auch gethan, und doch — mein Vaterland! Schwedens edle, geliebte Erde! hätten alle deine Söhne mein Herz gehabt — das Herz eines zarten Mädchens, dann wärest du noch, was du gewesen — die Heimath der Helden.... der Löwe Europas."

„Du hast von Märtyrern gelesen und gehört — von den schauderhaften Qualen, den beinahe undenkbaren Grausamkeiten, welche die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes zu allen Zeiten erlitten haben, und du hast mit Entsetzen dein Auge abgewandt, deine Gedanken hinweggelenkt. Auch ich las, auch ich hörte von ihren Schicksalen, aber dürstete darnach, sie zu theilen — ich durchdachte mit Begierde alle Qualen, alle Höllenplagen .... für dich ertragen, mein Vaterland, erschienen sie mir als Himmelsseligkeiten! — Ich flehte zum Himmel um ihre Ehre, ihre Wollust."

„Während ich die Blüthe meiner Jugend entfaltete, und meine Gefühle schwellten gleich der Frühlingsfluth, rasselte der Mordwagen des Krieges durch Europa.... nur ein Echo des Waffenklanges, der in streitenden Massen

hervorblitzte, nahte unserem friedlichen Lande. Aber es nahte meinem Herzen, und erweckte darin die wildesten, hinreißendsten Gefühle.... ach, ich war blos ein Weib! Man lachte über meine Schwärmerei, man spöttete ihrer. Ich weinte Thränen des bittersten Harms, und verbarg mein Feuer in meiner Brust!"

„Der Friede wurde geschlossen, und die Namen: „Vaterland, Freiheit," die beim Scheine der Kriegsfeuer so blendend und klar leuchteu, verlieren unter den Schatten des Oelzweiges viele von ihren bezaubernden Strahlen. Auch in meiner Brust verloren die schönen Namen ihre magische Spannkraft, sobald sich der Gedanke an Gefahr, Kampf oder ehrenvollen Tod nicht mehr mit ihnen verknüpfte. Der Friede war geschlossen, die allgemeine Spannung der Gemüther legte sich. Die Welt um mich her wurde noch alltäglicher und einförmiger, als zuvor. Aber mein Herz blieb sich gleich, es wollte leben, wollte wirken; ich war wie früher, und noch mehr, als früher, voll von Begierde, die glänzenden Höhen des Lebens zu erobern, und wurde von Menschen, von gesellschaftlichen Einrichtungen, von Convenienzen und Verhältnissen ewig in mein Nichtleben zurückgewiesen. Nie war ein Galeerensklave so unglücklich, wie ich. Rastlos, wie der Geist des Sturmwindes, bewegte sich meine Seele, umfaßte die Welt, wollte sich zu den Sternen erheben, durch die Decke aller Gefühle in den Vorhang alles Wissens dringen, und mein Leib und meine Aufmerksamkeit blieben an das Kleinlichste und Trivialste gefesselt, was das Leben bietet. Ich lebte zwei Wesen in einem — und das eine war die Qual des andern."

„Eine einzige Leidenschaft gestattet die Welt dem weiblichen Herzen.... in der Erziehung wird ihre Entwicklung gewöhnlich durch die Lectüre von Romanen und empfindsamen Poesien u. s. w. befördert. Es ist die Liebe. Ich lernte sie kennen. Man sagt, sie veredle den Menschen, sie schaffe seine Glückseligkeit.... mich hat sie zum Verbrechen geführt, und führt mich jetzt in mein Grab."

„Mein Vater starb. Er hatte mich nie verstanden, nie geliebt, nie glücklich gemacht; warum gab er mir das Leben? — hätte meine Mutter gelebt, o sie würde mich verstanden, würde mich geliebt haben! Ich habe viel von ihr sagen gehört, sie hatte viel gelitten ... viel gekämpft. — Ich war eine Geburt ihres letzten Seufzers, ihn sog ich mit meinem ersten Athemzuge ein... im ersten und letzten Mutterkusse. Deßhalb vielleicht glich mein ganzes Leben einer Todesarbeit — einem Streite, einem ewigen Kampfe. Doch wird er wohl bald beendigt sein!“

„Mein Oheim väterlicher Seite, von dem ich bisher weit getrennt gelebt hatte, nahm mich zu sich. Du kennst ihn... doch nein, du kennst ihn nicht. Du hältst ihn für einen Gott auf Erden — und er ist ein harter, unerweichbarer Mann — ein unversöhnlicher, strenger Richter. O wie hart ist er nicht gegen mich gewesen! Wie liebte ich ihn nicht! Ich hatte Niemand und Nichts auf Erden. Er wurde mein Alles. Ich sah Niemand und Nichts außer ihm. Ich sagte ihm das. O hätte er nur einige Milde, einige Barmherzigkeit für mich gehabt! Aber er war bloß streng. Sein Blick war kalt, sein Wort strafend. Ich verzweifelte, aber betete ihn gleichwohl an.

Ich war schön, ich war geistreich, voll Jugend, voll Leben und Gefühl. — Gleichwie die Wogen vergebens gegen den Felsen schlagen, der ihnen widersteht und sie zurückwirft, so wälzten sich vergebens alle meine Gefühle, alle meine Naturgaben als Opfer an seinen Altar heran. Ach, die Wogen dürfen doch mit Thränen die harte Brust benetzen, welche sie bricht und abstößt — ich durfte nicht auf die Hand weinen, die mich wegstieß — die mir den Todeskelch reichte. Er, den ich über Alles verehrte und liebte — er nannte mein Gefühl für ihn verbrecherisch. Ich weiß nicht, ob er dieß damals war. Gewöhnlich war er nicht — und vielleicht auch nicht für die Erde passend. Ich hätte damals nicht die Blicke der Engel

in mein Herz gescheut.... sie hätten mich verstanden.... die Engel im Himmel lieben ja!.... und sie müssen höher und reiner lieben, als die Kinder der Erde, denn sie lieben das höchste Gute, sie lieben Gott!. — Ach er war mir ein Gott! Warum war er bloß ein zorniger, strafender Rächer? Sein Strafurtheil über mich machte, daß ich mich selbst verachtete.... und ihn noch inniger anbetete."

„Einen Augenblick erhob sich weltlicher Stolz in meiner Brust. Ich wollte meine Leidenschaft besiegen, ich wollte die unerreichbare Strenge ihres Gegenstandes bestrafen."

„Ich verlobte mich mit einem jungen Manne... gut und liebenswürdig, glaube ich... der mich liebte, ich erinnere mich seiner nur wenig. Ich wollte strafen und glaubte es durch dieses Mittel zu können.... ja, denn ich lebte doch zuweilen des Glaubens, daß derjenige mich liebe, der mir Alles war. — Sollte Liebe das einzige Feuer sein, das nicht die Kraft besäße, den Gegenstand zu erwärmen, auf den alle seine Strahlen gerichtet sind... — — und außerdem war ich so schön — und er war, das wußte, das sah ich, schwach für weibliche Schönheit.... doch was sage ich! Wann war er je schwach? Wann habe ich ihn wanken gesehen, den Stolzen, Edlen, Starken? O ich — o ich war die Schwache — die Verirrte, Bethörte, Elende!

„Man traf Anstalten zu meiner Hochzeit. Die Brautkleider waren bereits fertig, man umgab mich mit Geschenken, Schmeicheleien und Liebkosungen... ich sah auf ihn, den ich liebte... er war sehr bleich."

„Der Hochzeittag kam, die Trauungsstunde kam... ich sah auf ihn — er war bleich und in seinem Auge brannte eine düstre Flamme — — aber er sagte — Nichts. Im letzten wichtigen Augenblick — sah ich noch auf ihn — da wandte er sein Gesicht weg von mir; sein schönes, edles, geliebtes Gesicht wandte er von mir

ab — mit einem Blick — o Erinnerung! Ich sagte: Ja! Die Hölle war in meinem Herzen."

„Am selben Abend ging ich fort und verbarg mich... verbarg mich vor allen Menschen. Es war wunderlich in meinem Kopfe und in meiner Brust. Wie man mich suchte!... Ha, ha, ha! Das war ein Spectakel!"

„Ich hatte Geld mitgenommen und es gelang mir, unter einem angenommenen Namen eine der Seestädte Schwedens zu erreichen."

„Ich sah das Meer... ein Sturm regte es auf, der Morgenhimmel stand in rothen Flammen darüber. Ich denke noch daran.... ach, es war schön! Ich saß auf einem Felsen und blickte ins Meer hinaus. Das unermeßliche öffnete mir seine Arme, Woge um Woge wälzte sich... brausend, schäumend... dahin... dahin... in die Unendlichkeit, nach der gränzenlosen Ferne hin, wo Meer und Himmel einander umarmten. Es brauste und sauste — hu! es war schauerlich herrlich. Wie ein frischer Hauch wehte es durch meine gequälte Brust. Ich fühlte mich erquickt, gestärkt. Die Wellen redeten eine Sprache, die mir wohlthat. Sie flüsterten, sie winkten mir zu: „Dahin, dahin!" Den halben Tag saß ich stille auf dem Felsen, sah ins Meer hinaus und lauschte, sah die Sonne aus den Wogen aufgehen, sah die Segel mit weißen Taubenflügeln auf dem blauen Meere, unter dem blauen Himmel, nach irgend einer fernen Küste des Friedens dahin schweben. Ich hörte der Wellen mahnende Stimmen und beschloß ihrem Rufe zu folgen."

„Ich wollte nach Amerika. Weit, weit hinweg wollte ich von dem Boden, auf dem er wandelte, von der Luft, die er athmete, von der Sprache, den Sitten, die er die seinigen nannte."

„Der Tag war gekommen, da ich abreisen sollte, schon rückte die Stunde heran. Ich sollte das Schiff der Rettung besteigen, seine Wimpel flogen lustig vor einem günstigen Winde her. Bald sollte ich mich auf den kühlen Wogen schaukeln, sie sangen so lieblich;...

da drang durch ihren Gesang auf einmal der Ton einer Stimme hervor... ich fühlte mich auf einmal von einem Arme erfaßt... und mit Gewalt fortgeschleppt. Schreckliche Worte wurden zu mir von einer geliebten Stimme gesprochen... ich verstand sie kaum.... Alles kam mir sonderbar — unbegreiflich vor. Wie eine Gefangene wurde ich zu meinem Manne zurückgebracht. Da fühlte ich wieder etwas Wunderliches in meinem Kopfe und in meiner Brust — es war ein Tanz, ein Wirbel — und zugleich ein nagendes Weh. Es nahm immer mehr an Heftigkeit zu — ich wurde, was man wahnsinnig nennt."

„Dieselbe Hand, die mich mit Gewalt vom Rettungsstrande entführte... fesselte jetzt meine Hände. Er, den ich so unendlich liebte, für den ich mein Leben tausendmal hätte hingeben mögen, er — legte mich in Ketten — und brachte mich ins — Irrenhaus...."

„Eine Zeit ohne Zeit verstrich dort für mich — Tag und Nacht, Morgen und Abend, Alles war sich gleich... Alles war eine Niete. Von dieser Zeit erinnere ich mich nur noch, daß ich einmal eine bekannte Stimme meinen Namen nennen hörte — und daß Jemand neben mir einmal sagte: „Wenn sie doch weinen könnte!" Ich wunderte mich damals sehr, was dieß zu bedeuten haben möchte — und wiederholte oft in einer Art verworrener Unruhe: „Weinen?"

„Eines Tags... ich weiß nicht, wohin man mich führte... eben so wenig, bei wem ich war. Vor meinem Gesichte schwebte Alles in verworrenen, wilden Massen. Da hörte ich auf einmal ein Brausen, gleich dem eines stürmischen Meeres — aber das Brausen erhielt Klang und Ton — es schwellte in wunderbarer, mächtiger Harmonie und senkte sich dann zu einer lieblichen, ernsten Melodie."

„Mit ihr vereinigte sich eine Stimme, die klar und stille sang:

„O Lamm Gottes, das der Welt Sünden trägt."

„Gleich einer Wolke, die voll von Himmelssäften sich über eine harte, ausgetrocknete Erde herabsenkt, so senkten sich die heiligen Harmonieen auf meine erstarrte Seele herab und lösten ihre verkohlte Lava auf."

„Von einer wunderbaren Kraft getrieben, fing ich an laut zu singen — und sang mit vollkommener Erinnerung des Textes und der Musik. Ich hatte sie gehört, als ich zum ersten Male zu Gottes Tisch ging — als ich mit heiligen Gefühlen die Kniee beugte und den Himmel über mir sich öffnen sah... Bei den Worten:

„Gieb uns deinen Frieden!"

begannen meine Thränen zu fließen und von diesem Augenblick an erhielt ich mein Bewußtsein wieder: Ja dieses... aber Frieden, ach den erhielt ich nicht.... und noch immer, vielleicht ewig weilt des Himmels Taube ferne von mir."

„Ach ich verdiente nicht, daß sie in meine Brust kam. Es war darin keine Ergebung, keine Heiligung.... keine Sehnsucht darnach."

„Mein Mann war todt. Das freute mich. Ich kam wieder in meines Oheims Haus — ich wollte es; — mein Herz hatte eine Veränderung erlitten und ich glaubte jetzt eben so sehr zu hassen, als ich früher geliebt hatte. Ich wollte denjenigen wieder sehen, für den ich so viel gelitten hatte — ihn sehen — um ihm zu trotzen — um ihm zu zeigen und ihn wo möglich empfinden zu lassen, daß auch ich stolz und kalt sein — daß auch ich verachten könne. Ich wollte ihn demüthigen. Angebetet von Frau und Kindern, die er zärtlich wieder liebte, sah ich ihn ruhig und glücklich im Schooße seiner Familie dastehen. — Für Alle, selbst für den Geringsten hatte er Güte; — für mich hatte er bloß einen Blick, kälter, stolzer, strenger als je."

„Ich fühlte alle Saiten meiner Seele erzittern. Ein schauderhaftes Gefühl bemächtigte sich meiner Brust. Seine wirkliche Kälte sprach meiner scheinbaren, seine

Stärke meiner Schwäche, seine Ruhe meiner ewigen Unruhe Hohn. Er hatte hart an mir gehandelt. Es war mir, als trete er mich in seinem glücklichen Stolz wie einen Wurm in den Staub. Sein Bild verfolgte mich — schlafend oder wachend sah ich nur es. Es stand wie ein Riese vor mir — es erstickte mich — es raubte mir die Luft. — Wäre er nicht... so würde ich athmen!... wäre er nicht... so wäre ich. Wäre er nicht mehr — so würde er aufhören die Qual meines Lebens zu sein. Aus der Liste der Lebendigen gestrichen, würde er wohl bald genug aufhören, in der Erinnerung der Lebendigen zu leben.... ich konnte.... mir Luft machen... mich rächen... ihn strafen — mich rächen! Heute, heute noch trotzte mir sein ruhiger Blick! — Morgen, morgen!..."

„Das Verbrechen gleicht einem Worte — vom Gedanken erzeugt springt es hervor und erscheint oft als etwas Harmloses — — aber seine Folgen erstrecken sich durch die Ewigkeit."

„Ich zuckerte eines Abends ein Glas Mandelmilch, das mein Oheim trinken sollte, mit Arsenik."

„Ich behielt auch Etwas von diesem Zucker für mich übrig — denn es kam mir vor, als würde ich Reue empfinden können."

„Hast du schon Reue empfunden?"

Ich hatte nicht den Muth zu antworten.

Elisabeth fuhr fort: „Nach dieser unschuldigen That ging ich auf mein Zimmer. Ich fühlte mich ruhig und kalt.... marmorkalt war mein Körper — eben so erschien mir auch mein Herz.... seine Schläge erstarrten. Ich stand vor dem Feuer und wärmte meine eisigen Hände, als ich eine heftige Bewegung und ein angstvolles Geräusch im Hause vernahm."

„Da ergriff mich eine Angst... ich ging hinab und sah mein Opfer todesbleich, beinahe besinnungslos auf den Sopha zurückgelehnt, sitzen, umgeben von Frau

und Kindern, die in den Schmerz wirklicher Verzweiflung versenkt waren."

„Als ich hineinkam, heftete mein Oheim einen Blick auf mich ... ich werde ihn nie vergessen. Da nahte sich mir ein rächender Höllengeist und griff mit scharfen, blutigen Klauen in mein Herz. Es war die Reue."

„Laut bekannte ich mein Verbrechen, rief den Fluch derer auf mich herab, die ich unglücklich machte .... ich kroch auf dem Boden und ließ meine Stirne den Staub küssen ... Niemand erhob eine anklagende Stimme gegen mich — — aber keine Hand richtete mich auf. Ich schleppte mich zu den Füssen dessen hin, den ich gemordet — ich wollte sie küssen ... aber ein andrer Fuß stieß mich zurück — es war der seiner Frau — ich küßte ihn und war glücklich genug, das Bewußtsein zu verlieren."

„Lange Zeit blieb ich in meiner vollkommenen Gemüthsverwirrung. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, sah ich meinen Oheim neben meinem Bette stehen — hörte ihn seine Rettung verkünden, mir seine Verzeihung schenken."

„So gesunken, so tief gesunken war ich, daß ich lieber seine Flüche vernommen hätte. Diese hätten (so schien es mir) meine Unwürdigkeit weniger tief, ihn nicht weniger groß gemacht."

„Der wildeste Sturm aller Leidenschaften raste in meinem Herzen. Ich verfluchte das Licht, und das Licht entzog seinen Strahl meinen unwürdigen Augen — und ewige Nacht umschloß meinen Leib, wie meine Seele."

„Die Stürme der Natur sind kurz; ihnen folgen ruhige klare Tage. In des Menschen Brust wüthen die Orkane der Leidenschaft lange und haben nur die Ruhe eines Augenblicks. Ich lernte eine solche kennen, aber es war die Ruhe der Nacht — die Betäubung des Lebens — Erstarrung — der Wiegengesang der Finsterniß. Sie hörte auf, um ein neues verzehrendes, brennendes Feuer aufgehen zu lassen, das die ewig fluthenden Quellen der Thränen nie erlöschen werden. Ich empfand ein

unendlich schmerzliches, brennendes Verlangen nach Versöhnung."

„O Kreuzestod — Martern, Blutschweiß, unendliche Qualen! — Euch zu leiden und durch euch versöhnen zu können — das — das wäre Wollust gewesen. Aber blind... einer Mumie gleich unter lebendigen Geschöpfen — ein frevelhafter Splitter von einem Menschen — eine Null an Kraft, ein Nichts... stand ich da — verächtlich — verachtet — o Elend! Elend! Elend!"

„Um mich doch wenigstens zu strafen, beschloß ich zu leben — zu leben — ein Gegenstand der Verachtung derjenigen, die ich liebte und verehrte; — ich wollte jede mitleidige Hand zurückstoßen — und mich quälen, so sehr ich vermochte."

„Ich verließ noch einmal die Familie, deren Glück ich beinahe zerstört hatte und schleppte mehrere Jahre ein elendes Dasein hin. Ich kam zurück, als der Tod seine Hand auf meine Brust gelegt hatte. Mein Oheim wollte es so. Er wird mein Wesen bis zum letzten Athemzuge beherrschen. Ich vermag Nichts mehr darüber... es ist ein Schicksalsspruch. Ich habe keine Kraft mehr — es ist mit mir vorbei — vorbei!"

Sie schwieg. Sanft begann ich jetzt einige beruhigende und ermahnende Worte zu sprechen. Ich redete von Geduld, von Ergebung — ich nannte — das Gebet.

„Gebet!" begann Elisabeth wieder mit bitterm Lächeln. „Höre, Beate, ich habe mehrere Jahre hindurch gebetet.... Tag und Nacht, alle Stunden, alle Augenblicke; — ich habe auf meinen Knieen gelegen, bis meine Glieder zu Eis erstarrt waren und gebetet: O Vater, nimm diesen Kelch von mir! Wie ein Stein, der, in die Höhe geschleudert, zurückfällt und die Brust des Leidenden verwundet, so war das Gebet für mich.... ich bete — nie mehr."

„O bete, bete!" sagte ich weinend; „bete nur mit

einem reinen Gemüthe... Gott erbarmt sich — er gibt dem reinen Willen Kraft..."

„Gott?" sagte die Blinde mit düsterer Stimme; „o Welt — die ich nicht mehr sehe — Sonne, die meinem Auge nicht mehr glänzt, du sprichst von einem Gott; Herz, ewige Unruhe, in deinen Schlägen klingt sein Name! Gewissen, du strafende Macht — du verkündest den Rächer!... Liebesfeuer — du Leben meines Lebens! In deinen Flammen ahne ich deinen ewigen Ursprung... aber lichter Engel — du Glaube — der mir meinen Gott zeigen sollte — dich kenne ich nicht. Ich bin frühzeitig in den Abgrund des Zweifels hinabgestiegen. Ich läugne Nichts — aber ich glaube Nichts. Ich sehe — nur das Dunkel."

„Und die Klarheit des Versöhners? Und des Gekreuzigten strahlende Glorie? und Jesus?" fragte ich mit Staunen und Entsetzen.

Die Blinde schwieg einen Augenblick mit einem Ausdruck bitterer Wehmuth und sagte dann:

„Ich habe einmal von einer Erscheinung oder einem Traume gelesen — und oft steigt die Spuckgestalt desselben erschreckend und unheimlich in meinem Innern auf."

„Mitten in der Nacht sprangen, von unsichtbaren Händen erschüttert, die Pforten einer Kirche auf. Eine Menge unheimliche Schatten drängte sich um den Altar und nur ihre Brust keuchte und bewegte sich heftig. Die Kinder ruhten noch stille in ihren Gräbern.*

„Da stieg aus der Höhe auf den Altar eine strahlende Gestalt nieder, edel, erhaben und das Gepräge eines unvertilgbaren Schmerzes tragend. Die Todten riefen aus: „O Christus, gibt es keinen Gott?" Er antwortete: „Es gibt keinen." Alle Schatten fingen heftig zu zittern an und Christus fuhr so fort: „Ich bin die Wolken durchgegangen, ich habe mich über die Sonnen

---

* Siehe Frau von Stael de l'Allemagne, Jean Pauls Traum.

erhoben — und auch dort gibt es keinen Gott. Ich bin hingeschritten bis zu den äußersten Gränzen der Schöpfung, ich habe in die Hölle niedergeschaut und habe gerufen: „Vater, wo bist du?“ Aber ich hörte nur den Regen, der Tropfen für Tropfen in die Tiefe niederfiel, und der ewige Sturm, den keine Ordnung lenkt, hat allein mir geantwortet. Da erhob ich meine Augen zu dem Gewölbe des Himmels und fand dort nur einen finstern, leeren, gränzenlosen Raum. Die Ewigkeit ruhte auf dem Chaos und nagte daran und verzehrte sich langsam selbst. Erneuert eure bittern, herzzerreißenden Klagerufe und zerstreut euch; denn Alles ist vorbei! Die trostlosen Schatten verschwanden. Bald war die Kirche leer, aber auf einmal — entsetzlicher Anblick — eilten die todten Kinder vor, die jetzt auf dem Kirchhofe erwacht waren, warfen sich vor der majestätischen Gestalt über dem Altare nieder und riefen: „Jesus, haben wir keinen Vater?“ — Und er antwortete mit einem Strome von Thränen: „Wir sind Alle vaterlos. Ihr und ich, wir haben keinen! . . . .“

Hier unterbrach sich die Blinde, wie entsetzt über diese kranke, fieberwilde Phantasie, schwieg einen Augenblick, faltete aber darauf ihre Hände und streckte langsam den Arm aus, indem sie einen wilden, durchdringenden Ruf voll der schauderhaftesten Verzweiflung erhob.

In diesem Augenblick nahten sich uns hastige Schritte und der Oberst stand plötzlich vor uns, einen fragenden, unruhigen Blick auf uns heftend. Die Blinde, die seinen Gang kannte, ließ zitternd ihre Hände sinken, erhob sie aber bald wieder zu ihm und bat mit einem herzzerreißenden Ausdrucke: „Sei schonend, sei gütig gegen mich! Ich bin so unglücklich. Wenn ich wieder wahnsinnig werde, so führe mich nicht ins Irrenhaus. Es wird ja bald Alles mit mir vorüber sein. Laß wenigstens geliebte Hände meine Augenlieder schließen.“

Mitleid und tiefer Schmerz regte sich im Gesichte des Obersten. Er sah Elisabeth lange an, setzte sich

sodann neben sie, legte seinen Arm stützend um ihren Leib und ließ ihren Kopf an seiner Brust ruhen.

Es war das erste Mal, daß ich ihn zärtlich gegen sie sah. Ihre Thränen flossen langsam über die bleichen Wangen. Schön war sie, aber schön wie ein gefallener Engel, der durch seinen Ausdruck von Verzweiflung und tiefer Schaam beweist, daß er sich des Erbarmens unwürdig fühlt, das ihm zu Theil wird.

Jetzt sah ich die gnädige Frau in einiger Entfernung sich nähern. Als sie Elisabeth in den Armen des Obersten erblickte, stutzte sie einen Augenblick, ging aber sogleich wieder auf uns zu, obgleich einige Verwunderung auf ihrem Gesichte zu lesen stand. Der Oberst blieb stille. Elisabeth schien von Nichts zu wissen, was um sie her vorging. Als die gnädige Frau näher kam, begegneten sich die Blicke der beiden Gatten und — schmolzen in einen klaren und freundlichen Strahl zusammen. Aus gemeinsamer, gleichzeitiger Regung reichten sie einander die Hände.

Die gnädige Frau liebkoste Elisabeth und sprach zärtlich zu ihr. — Sie antwortete bloß mit Schluchzen. Nach einer Weile stand der Oberst auf und nahm Elisabeths einen Arm, seine Frau nahm den andern und sanft und mit zärtlicher Sorgfalt führten sie die Unglückliche zwischen sich nach Hause zurück.

Ich blieb allein im Parke zurück. Unter unruhigen, qualvollen Gefühlen sah ich zu dem milden, frühlingsblauen Himmel auf, voll inniger Sehnsucht, seine Klarheit möchte in meine Seele herniederstrahlen.

Auf einer Wanderung durch ruhige Schicksale, selbst von den Erschütterungen verschont, welche so manche Pilger des Lebens heimsuchen und in friedvoller Brust einen lebendigen Glauben, eine heiligende Hoffnung tragend, sind nur die Unglücksfälle, die Leiden und die Verzweiflung meiner Mitmenschen die Wolken gewesen, die meine schöne Sonne, meines Lebens Freude verdunkelt

haben und mich manchmal mit einem schmerzlichen: „Warum?“ zur Höhe emporblicken ließen.

Aber lange blieb die Antwort nicht aus, da sie mit der innigen Stimme des Gebetes begehrt wurde. Beruhigende Lüfte wehten durch meine aufgeregte Seele und flüsterten:

„Die Wolken fliehen, die Sonne bleibt. Die Verbrechen, Schmerzen und Verirrungen der Menschen können des Schöpfers Güte nicht verdunkeln. Wir sehen nur einen kleinen Theil. Die Menschen sterben — verwandeln sich. Gott ist unwandelbar.“

Es ist vergebens, daß wir zweifeln, murren und uns beunruhigen. Alle Irrgänge des Lebens haben doch einen Ausgangspunkt. In dem Augenblick, da das Dunkel am tiefsten scheint, sind wir vielleicht am nächsten daran, zum Licht zu gelangen. Nach der Mitternachtsstunde schlägt ja die Morgenstunde; — und wäre es auch die Todtenglocke, welche uns die Stunde der Erlösung verkündete, was können wir uns wohl Trostreicheres sagen, wenn es uns im Labyrinthe des Lebens enge und finster bedünkt, als: „Es wird sich eine Thüre öffnen und wir werden hinauskommen — ins Licht!“ Möge es uns noch so enge, noch so eingeschlossen erscheinen — wir wissen es, eine Thüre wird sich öffnen! Nun, wohlan denn — laßt uns warten, laßt uns hoffen!“

Elisabeths Stimmung wurde von diesem Tage an noch unruhiger. Sie bekam sogar Anfälle von wirklichem Wahnsinne und man mußte die Wachsamkeit und die Sorgfalt für sie verdoppeln.

Ihr Leiden und ihr friedloses Leben breitete zuweilen auch über die übrige Familie einiges Düster. Besonders auf des Obersten Gesundheit und Laune schien es nachtheilig zu wirken.

Um die Aufmerksamkeit meiner Leser nicht durch zu lange Vorhaltung eines so düstern Gemäldes zu ermüden,

will ich ihnen ein anderes vor Augen legen: ein helles heiteres Bild, in welchem sich die Jugend der Erde und des Menschenherzens vereinigt zeigt. Wir nennen es

Frühling und Liebe.

„Auch ich war in Arkadien geboren.“

Unschuldige Freuden, unschuldige Sorgen, ihr Freundinnen meiner jungen Jahre, ihr Engel, die ihr mir unter Lächeln und Thränen die Pforten des Lebens öffnetet, euch rufe ich heute an! Und auch euch, ihr Gedanken, rein wie Himmelsblau, ihr Gefühle, warm wie die Strahlen der Maisonne, du Hoffnung, so frisch wie der Hauch des Frühlingsmorgens! Euch rufe ich — kommt, o kommt, mein mattes Gemüth wieder zu beleben.

Ich will Frühling und Liebe, Jugend und Freude besingen; — liebliche, frische Erinnerungen, ihr Nachtigallen des Jugendhaines, erhebt eure Töne; ich will eure Melodien in Noten setzen und mich noch einmal an ihrem Gesange entzücken.“

Den 22. Mai stieg eine klare Lenzsonne auf und berührte mit goldgelben Strahlen Kornet Karls Augenlieder. Die Sterne des Schwertordens schimmerten sogleich zu Dutzenden vor seinem träumenden Gesichte. Er suchte begierig, sie klar zu sehen, bemühte sich, seine Augen zu öffnen — er wachte und sah die Sterne vor dem herrlichen Strahle des Tages verschwinden, auf dessen Lichtprismen Millionen Atome tanzten.

Eine Viertelstunde später sah man ihn mit seiner Jagdflinte auf der Schulter durch die morgenfrische Gegend streifen. Es war ein Frühlingsmorgen, schön, wie ihn Böttiger besingt:

So ruhig froh war die Natur,
Und jeder Hügel stand so grün,

Und jede Lerche auf der Flur
Sang zu der Blumen stillem Blüh'n.
So sachte folgte seiner Bahn
Der Bach zum spiegelklaren Teich,
Wo sich im Schilfe barg der Schwan
An Sang und Silber reich.

Der Sonne nach der Adler flog,
Zu baden sich im Feuermeer,
Die Biene ihren Nectar sog,
Ameise sammelt Schätze schwer.
Es nahm zu Rosen ihren Flug
Der Schmetterlinge bunte Schaar.
Der grüne Zweig des Ahorns trug
Ein zärtlich kosend Taubenpaar.

Ein Jüngling, der mit Hoffnungsmuth
Im Waldesschatten ging,
Indeß sein Blick voll Frühlingsgluth
An lieben Bildern hing.

— — — — —

In diesem Jüngling erblicken wir jetzt Kornet Karl, der in der Fülle eines wonnigen frischen Gefühls, wie sie nur die Morgenstunden des Lebens und der Natur vereinigt schenken, um sich blickte, bald zum klaren, blauen Himmel hinauf, bald auf das in den Diamanten des Morgenthaus glänzende Gras hinab, bald in die entlegene Ferne hinaus, wo rosenfarbige leichte Wolken sich immer weiter und weiter wegzogen.

Ein lieblicher balsamischer Hauch auf den Schwingen kosender Zephyre getragen ....

So weit hatte ich unter immer steigender Wärme der Gefühle geschrieben, als ich auf einmal einen so starken Duft von Rosenessenz verspürte, daß ich ganz wirr im Kopfe wurde; zugleich vernahm ich ein gewaltiges Sausen und Surren um mich her. Ich hob die

Feder, die in diesem Augenblick wie kollrig war, vom Papiere auf und sah mich um.

Welch ein Anblick! Das Zimmer war von kleinen leuchtenden Cherubs erfüllt, die Rosenkränze in den Händen, Rosenkränze auf den Köpfen trugen und deren unaufhörlich zitternde Flügel das seltsame Summen hervorbrachten. Je länger ich diese wunderlichen Wesen betrachtete, um so blendender und verwirrender schienen mir die Farben, die in ihren Augen, auf ihren Wangen, ihren Flügeln u. s. w. glänzten. Und als ich meine Augen von ihnen weg auf andere Gegenstände lenkte — siehe da schien mir meine Dinte weiß, mein Papier schwarz, meine gelbe Wand war grün, ich selbst (im Spiegel) rosenfarbig. Kein Wunder, wenn Rosenduft mir in den Kopf stieg.

Jetzt erkannte ich die kleinen Schelme wieder; ich hatte sie schon früher gesehen und wer hat sie nicht gesehen, wer kennt sie nicht? Sie sind es, die das siebenzehnjährige Mädchen umgaukeln, und ihr das Köpfchen ein wenig schief drehen. Sie sind es, die den Blick des Jünglings verwirren und ihn in den Tabellen seiner Zukunft Vergnügen und Nutzen statt Nutzen und Vergnügen lesen lassen. Sie sind es, welche die Schuld tragen, daß man sich viele Mühe um Nichts macht, daß man zehn Meilen weit einem Irrlicht nachläuft und ein andermal nicht klar genug sieht, um die Hand aufzuheben und sein Glück zu ergreifen, das ganz nahe vorüber ging. Sie sind es, die gleich den Aprilwinden umherfahren, die ganze Welt zum Besten haben und zum Narren machen; sie sind Schuld, daß P. heirathet, B. ledig bleibt und Beide Unrecht daran thun; sie machen, daß A. ja und B. nein sagt und Beide das falsche Wort ausgesprochen haben. Sie sind es, die selbst in das Comtoir des Bankiers Rechenmann eindringen und ihnen seine Zahlen verwirren, so daß er statt zwei sieben schreibt. Sie sind es endlich, die so unbarmherzig um den Dichter herum sausen, summen

und schimmern, so daß er oft Alles hervorbringt, nur nichts Vernünftiges, daß er die Wirklichkeit mit unwahren Farben malt und sich selbst und Andere irre führt. Ihr lieblichen Phantasmagorien der Einbildungskraft, ihr kleinen rosenfarbigen Schelme, wer kennt euch nicht? Aber wer weicht euch nicht aus, wer möchte euch nicht gerne verjagen, wenn er ein einziges mal eure Possen und Betrügereien aus Erfahrung kennen gelernt hat.

Wer besonders, der in dem Erdgeschoß des Alltagslebens lebt und webt, und mit Besonnenheit und Ordnung seine Spule in dem bescheidenen Aufzug werfen will, muß sich nicht mehr als alle Andere hüten, daß er sich von euren Rosendüften nicht das Hirn umnebeln und den Gedanken verwirren läßt? Ich sah, in welcher Gefahr ich stand, auf welchem bedenklichen Wege meine Feder Reißaus zu nehmen angefangen hatte. Ich legte sie weg, stand auf, trank zwei Gläser Wasser, öffnete das Fenster, athmete die noch schneekalte Aprilluft ein — sah zu dem klaren Himmel empor, sah hinab auf den Hof, wo man Kleider ausklopfte, wandte sodann meine Aufmerksamkeit auf drei Katzen, die mir gegenüber ganz anständig in einem Bodenfenster saßen und mit philosophischen Blicken und kleinen Kopfbewegungen die Welt um sich her betrachteten, mit einem Wort, ich ließ meine Blicke die Alltagswelt ringsum auffassen, um aus der Phantasiewelt hinauszukommen, die sich auf den Schwingen meiner Jugenderinnerungen um mich her erhob und ausbreitete. Einer der kleinen niedlichen Schelme hatte mir ins Ohr geflüstert: „Man darf sich schon eine kleine Unwahrheit erlauben, wenn sie nur schönen Effekt macht!" Und hätte ich mich nicht noch bei Zeiten umgesehen und gefaßt, so hätte der Leser vielleicht einen Frühling und eine Liebe zu sehen bekommen, dergleichen es noch nie gegeben hat, außer vielleicht in Arkadien.

Als ich wieder vom Fenster wegging, war die Luft im Zimmer frei und frisch. Die kleinen, rosenfarbigen

Truggestalten waren verschwunden und ich sah alle Gegenstände wieder in ihren wahren, natürlichen Farben.

Das Gemälde der Wirklichkeit muß einem klaren Bache gleichen, der in seinem Laufe alle Gegenstände, die sich in seiner Welle spiegeln, rein und treu wieder gibt und durch dessen Krystall man seinen Boden und Alles, was darauf ruht, erblicken kann. Der Maler oder Dichter darf bei der Darstellung desselben seiner Phantasie weiter Nichts erlauben, als daß sie die Rolle des Sonnenstrahles spiele, der, ohne die Eigenthümlichkeit eines Gegenstandes zu verändern, gleichwohl allen Farben einen lebhafteren Glanz verleiht, den Lichtpunkt der Woge diamantgleich funkeln läßt und selbst den Sandboden des Baches mit läuternder Klarheit erleuchtet.

Kraft dieser gewonnenen Ansicht will ich mich jetzt in Ruhe und aller Bescheidenheit der Rolle des Sonnenstrahles unterziehen und denselben seine Klarheit über eine wahre Darstellung von Frühling und Liebe ausgießen lassen. Aber das Sonnenlicht kann so gut wie alles Andere ermüden, wenn es zu anhaltend währt (wie z. B. in Aegypten); deßhalb will ich meinen Sonnenstrahl während unserer Wanderung durch das Elysium der Jugend nur hie und da hervorblicken lassen und bloß die Stellen beleuchten, wo meine Leser vermuthlich am Liebsten verweilen möchten; oder auch, wo ich Lust habe, niederzusitzen, mich zu wärmen und auszuruhen. Treten wir jetzt aus dem Walde in

Den ersten Sonnenblick.

Er leuchtet durch den düstern Fichtenwald und gewährt uns die Aussicht auf einen offenen Platz. Im Hintergrund erblicken wir das kleine graue Haus, das die Scene eines vorhergehenden Kapitels dekorirte. Im Vordergrunde sehen wir den grünen Strand, den die klaren Wellen eines Binnensees bespülen. Granitfelsen erheben da und dort ihre formlosen Gestalten und stehen

wie Schildwachen um den himmelblauen Pallast der Seefrau herum; junge Birken zucken neben ihnen mit ihren grünen Kronen hervor und wiegen ihre wollustreichen Aeste in den Westwinden, die sie voll Leben und Lust, mit einem Worte voll Frühling umspielen.

Am Ufer des Sees, im grünen Birkenhaine gewahren wir einen jungen Mann und ein junges Frauenzimmer, neben einander auf dem blumengeschmückten Grase sitzend. Sie sehen glücklich aus. Sie scheinen die Natur, sich selbst, Alles zu genießen. Er erzählt ihr Etwas; seine Augen glänzen und strahlen bald zum Himmel empor, bald blicken sie mit einem Ausdruck stolzen, seligen Bewußtseins vor sich hin, als wollten sie in ihrer Seele lesen. Er schlägt sich auf die Brust, er streckt die Arme aus, als wollte er die ganze Welt umfassen; er spricht mit der ganzen Wärme einer tiefen innigen Ueberzeugung und muß daher sicher überzeugen. Das Mädchen lauscht freundlich seinen Worten, sie scheinen ihr zu gefallen; sie lächelt zuweilen unter Thränen, zuweilen mit einem Ausdruck der Ueberraschung und Bewunderung, faltet oder erhebt ihre Hände unter Ausrufungen lebhafter Freude und sieht überhaupt immer mehr überzeugt aus. — Ueberzeugt von was? Von der Liebe des jungen Mannes?

„Gott bewahre!
Gleich solls doch immer Liebe gelten!“

Nein — überzeugt davon, daß Gustav Wasa der größte König, Gustav Adolf der größte Rittersmann gewesen, die je gelebt; daß Karl XII. ein weit größerer Held als Napoleon, und daß das schwedische Volk unter allen Völkern der Erde das erste und vortrefflichste sei.

Irgend eine meiner Leserinnen, die ein besonders gutes Gedächtniß oder sonst eine ungewöhnliche Gabe zu errathen besitzt, wird hier vielleicht die raketengleiche Idee emporsenden:

„Hier haben wir sicherlich Kornet Karl und seine **Linnaea borealis**, oder die schöne Herminia.“

So war es auch.

„Aber wie hatten sie die Bekanntschaft mit einander gemacht?“ fragt vielleicht eine.

Ich antworte: „Siehe das alte Testament I. Moses 24. K. Eleazars Bekanntschaft mit Rebekka. Die Modificationen, welche der Unterschied zwischen den Sitten und Redensarten älterer und neuerer Zeiten, zwischen einer idyllischen Scene in Mesopotamien zur Zeit der Patriarchen und einer in Schweden im neunzehnten Jahrhundert hervorzubringen vermag, sind nicht bedeutend genug, um mich zu einer neuen Schilderung eines Auftrittes zu veranlassen, der bloß Gelegenheit liefern würde, Salomos langweiliges aber wahres Sprichwort, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe, zu wiederholen, und wobei ich noch das fatale Gefühl haben müßte, eine schwache Kopie von einem schönen Original gegeben zu haben: genug, auch hier war ein müder Wanderer, eine Quelle, ein junges Mädchen, die mit einem Kruge kam um Wasser zu schöpfen und die dem Reisenden zu trinken gab. Dieser hatte zwar keine Kameele, aber doch ein sanftes, dankbares, für alle Liebe außer der christlichen undurchdringliches Herz. Und diese schöne Weichheit und diese edle Kraft veranlaßten ihn, die holde Magd nach Hause zu begleiten und ihr den Wasserkrug zu tragen.

Nachdem wir jetzt einen Lichttrunk (um die Mäßigkeitsvereine nicht vor den Kopf zu stoßen, will ich ihn nicht einen Appetitsschluck nennen) am ersten zu uns genommen haben, gehen wir über zum

Zweiten Sonnenblick,

welcher uns eine Ansicht von der Waldfamilie, so wie eine Einsicht in Kornet Karls Herz geben wird, zugleich zu einer Uebersicht dessen führen kann, was die Absicht

des Schicksals mit ihm sein mag und endlich zu moralischen Reflexionen über die Aufsicht, die im Spiele des Lebens über das eigene Herz zu führen Jedermann gut und räthlich ist.

Wenn Herminia mit Recht der Rebekka an die Seite gestellt werden konnte, so hatte dagegen Baron K. ihr Stiefvater nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem gastfreien Bethuel. Aeußerst kalt und unfreundlich, beinahe abweisend empfing er den jungen Wanderer. Seine Gattin, die bereits erwähnte schöne Waldfrau, war nicht viel zuvorkommender. Es schien, als fürchteten und ärgerten sich beide, in ihrem Verstecke aufgespürt worden zu sein. Aber bei einem jungen Mann wie Kornet Karl konnte man nicht lange ängstlich oder kalt und unfreundlich sein. Seine Offenheit, seine liebenswürdige und frische Munterkeit, die Güte, die aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtete, seine Einfachheit, verbunden mit einer gewissen vom Vater ererbten edlen Anmuth des Benehmens, sein sorgloser, freier, sanfter Blick, der immer klar und ruhig den Blicken Anderer entgegentrat, Alles dieß machte, daß Leute von den verschiedensten Temperamenten, Charakteren und Gemüthsarten ihn lieb gewannen und sich gut mit ihm vertrugen. Man fühlte sich unwillkürlich geneigt, Vertrauen zu ihm zu fassen und seine Gesellschaft zu wünschen, wie man in der freien Natur zu leben wünschte, — darum, weil man das Leben in ihr leichter und sich selbst glücklicher und besser fühlt; denn wenn wir ..., doch wozu ein langes Verzeichniß von Sachen, die Jedermann auswendig weiß? Kornet Karl wünschte die Baronin K. und ihren Mann für sich zu gewinnen und gewann sie auch in dem Maße, daß sie ihm seine Bitte wiederkommen zu dürfen gewährten, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er Niemanden, selbst seiner Familie nicht, seine Bekanntschaft mit ihnen und ihrem Aufenthaltsorte entdecke.

Der Kornet gelobte dieß, weil — weil er eine ganz unbegreifliche Lust in sich verspürte, wiederzukommen.

Einige wenige Tage reichten hin, um ihm eine Einsicht in die eigenthümlichen, unglücklichen Verhältnisse dieser Familie zu gewähren; aber es dauerte lange, bis er die Ursachen derselben begriff. Baron K. war ein Schwede, seine Frau und Stieftochter Italienerinnen; vor etwa zwei Monaten war er mit ihnen in Schweden angelangt. Ihre Kleider waren prachtvoll und in hohem Grade elegant; ihre Manieren, ihre Sprache, ihre Bildung und ihre Talente verriethen, daß sie den höheren und feineren Kreisen der Gesellschaft angehörten und doch mangelte es ihnen jetzt an einer Menge der nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens, NB. solcher, welche den verzärtelten Kindern der Welt nothwendig geworden sind. Außer einem einzigen Zimmer, worin man alle aus dem Schiffbruch irgend eines Glücks gerettete Flitter gleichsam zusammengescharrt hatte, deutete Alles im Hause auf wirkliche Armuth. Die tägliche Kost, welche die schönen Italienerinnen genossen, war nicht besser, als sie jeder Taglöhner in Schweden hat. Der Kornet seines Theils bestand immer darauf, es gebe nichts Köstlicheres, als Häringe und Kartoffeln.

Zwischen Baron K. und seiner Gemahlin herrschte beinahe immer Sturm und Ungewitter. Bald schien die heftigste Liebe vorzuwalten, bald entschiedener Haß, der im Wesen der Baronin manchmal einen Ausdruck stolzer Verachtung annahm, während er sich bei ihm in Ausbrüchen des Zorns und der Raserei Luft machte. Es fielen Scenen zwischen den unglücklichen Gatten vor, in denen sie sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe und Beschuldigungen entgegenhielten; die allerbedeutendste Kleinigkeit konnte Veranlassung dazu geben. Eine beinahe besinnungslose Raserei von seiner, verzweifelte Ausrufungen und Thränen von ihrer Seite machten solchen Auftritten gewöhnlich ein Ende. Der Character der Baronin schien im Grunde edel zu sein, allein sie war dabei unbiegsam, stolz und

äußerst leidenschaftlich. Ihr Mann, zugleich schwach und despotisch, hatte ein aufbrausendes wildes Gemüth — nur in Augenblicken einer Art reuevoller Ruhe, die zuweilen über ihn kam, konnte man ahnen, daß auch er etwas Edleres hatte — Etwas, das geliebt zu werden verdiente.

Geduldig, freundlich und sanft, wie ein leidender Engel, stand Herminie da, nnd breitete die schneeweißen Fittige ihrer Unschuld versöhnend zwischen diesen, im Kampfe der Leidenschaften verwilderten und verbitterten Naturen aus.

Sie war, was man eine schöne Seele nennt. Diese aber war nicht, wie ihr schöner Leib, so zur Welt gekommen. Sie hatte sich durch frühzeitiges Leiden, durch frühzeitige Erfahrung häuslicher Sorgen und Nöthen und besonders durch ein frühzeitig entwickeltes Religionsgefühl gebildet, kraft dessen sie mit Geduld ertrug, lächelnd entsagte, ihren Schmerz dem Himmel opferte und liebevoll und unermüdlich auf der Erde wirkte. Um ihrer Mutter Leiden zu lindern und ihr etwas mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, unterzog sie sich selbst den gröbsten Beschäftigungen in der Haushaltung, die im Uebrigen von der einzigen Magd des Hauses besorgt werden sollten. Es war rührend, das schöne, idealisch feingebildete Wesen wie eine Dienstmagd arbeiten und Lasten tragen zu sehen, unter denen sie zusammen sank — d. h. unter denen sie zusammengesunken sein würde, wäre nicht Kornet Karl erschienen und hätte sie auf seine eigenen Schultern genommen. Von Stund an veränderte sich viel für Herminie. Wie Jakob bei Laban um die schöne Rahel diente, so diente Kornet Karl bei Baron K. um Herminiens Mühen zu erleichtern. Er jagte und fischte, schaffte Vorräthe in die Küche und ließ sich nur mit Mühe abhalten, selbst den Koch zu machen, wenn er sah, wie Herminie ihr schönes Gesicht, ihre schönen Hände am Feuer verbrennen mußte. Eine Unterstützung andrer

Art wagte er den in ihrer Armuth stolzen und groß-thuenden Leuten nicht anzubieten.

Herminie hatte bisher ihrer Mutter beinahe wie eine Sklavin gedient, ohne mit der Zärtlichkeit belohnt zu werden, deren sie so würdig war. Die Baronin K. schien gewohnt Opfer anzunehmen, ohne dafür zu danken; noch weit weniger aber schien sie selbst welche bringen zu wollen.

Mit Mühe ertrug sie die Qual der Niedrigkeit und Armuth, in die sie sich versetzt sah. Von Herminia verlangte sie, daß sie sich, wie sie selbst, jederzeit geschmackvoll und prächtig kleiden solle, wozu eine sehr reiche aus Italien mitgebrachte Garderobe ihnen die Mittel an die Hand gab. Es war, als wollte sie in diesen Trümmern einer verschwundenen Pracht und Größe Trost über ihr dermaliges Schicksal suchen, oder als könnte sie nicht glauben, daß dieses Schicksal wirklicher Ernst sei, sondern bloß ein augenblicklicher Zauber, der sich in jeder Minute auflösen könne; als erwarte sie, der Zauberstab irgend einer Fee werde das kleine, graue Haus in einen Palast verwandeln, und halte sich deßhalb bereit in einem ihrem Rang und ihrer Würde angemessenen Aufzug Aufwartungen und Glückwünsche entgegen zu nehmen.

Von ihrem Stiefvater wurde Herminie gleichgültig und hart behandelt, auch sah man deutlich, daß sie, was sie für ihn that, nicht um seinet, sondern um Gottes willen that.

Von dem Augenblick an, da der Kornet ins Haus kam, erwarb er sich eine Art Gewalt darin, die täglich zunahm und die er dazu verwandte, Herminien ein erquicklicheres Dasein zu bereiten.

Baron K. war den Tag über meistens fort und kam erst gegen Abend zurück; manchmal blieb er auch zwei oder drei Tage aus. In diesen Friedenszeiten wußte der Kornet Herminien eine Freiheit zu verschaffen, die sie früher nie gekannt und deren sie sich jetzt mit kind-

lichem Entzücken erfreute. Er vermochte ihre Mutter, welche viel Sinn für Naturschönheiten besaß, lange Spaziergänge in der wilden aber romantischen Gegend zu unternehmen. Die Botanik war früher ihr Lieblingsvergnügen gewesen; der Kornet belebte ihre Lust dazu aufs neue ... er sah überall Blumen (auch da, wo es, glaube ich, keine gab) um die in ihres Vaterlandes üppige Vegetation verliebte Italienerin zu überzeugen, daß Schweden eben so reich an Blumen sei, wie an Helden und Eisen. So viel ist wenigstens gewiß (er hat es später selbst gestanden), daß er sich nicht scheute, die Ruhrpflanze, Krähenklauen, den Sumpfporsch, die Gerbermyrthe, den Sauerampfer, den Wermuth, den Rainfarren, den Hahnenkamm, den Sturmhut und andere höchst ordinäre Gewächse der Art als äußerst ungewöhnliche und merkwürdige Naturprodukte zu rühmen.

Als das Schönste in der Natur nannte er besonders die wunderbare niedliche Blume, die ihren Namen vom „größten Naturforscher der Welt, dem Schweden Linnė“ führte. Nach dieser Wunderpflanze suchte er der Baronin und Herminien die möglichst größte Sehnsucht einzuflößen. Alle Tage hatte er neue Ahnungen, sie werde in irgend einer neuen Gegend zu entdecken sein — er suchte lange — lange und emsig und entdeckte sie erst in dem Augenblick, da er seine Liebe entdeckte.

Diese Spaziergänge gaben dem Kornet Gelegenheit, beständig um Herminia zu sein. Er gab ihr den Arm, wenn sie gingen; wenn sie ausruhten, schützte er sie vor den Sonnenstrahlen; allmählig veranlaßt er sie auf den Felsen umherzuspringen und zu klettern, mit einem Wort das freie frische Jugendleben zu genießen, wovon die bisher in klösterlicher Stille Aufgewachsene keine Ahnung hatte. Wenn sie jetzt mit dem Purpur der Gesundheit und Freude auf ihren Wangen schön und leicht wie eine Oreade in der von Frühling und Wohlgerüchen zauberischen Natur umher schwebte und ihr Engelsgesicht oft strahlend von dankbarer Ergebenheit demjenigen zuwandte,

der ihr zu diesem Lebensgenusse verhalf, da .... da empfand der Kornet etwas Wunderliches in seinem Herzen .... eine Wärme, eine Wonne — ein ganz besonderes, ihm bisher durchaus fremdes Gefühl.

Die Baronin schien die beiden jungen Leutchen wie zwei Kinder zu betrachten, deren Spiel sie erlaubte, weil sie doch alle ihre Freuden, alle ihre Blumen ihr als Opfer darbrachten. Der Kornet besaß die glückliche Gabe, die Leute auf gutem Fuße mit sich selbst und somit auch mit Andern zu erhalten.

Am meisten war er Herminien jedoch in den Stunden, wo die so häufig sich wiederholenden, unangenehmen häuslichen Auftritte ihr bittere Thränen entlockten, welche sie meistens in der Küche verbergen wollte. Dann folgte er ihr, tröstete sie mit brüderlicher Zärtlichkeit oder bewog sie mit ihm auszugehen und suchte dann durch interessante Gespräche und Erzählungen ihre Aufmerksamkeit auf fröhlichere Gegenstände zu lenken.

Man hatte einmal im Hause nach Herminien verlangt und sie gerufen. Sie war nicht zugegen und dieß zog ihr harte Vorwürfe von Seiten ihres Stiefvaters zu. Der Kornet nahm dieselben als einen ihm hingeworfenen Handschuh auf und die Art, wie er die Herausforderung beantwortete, erwirkte Herminien größere Freiheit. Er konnte jetzt oft allein mit ihr ausgehen. Ihre Erziehung war in Bezug auf die meisten wichtigeren Kenntnisse verwahrlost. Er wurde ihr Lehrer (besonders in der schwedischen Geschichte) er ward ihr ein Bruder. Sie gab ihm auch bald diesen süßen Namen, und als sie eines Tags mit einander die schwedische Grammatik studirten, kamen sie dahin überein, daß Du unvergleichlich schöner sei als Sie und daß sie zu einander das erste sagen müssen.

Herminie dagegen wurde dem Kornet, man kann gerade nicht sagen eine Lehrerin, auch nicht just eine Schwester, aber sie wurde so unvermerkt seiner Augen Licht, seines Lebens Freude, seine .... es ist hohe Zeit,

daß ich meine Leser und besonders meine junge Leserinnen benachrichtige, wie es mit Kornet Karl aussah. Er war — verliebt!!!

Das hätte wohl Niemand je errathen. Er selbst glaubte es weder, noch ahnte er es, noch errieth er es vor dem

Dritten Sonnenblicke,

als er eines Abends beim Sonnenuntergange am Ufer des spiegelruhigen Sees ging. Herminie ging an seinem Arme. Sie war still und blaß — blaß von jener Bläße, welche zeigt, daß das Herz freudlos ist; daß man sich zwar in Geduld ergibt, aber dennoch leidet.

Ein für ihre weiche Seele tief erschütternder Auftritt hatte so eben zwischen ihren Eltern stattgefunden. Der Kornet hatte sie beinahe mit Gewalt von ihnen weggeführt und bemühte sich jetzt, aber vergeblich, ihr niedergeschlagenes Gemüth zu zerstreuen und aufzumuntern. Nachdem sie eine Weile gegangen waren, setzten sie sich unter den Birken neben einer moosigen Felswand und betrachteten schweigend den erlöschenden Purpur, der sich auf dem Wasserspiegel und den waldbewachsenen Höhen des andern Ufers malte.

Jetzt erst wandte Herminie ihr thränenvolles Auge dem Kornet zu und sagte: „Du bist sehr gut, mein Bruder...." Sie wollte mehr sagen, aber ihre Stimme wurde unsicher; sie schwieg, schien mit ihrer Bewegung zu kämpfen und fuhr dann, ihr Gesicht halb von ihm abwendend, fort:

„Du verweilst hier um meinetwillen, aus Güte für mich und du hast um meinetwillen manche unangenehme und schwere Stunden und.... du könntest doch so glücklich sein, du hast ja einen Vater, eine Mutter, so gute, so vortreffliche Menschen... Geschwister, die du so lieb hast; — sie müssen dich vermissen ... kehre zu ihnen zurück — bleibe bei ihnen; sei glücklich.... komm nicht mehr hieher zurück."

Der Kornet saß stumm da und blickte in den See und wie in einem Spiegel der Seele sah er in diesem Augenblick zugleich in sein Herz hinein.

„Warum solltest du deine Besuche hier fortsetzen?" begann Herminie aufs Neue mit einem überzeugenden Ausdruck in der weichen, holden Stimme. Du machst dir selbst viele Mühe, viele Unannehmlichkeiten und kannst mein Schicksal doch nicht ändern. Mein Vater hat heute bittere, drohende Worte zu dir gesprochen ... ach verlaß uns! Warum solltest du länger hier weilen? Sei meinetwegen nicht unruhig, Karl ... Gott wird mir Stärke verleihen und mir helfen."

„Herminie!" sagte der Kornet, „ich kann dich nicht verlassen . . . aber es geschieht ebensowohl um meinet- als um deinetwillen ...."

Herminie wandte ihm mit einem fragenden Blick ihr Gesicht zu, während ein Paar große Thränen langsam über ihre Wangen hinabrollten.

„Weil ... weil," fuhr der Kornet tief aufgeregt fort, „weil ... ich dich über alle Beschreibung liebe, Herminie — weil ich keine Freude in der Welt habe, wenn ich nicht dich sehen, nicht bei dir sein kann ...."

Herminiens Engelsgesicht strahlte vor Ueberraschung und inniger Freude.

„So gibt es also doch Jemand, der mich liebt ... und das bist du, mein Bruder! Wie gütig Gott gegen mich ist!" Und sie reichte dem Kornet die Hand.

„Hast du mich auch lieb?" fragte er mit heimlichem Beben, die kleine weiße Hand zwischen den seinigen haltend.

„Wie könnte ich anders?" antwortete Herminie, „ich bin ja erst glücklich geworden, seit ich dich kennen lernte. Du bist so vortrefflich, so gut. Du bist der Erste, der Herminie so liebt."

„Auch der Erste, den Herminie liebt?" fragte der Kornet, etwas beherzter.

„Ja gewiß, außer meine Mutter." *

Ein inniges Gefühl der Seligkeit bemächtigte sich der beiden jungen Liebenden und als hätte Amor selbst sich in Rosenwolken auf den Rosen hinter ihnen niedergesenkt, umfloß sie in diesem Augenblick ein Wohlgeruch so süß, so entzückend, (sicherlich hatte der Olymp keine schönere Ambrosia) daß der Kornet mitten im Entzücken seiner Seele aufsprang und rief: „Das ist die Linnaea! Meine Lebensblume ist gefunden!" Sie wuchs wirklich in langen, laubigen Ranken längs den moosbewachsenen Felsen hin. Bald war für Herminie ein Kranz geflochten. Wer vermag die Scene reiner, herzinniger Seligkeit und unschuldiger Freude zu beschreiben, die jetzt folgte?

Herminie war nicht mehr blaß ... sie fragte nicht mehr, ob Kornet Karl zu den Seinigen zurückkehren werde. Sie war ja s e i n , er war der ihrige. Sie verstanden einander, sie waren glücklich. Alles werde jetzt gut werden — sie werden immer beisammen sein. Nichts vermöge sie mehr zu trennen — sie gehören einander an, auf Erden — und im Himmel.

Die Natur schien mit dem seligen, jungen Paare zu sympathisiren; mild und voll Liebe schloß sie dieselben gleich einer zärtlichen Mutter in die kosenden Arme.

---

* Ich fühle recht gut, welche Haufen von Romangold ich in diesem Augenblick von mir stoße. Ich sehe klar ein, wie Alles in diesem kleinen Romankrümchen besser, interessanter eingeleitet und lebhafter ausgeführt sein könnte; wie sowohl Ein= als Ausgang dieses Stücks meinem Buche einen verdoppelten Abgang bereiten könnte. Aber dieß hätte mehr Worte, folglich mehr Zeilen, folglich mehr Papier erfordert und mein Verleger ist so schrecklich in Angst, mein Buch möchte zu dick werden und nicht für einen Reichsthaler banco verkauft werden können, daß ich mich genöthigt sehe, meine Seele und meine Concepte zusammenzudrängen, um mein Buch innerhalb des festgesetzten Preises in den Buchhandel einzuzwängen. Mein Verleger glaubt, das schwedische Publikum werde solchen Alltagssachen keinen sonderlichen Geschmack abgewinnen. Ich glaube, daß er Recht hat, daß das Publikum Recht hat und daß ich Recht daran thue, wenn ich mich darnach richte.

Wer gäbe nicht gerne zehn herbstschwere Jahre hin für einen Augenblick Frühling und Liebe!

Vierter Sonnenblick

scheint über des Kornets Zorn so grimmiglich.

An einem warmen Junitag kam der Kornet, erhitzt, ermüdet, voll lechzender Sehnsucht nach einem freundlichen Blick von der Geliebten und einem labenden Trunk von ihrer Hand, im Wohnhause an. Schon vor dem Hause hörte er ihre Harfe erklingen. Er eilte hinauf und sah Herminie, schöner und geschmackvoller gekleidet, als je, mit der Harfe in den lilienweißen Armen dasitzen und neben ihr .... o Entsetzen, o Blitz, o Donner, o Tod, o Werk der Unterwelt und Erfindung der Hölle! Neben ihr saß — — nicht Cerberus, das dreiköpfige Ungethüm, nein noch schlimmer! — nicht Polyphem mit dem einen Auge, nein noch schlimmer, weit schlimmer! nicht der Gott sei bei uns — nein, noch unendlich schlimmer! Ach, ach es war nicht „la bête," die neben „la belle" saß, nein, es war ein bildschöner junger Mann, ein zweiter Prinz Azor.

Der schöne, stolze, ruhige, kühle, feine, zierbengliche Genserich G. betrachtete mit Erstaunen den erhitzten, bestäubten und über das, was er sah, höchst verblüfften Kornet H. Bald jedoch erhob er seine Apollogestalt, ging mit anmuthsvoller Artigkeit dem Neuangekommenen entgegen, reichte ihm mit freundlicher Herablassung die Hand, drückte seine Freude aus, ihn auf dem Lande zu sehen und erinnerte ihn an das letzte Mal, da sie sich in Stockholm getroffen. Der Kornet schien sich ganz und gar nicht zu freuen und äußerte auch kein artiges Wort darüber. Genserich ging wieder zu Herminie und ersuchte sie, zu singen. Der Kornet ergriff irgend einen Vorwand, durch das Zimmer zu gehen, und flüsterte, als er an ihr vorbeikam: „Singe nicht."

Mit gebieterischem Ton und Blick forderte die Baronin ihre Tochter auf, zu singen. Herminie sang, aber mit zitternder Stimme. Der Kornet setzte sich an ein Fenster und wischte sich mit seinem Tuche den Schweiß von der Stirne. Er sprach die ganze Zeit von Genserichs Anwesenheit kaum drei Worte, theils weil Niemand ihn anredete, theils weil der junge G. selbst unaufhörlich das Wort führte. Und er sprach so schön, hatte so ausgesuchte und artige Wendungen in seiner Rede, erzählte mit so vielem Interesse; — er besaß so mannigfaltige und allgemeine Kenntnisse, daß es eine wahre Lust (lies: ein wahrer Gräuel für den Kornet) war. Außerdem hatte er ein Bewußtsein seines eigenen Werthes, wodurch derselbe in den Gedanken Anderer noch gesteigert wurde.

„Ich bin — ich habe — ich thue — ich billige — ich denke — ich will — ich werde — ich habe gesagt," war das Thema, um welches sich seine Gedanken und Worte beständig herumdrehten und auf das sie immer zurückkamen. Kurz und gut, dieses Ich wurde allmählig so groß, so bedeutsam, schwoll so stark an, daß Kornet Karl sein eigenes Ich gleichsam dahinschmelzen oder verdrängt werden sah. Er fühlte sich in der drückenden Atmosphäre dem Ersticken nahe und mußte im Freien nach Luft schöpfen. Unter verzweifelten Gedanken ging er im Garten auf und ab.

Welcher giftige Wind, sicherlich aus der Wüste Sahara kommend, hat diesen jungen Fideicommissarius, diesen fatalen Genserich G. hieher geblasen. Die Baronin machte ihm ja ordentlich den Hof. Er ist reich, er ist schön, er ist gebildet, er ist Fideicommissarius, er ist.... ach Herr Gott! Was ist er nicht Alles? Er legte seine Bewunderung für die schöne Herminie unverholen an den Tag, namentlich.... o, man möchte rasend werden.... als sie sang.

Und Herminie!... Warum mußte sie singen, während ich sie doch bat, es bleiben zu lassen? Warum ließ

sie sich von einem fremden Manne.... (vollends einem Fideicommissarius) Artigkeiten sagen? Warum schenkte sie ihrem einzigen Freunde kaum einen freundlichen Blick, warum that sie nicht einen Schritt, um ihm... auch nur ein Glas Wasser zu schaffen? Nein, sie ließ ihn dastehen, ausgetrocknet, durstig, schmachtend, gemartert an Leib und Seele!

Niemand antwortete auf die Fragen des unglücklichen Liebhabers. Der Himmel trübte sich über seinem Haupte und die zertretenen Pflanzen des Erbsenbeetes schnürten sich um seine Füsse. Auf einmal vernahm er den Hufschlag von Rossen. Er tönte in seinen Ohren wie Freudepauken; Genserich ritt seines Wegs und der Kornet ging schnell ins Haus zurück, um Aufklärung und Schadloshaltung zu erlangen. Nichts von Beidem wurde ihm zu Theil. Die Baronin begegnete ihm kalt und abstoßend. Ihr strenges, wachsames Auge ruhte auf Herminie, die unaufhörlich nähte, ohne aufzusehen. In diesem Augenblick gegenseitiger Spannung und Unzufriedenheit wurde der Kornet vom Besuch seiner Familie überrascht. Wie es zuging, weiß der Leser.

Jetzt folgte eine Zeit des Grams für den Kornet. Er konnte nicht mehr ins Haus seiner Geliebten kommen, ohne Genserich G. schon vorher da zu finden. Sein Nebenbuhler wurde von dem Baron und der Baronin augenscheinlich begünstigt; der Kornet dagegen immer gleichgültiger von ihnen behandelt. Herminie allein war sanft und freundlich, aber niedergeschlagen, still, zurückhaltend und wich seinen Fragen aus.

Um die Vorgänge in der Waldfamilie besser bewachen zu können, beschloß der Kornet, eine sogenannte Fußreise anzutreten, welche darin bestand, daß er sich in einer Scheune, möglichst nahe an Herminiens Aufenthaltsort, einquartirte; hier lag er die Nächte hindurch, während er den Tag über um Herminiens Wohnung herumschwärmte, wie eine Biene um die Blume.

Man kann in einer Scheune selig sein — ja auf

Stroh oder Heu liegend sich im Himmel glauben! Wenn aber die Dornen des Grams und Unmuths das Herz stechen, dann ist es gewiß, daß die Scheune und ihr Distellager die Qual noch vermehren. Der Kornet hätte darüber ein Liedchen singen können.

Allmählig trat eine große Veränderung im Waldhause ein. Es herrschte Ueberfluß an Eßwaaren, Weinen und mehreren Luxusartikeln, auch wurden mehrere Diener angenommen. Baron K. befand sich bei der glänzendsten Laune von der Welt, die Baronin wurde immer majestätischer und stolzer .... der Kornet immer überflüssiger und immer mehr übersehen. Genserich G. wuchs ihm über den Kopf. Die größte Antipathie fing an, sich zwischen den jungen Männern einzustellen, aber der ärgerliche, bittere und bissige Kornet zeigte sich meistens von einer unvortheilhaften Seite, gegenüber dem feinen, immer kalt artigen und ruhigen Genserich. Er fühlte es, er las es auf allen Gesichtern und wurde dadurch noch mehr verstimmt. Er spielte im Grunde eine jämmerliche Geige, wie man zu sagen pflegt, und um die empfindlichen Ohren des Lesers nicht länger zu ermüden, wollen wir uns umsehen im

Fünften Sonnenblick.

Unzufriedener als je mit Herminie, ihrer trübseligen Freundlichkeit, ihrem rückhaltenden Wesen, voll Unmuth über sich selbst und die ganze Welt, ging Kornet Karl eines Abends gedankenvoll im stillen, säuselnden Fichtenwalde einher. Da kam er an die Quelle, wo er Herminie zuerst gesehen hatte; mit traurigem Gefühle stand er da und betrachtete in dem klaren Spiegel sein sonnenverbranntes, unmuthsvolles, nicht schönes Gesicht und verglich es in Gedanken mit Genserichs schönem, klarem und klugem Aussehen. Auf einmal sah er in der Quelle ein Gesicht neben dem seinigen hervorblicken. Es war schön, wie das eines Engels — es war Herminiens

Gesicht. Ein Freudeschauer durchbebte den Kornet, wurde, aber schnell von einem bittern Gefühl erstickt.

„Herminie,“ sagte er, „du glaubtest gewiß Genserich hier zu finden.“

Herminie schwieg einen Augenblick still, legte sodann sanft ihre Hand auf seinen Arm und sagte bloß: „Karl! Haben wir aufgehört, einander zu verstehen?“

Er sah sie an und ihr milder, liebevoller, aber bethränter Blick begegnete dem seinigen.

Liebende! Wenn das Seidengewebe eurer Liebe und Seligkeit sich verwirrt hat und ihr es wieder in Ordnung bringen wollt — so sprecht nicht. Sehet einander an.

Dem Kornet Karl war es auf einmal, als fiele ein Schleier von seinen Augen — der Nebel verschwand aus seiner Seele. Jetzt wurde ihm plötzlich Alles klar und so himmlisch klar. Lange standen die jungen Liebenden schweigend da und tranken Licht und Frieden und Seligkeit aus ihren klar strahlenden Blicken.

Als beinahe kein Funken von Unruhe mehr in ihren Seelen übrig war, da begannen die Liebenden Erklärungen und Versicherungen auszutauschen.

„Bist nicht du es?“ sagte unter Anderem Herminie, „bist nicht du es, der mich zuerst geliebt hat, der mich hat fühlen lassen, daß es ein Genuß sein kann, zu leben? Und hättest du es auch nicht gethan — wie magst du glauben, daß ich einen kalten Egoisten, wie G., dir an die Seite stellen könnte.“

„Aber er ist so entsetzlich schön! ...“ sagte der Kornet, lachend und doch halb verlegen.

„Ist er das? Ich habe es nicht bemerkt. Mir gefällt er nicht. Ich weiß nur einen, der mir gefällt — Einen, bei dessen Anblick es mir wohl ums Herz wird — einen, den ich schön finde.... willst du sein Bild sehen?“

Sie führte ihn zur Quelle. Der Kornet betrachtete

mit Wohlbehagen darin sein sonnenverbranntes, von Freude strahlendes Gesicht.

„Aber deine Eltern begünstigen Genserich...“

„Und ich begünstige dich.“

„Er liebt dich.“

„Und ich liebe dich.“

„Herminie!“

„Karl!“

Wenn der Mensch dieses irdische Leben verlassen hat, um zu einem bessern im Himmel überzugehen, so sagt man vertrauensvoll: „Friede sei mit ihm!“ Und dann wendet man sich, um an etwas Anderes zu denken.

Ebenso, wenn zwei Liebende aus dem Jammerthal ihrer Zweifel in das klare Himmelreich der Versöhnung eingegangen sind, kann man sagen: „Friede sei mit ihnen,“ und an andre Gegenstände denken.

Werfen wir zum letzten „Gottes Frieden!“ noch einen

Sechsten Sonnenblick.

Und dieser lächelt ob der Wonne, welche während einiger glücklichen Tage über Kornet Karl strömte. Er war Hermiens gewiß und ihr Schweigen, ihre Rückhaltung, ihre Höflichkeit gegen Genserich, dessen häufige Besuche, sein Ich, seine Liebhaberartigkeit... Baron K.'s und seiner Gemahlin Kaltsinnigkeit gegen ihn (den Kornet Karl) — dieß Alles beunruhigte ihn jetzt nicht mehr. Die Scheune gewährte ihm ein himmlisches Lager. Der Frühling in der Natur spiegelte den Frühling in seiner Seele ab. Der Wald, die Blumen, die Winde, die Vögel, Alles sang ihm zu: „Freude, Freude!“ Freude? — ach Rinaldo, Rinaldo, hörst du! Der Trompetenklang ruft dich von Armida hinweg und der Freude mußt du entsagen.

Die Trompeten ertönen! Nicht von Palästinas Gefilden, nicht aus dem gelobten Lande — sondern von dem Ladungardsfelde her — oder richtiger, von dem La-

dugardslande.* Gleichviel! Neuer Rinaldo, Kornet Karl, du mußt diejenige verlassen, die tugendhafter, bescheidener und daher auch schöner ist, als Armida. Aus ihrem Zauberpalast (dem kleinen, grauen Hause) mußt du dich losreißen. So will es der unerbittliche General en chef aller Leibregimenter, das Schicksal, das auf die Forderungen des Herzens so wenig Rücksicht nimmt.

Die Trompeten tönen, die Pflicht ruft — ins Lager, ins Lager! Und der

Siebente Sonnenblick

erlischt in den Abschiedsthränen der Liebenden.

Um unsre eigenen noch zu sparen, commandiren wir unsere Gedanken: Rechtsum kehrt euch, marsch! nach Thorsborg zurück. Dort werden wir mit alten Bekannten neuen Geschäften entgegengehen u. z. B.

Die Erde durchgraben u. s. w.

Eines Abends, als wir Alle um das Krankenbett der Blinden versammelt waren, las Professor L. aus einer Uebersetzung von Herders Ideen vor. Das Thema war: die Ausbildung der Menschen in einer andern Welt; die aufklärenden Winke in Betreff seiner Verwandlung, die uns schon auf Erden gegeben werden durch die Verwandlung, welche wir in den niedrigeren Reichen der Natur bemerken, und die sämmtlich Vervollkommnungen sind.

Professor L. schloß seine Vorlesungen mit folgenden Betrachtungen:

„Die Blume zeigt sich zuerst als keimender Same,

---

* Ladugardolandet ein Stadttheil Stockholms, wo mehrere Kasernen stehen. Das dazu gehörige Ladugardsfeld wird zu den Exercitien der Truppen benützt.

Anm. des Uebers.

sodann als Pflanzenschößling; dieser treibt die Knospe hervor und nun erst kommt das Blumengewächse ans Licht. Aehnliche Entwicklungen und Verwandlungen gibt es bei mehreren Geschöpfen, unter denen der Schmetterling ein bekanntes Sinnbild für die Verwandlung des Menschen geworden ist. Seht, da kriecht die häßliche, einem groben Nahrungstrieb fröhnende Raupe; ihre Stunde kommt und Todesmattigkeit überfällt sie; sie macht sich fest, sie hüllt sich ein, und hat das Gespinst zu ihrem Todtengewande, so wie einen Theil der Organe zu ihrem neuen Dasein bereits in sich. Nun arbeiten die Ringe, nun streben die inneren organischen Kräfte. Langsam geht zuerst die Verwandlung vor sich und scheint Zerstörung; zehn Füße bleiben an der abgestreiften Haut zurück und das neue Geschöpf ist noch unförmlich in allen seinen Gliedern. Allmählig bilden sich diese und kommen in Ordnung, aber das Geschöpf erwacht nicht, bevor seine Verwandlung vollendet ist; nun drängt es sich ans Licht und schnell geschieht die letzte Ausbildung. Nur wenige Minuten und die zarten Flügel werden fünfmal größer, als sie unter der Todtenhülle waren. Sie sind mit elastischer Kraft und mit allem Strahlenglanz begabt, der unter der Sonne zu finden ist. Seine ganze Natur ist verändert; statt der groben Blätter, wovon er sich vorher nährte, genießt er jetzt den Nectarthau aus den goldenen Kelchen der Blumen. Wer würde in der Gestalt der Raupe den künftigen Schmetterling ahnen? Wer würde in beiden dasselbe Wesen wieder erkennen, wenn nicht die Erfahrung es uns zeigte? Und diese beiden Existenzen sind nur Lebensalter eines und desselben Wesens auf einer und derselben Erde. Welche schöne Ausbildungen müssen nicht im Schooße der Natur ruhen, wo ihr organischer Kreis weit größer ist und die Lebensalter, die sie entwickelt, mehr als eine Welt umfassen?

„Und so zeigt uns auch die Natur in diesen Analo-

gieen werdender, d. h. in einen neuen Zustand übergehender Geschöpfe, warum sie den Todesschlummer in ihr Reich der Gestalten einwebte. Es ist eine wohlthuende Betäubung, die ein Wesen umhüllt, in welchem die organischen Kräfte nach neuer Ausbildung streben. Das Geschöpf selbst mit seinem stärkeren oder schwächeren Bewußtsein hat nicht Kraft genug, ihren Kampf zu übersehen und zu lenken; es entschlummert also, und erwacht erst, wenn es ausgebildet dasteht. Auch der Todesschlaf ist also eine väterliche, milde Linderung; er ist ein beruhigendes Opium, unter dessen Wirkung die Natur ihre Kräfte sammelt, und der entschlummerte Kranke genest."

Hier schwieg L. Eine tiefe, sanfte Rührung hatte uns Alle ergriffen. Wir saßen schweigend da, die Blicke auf unsere arme Kranke geheftet, über deren Wangen große Thränen langsam herabrollten, während schwache, aber klagende Laute sich zwischen ihren Lippen hervordrängten. Die gnädige Frau liebkoste sie zärtlich; der Oberst legte wie segnend die Hand auf ihr Haupt. Ein tiefes, tonvolles, anhaltendes Schnarchen lenkte in diesem Augenblick unser Aller Aufmerksamkeit auf Lieutenant Arvid, der gemächlich in einer Sophaecke liegend mit offenem Munde und in die Luft emporgestreckter Nase eingeschlafen war. Dieser Trompetenton war ein Signal zum Aufbruch für Julie, die mit glühenden Wangen aus dem Zimmer eilte. Nach einer Weile ging ich ihr nach, um sie aufzusuchen, und fand sie auf der Treppe vor dem Hause stehend, wo sie sich mit gekreuzten Armen über das eiserne Geländer hinauslehnte, den Blick fest auf den hellen Abendhimmel geheftet, an welchem blasse Sterne hervorzuschimmern anfingen. „Julie!" sagte ich, indem ich den Arm um sie schlang.

„Ach, Beate!" seufzte Julie, „ich bin unglücklich — ich bin sehr unglücklich!"

Ehe ich antworten konnte, kam Lieutenant Arvid auf die Treppe heraus, und rief gähnend: „Was der Tausend machst du hier? Stehst da, und erkältest dich —

bekommst Schnupfen und Brustweh. Komm doch herein, meine Liebe. Auch glaube ich, daß man bereits angefangen hat, den Tisch zu decken. Komm doch!"

„Arvid!" sagte Julie, „komm du ein Bischen hieher zu mir;" und sie ergriff freundlich seine Hand, und sagte lebhaft: „Siehst du, wie schön heute Abend Alles ist; laß uns in den Park hinabgehen — an das Plätzchen, wo wir einmal übereingekommen sind, daß .... ich will dort mit dir sprechen, will dich um Etwas bitten ...."

„Wir können ja ebenso gut im Zimmer mit einander sprechen ...."

„Ja .... aber es ist so schön heute Abend. Sieh dich nur einmal um. Hörst du den Vogel, wie lieblich er zwitschert — hörst du das Kuhhorn dort in der Ferne? Sieh einmal dorthin, wo die Sonne untergegangen ist .... welche sanfte Röthe! Ach, es ist ein schöner Abend!"

„Charmant, mein Engel!" antwortete Lieutenant Arvid mit einem erstickten Gähnen. „Aber ich bin besessen hungrig, und habe, als ich an der Küche vorbeiging, einen göttlichen Geruch von Kallops in die Nase bekommen; ich sehne mich darnach, ihn im Saale wieder zu finden. Ueberdieß steigt ja ein verdammter Nebel auf. Komm, mein Engel!"

„Arvid!" sagte Julie, indem sie ihre Hand wegzog, wir haben so ungleiche Neigungen — ich sehe, unser Geschmack ist so verschieden ...."

„Liebst du den Kallops nicht?"

„Gott segne dich mit deinem Kallops — ich spreche nicht davon, sondern von unsern Neigungen, unsern Gefühlen — die stimmen nicht überein ...."

„Ja — dafür kann ich nicht."

„Nein... aber ich fürchte, daß wir nicht für einander passen... daß wir unglücklich werden ...."

„Ach, liebes Kind, das gibt sich schon. Man muß sich nicht zum Voraus Kummer machen. Dieß raubt den

Appetit. Komm, laß uns ruhig zu Nacht speisen. Komm, meine liebe Frau...."

„Aber ich will nicht .... und ich bin nicht deine Frau," sagte Julie, indem sie sich von ihm abwandte; „und," fügte sie Etwas leiser hinzu, „ich will nicht mehr deine Braut sein...."

„Nicht?" sagte Arvid ruhig. „Ja, aber, siehst du, es hat seine Schwierigkeiten, die Sache rückgängig zu machen. Du hast meinen Ring, und ich habe den deinen.... außerdem ist mir gerade nicht bange.... die Mädchen haben ihre Launen. Nun, nun, das gibt sich wohl bis morgen. Adieu, Julie! ich gehe und esse Kallops, verschlucke du deine Launen!" Und er verschwand in der Hausflur.

Julie ergriff meinen Arm und ging heftig weinend in den Garten hinab. Ich ging schweigend neben ihr her, in der Erwartung, sie werde ihrem Herzen durch einige Klagen über ihren Bräutigam Luft schaffen. Aber sie schwieg, drückte oft meine Hand, und fuhr fort, zu weinen.

Als wir in eine Seitenallee traten, kam eine in einen Mantel gehüllte Gestalt langsam auf uns zugeschritten. Professor Ls. Stimme ließ sich vernehmen; er redete Julie mit freundlichem Scherz über ihren romanhaften Geschmack für Abendspaziergänge an. Als er näher trat, sah er ihre verweinten Augen, und wurde nun schnell stumm und ernst.

„Herr Professor," sagte Julie, halb lustig, halb noch mit Weinen im Halse, „sagen Sie mir, was soll man thun, wenn man einsieht, daß man eine große Thorheit begangen hat, und sie nicht mehr gut machen kann?"

„Dann," sagte Professor L., „muß die Weisheit die Folgen der Thorheit tragen."

„Und man muß dann auf sein ganzes Leben lang unglücklich werden?"

„Unglücklich soll man nicht werden — aber besser und klüger soll man werden, und den begangenen Fehler

als eine Treppenstufe ansehen, auf welche man steigt, um der Vollkommenheit näher zu kommen."

„Das lautet schön und namentlich sehr erbaulich — inzwischen aber wird man der Weisheit, der Vollkommenheit und des ganzen Lebens überdrüssig werden können, und jeden Tag unerträglich finden."

„Nur ein ganz schwaches Wesen," sagte Professor L. mild, „kann so zum Lebensüberdruß und zur Unlust hinabsinken. Die düsterste und freudloseste Stellung im Leben hat ihre Lichtpunkte, wenn man sie nur sehen will. Bei allen Sorgen und Kümmernissen werden wir in uns selbst am sichersten die Quellen des Trostes finden. Wenn unsere Umgebungen uns stören oder quälen, so laßt uns in uns selbst eine Freistätte und ein reiches inneres Leben suchen. Dann werden wir mit Hamlet sagen: „O ich könnte mich in eine Nußschaale sperren lassen, und für den Herrn einer unermeßlichen Welt glauben!" Diese Welt, die in uns lebt, kennen zu lernen, sie zu ordnen, zur Klarheit und fortschreitenden Ausbildung zu bringen, ist ein Genuß, den uns keine Stellung im Leben rauben kann — ein Genuß, wie man bald erkennen wird, groß genug, um uns auch das kühlste Erdenleben lieben zu lassen. Denken lernen, heißt lieben und genießen lernen."

„Aber," seufzte Julie, „wie soll man denken lernen mit einem . . . ."

„Mit einem Mann, der blos an Kallops denkt?" ergänzte ich im Geiste.

„Gute Bücher," fuhr L. fort, „sind sanfte Tröster, Führer und Freunde. Mit ihrer Hülfe wird es einem ernsten Willen wohl gelingen, sein Inneres ins Gleichgewicht und zu einem festen Halt zu bringen." Er schwieg einen Augenblick und fügte dann mit Wärme und Rührung hinzu: „Meine Bücher, wie viel habe ich nicht euch zu danken!"

„Sie sind unglücklich gewesen?" fragte Julie mit inniger Theilnahme.

„Alles, was ich am Zärtlichsten auf der Erde liebte, habe ich verloren, und zwar nicht blos durch den Tod. Seit meinen Kindesjahren hat diese Prüfung mich verfolgt. Alles, woran ich mein Herz innig gehängt habe, ist mir entrissen worden. Manche bittere Stunde ist vorübergegangen, bis ich im Stande war, mich ergebungsvoll vor dem Willen des ewig Guten zu beugen, und noch jetzt ...."

„O wer sie trösten könnte!" rief Julie mit kindlich inniger Hingebung.

„Ich habe," fuhr L. fort, „mein Herz abzuhärten gesucht, um es vor gar zu bitterem Leiden zu verwahren, ich habe lange gegen seine Aufwallungen gekämpft — ich bin nicht mehr jung — und doch (dieß sagte er schmerzhaft lächelnd) muß ich vielleicht bald zu meinen Büchern zurückkehren, um Trost zu suchen."

„Ich möchte ein Buch sein," sagte Julie mit Thränen in den Augen.

Professor L blickte sie mit väterlicher .... nein, nicht gerade väterlicher, aber doch unbeschreiblicher Zärtlichkeit an.

„Gutes, liebenswürdiges Mädchen," sagte er mit seiner schönen, harmonischen Stimme, fuhr aber nach einem Augenblick ruhiger fort: „Es ist Schwachheit, zu klagen. Stärke zum Ertragen finden wir im Gebet und in der Ausübung unserer Pflichten. Laßt uns aus diesen Quellen Kraft schöpfen."

Er reichte Julien die Hand, sie gab ihm weinend die ihrige.

In diesem Augenblick kamen wir an eine Grube, wo drei kleine, schwarze Figuren, die aus der Erde aufzusteigen schienen, unsern erstaunten Blicken entgegentraten. Nicht minder verwunderten wir uns, als wir in denselben die zwei kleinen Dicken und einen Spielkameraden erkannten, die bis um den halben Leib in einem Graben standen und in tiefes Nachdenken versunken waren. Auf unsere wiederholten Fragen über ihr Vorhaben er=

folgte von ihrer Seite zuerst Schweigen, sodann einige verworrene Töne, endlich die Entdeckung und etwas undeutliche Erklärung ihres großen Geheimnisses. Sie hatten sich nämlich vorgenommen, die Erde zu durchgraben, und ihrer Familie, namentlich dem Obersten, eine Ueberraschung damit zu bereiten.

Was sie jetzt aufhielt, war wahrhaftig nicht die Schwierigkeit des Unternehmens, Gott bewahre! sondern ein tiefer Gedanke, der in dem Gehirn des kleinen Claes aufgestiegen war, daß sie nämlich, wenn sie ein Loch durch die Erde zu Stande gebracht, möglicherweise selbst hineinfallen könnten, und wo sie dann Halt machen würden.... das.... das möchte jetzt Professor L. so gut sein, ihnen zu sagen.

Wir mußten Alle lachen.

Professor L. verschob seine Erklärung auf morgen, und schickte freundlich scherzend die Pigmäen mit den Riesenplänen nach Hause. In demselben Augenblick kam ein Bote, um ihnen und uns zu sagen, daß wir zum Abendessen erwartet würden. Das kleine Triumvirat jagte in kurzem Galopp davon. Wir folgten langsamer, aber jetzt geriethen wir in Lieutenant Arvids verdammten Nebel, der gleich einer Mauer zwischen dem Garten und dem Schloßhofe stand. Jetzt erst merkten wir, daß Julie ohne Shawl war. Ich war nicht viel besser versehen. L. nahm seinen Mantel ab, und wollte ihn um Julie hüllen. Sie wollte es durchaus nicht zugeben, da seine Gesundheit gerade nicht zu den stärksten gehörte. Sie würden noch lange streitend und protestirend dagestanden haben, wenn ich nicht mit einem Vergleichungsproject herausgerückt wäre, und den Vorschlag gemacht hätte, sie sollen sich beide zugleich des sehr weiten Mantels bedienen. Sie gingen darauf ein, und Juliens feine, zephyrische Gestalt verschwand unter einem Zipfel des Mantels, den sie lachend um sich hüllte. Und vorwärts ging der Zug durch Nacht und Nebel.

„Das war doch ein Bischen zu toll angelegt," dachte

ich nachher. Die selige Madame Genlis, und noch weniger Herr Lafontaine, würden in ihrer Romanwelt wohl nie zwei Liebende unter einen Mantel stecken, ohne eine so vortreffliche Gelegenheit zu benützen, um eine Liebeserklärung hervorkriechen zu lassen, und ich müßte mich wundern, wenn Frau Natur nicht dießmal Etwas zu Stande bringen sollte, und irgend ein Seufzer, irgend ein Wörtchen sich vernehmen ließe . . . .

Ich horchte aufmerksam, während ich hinter den Bewohnern des Mantels einherging — aber — sie schwiegen — kein Wort, kein Laut. Ja, jetzt! ... Was war das? Julie noß. Nun, L. sagt doch gewiß: „Wohl bekomms!“ und dieß kann dann schon wieder zu Etwas führen.... nein, er sagte Nichts.

Wir sind aus dem Garten, wir gehen über den Hof. Wird denn Niemand sprechen? Jetzt!.... Nein. Wir steigen die Treppe hinauf, wir treten in die Hausthüre, nun, jetzt!... Nein. Der Mantel gleitete über Juliens Schultern hinab; sie dankte und verneigte sich, L. machte einen Bückling.

Als wir in den Saal hinaufkamen, saß Lieutenant Arvid da, und aß Kallops. Man hatte lange auf uns gewartet. Zu unserer Entschuldigung erzählte ich den Mantelstreit.

Während des ganzen Abendessens schüttelte die gnädige Frau, so oft sie Julie ansah, den Kopf, als Vorwurf wegen ihrer unerhörten Unvorsichtigkeit, so spät ohne Shawl auszugehen.

Als Lieutenant Arvid die verweinten Augen seiner Braut sah, schien er ganz verblüfft, dachte aber vermuthlich: „Das gibt sich wohl, wenn sie gegessen und geschlafen hat,“ denn er übereilte sich keineswegs mit seiner Mahlzeit, suchte auch nachher keine Gelegenheit zu einer Unterredung mit seiner Braut, sondern ritt zur gewöhnlichen Zeit und mit der gewöhnlichen Ruhe seines Wegs.

Aber Juliens Unmuth gab sich nicht. Im Gegen=

theil schien er zuzunehmen. Vergebens forderte Arvid sie auf, ein kleines Schläfchen zu machen und ihn als Kissen zu betrachten. Vergebens kam sein Vater, der alte General P., mit seinem prachtvollen Gespann, und bat seine künftige kleine Söhnerin, mit den Schwanen spazieren zu fahren; Nichts wollte helfen. Täglich kamen zwischen den Verlobten eine Menge Zwistigkeiten vor, die trotz des unvergleichlichen Phlegmas von Arvids Seite einen immer bedenklicheren Charakter annahmen. Die gnädige Frau, welche jetzt darauf aufmerksam wurde, begann in große Unruhe zu gerathen, und hielt sich jederzeit bereit, mit einem gutmüthigen Scherze, einem versöhnenden Worte den zerrissenen Faden der Einigkeit wieder zusammenzuknüpfen. Es gelang ihr zwar noch, allein — mit jedem Tag bekam der Faden mehr Knöpfe.

So ging es einige Zeit fort. Kornet Karl reiste nach aufgehobenem Lager nach Roslagen zurück. Von da schrieb er ganz verzweifelte Briefe nach Haus über Staub und Hitze, Langeweile, Ueberdruß, Aerger u. s. w. Der Botanik erwähnte er mit keinem Worte.

Den Sommer hindurch blieb Elisabeths Zustand sich gleich, und die gnädige Frau fuhr fort, die Milchkur für meine Brust und Schwermuth nothwendig zu finden.

Die Lebensfäden der übrigen Familie spann die Parze von gewöhnlichem Flachs, mit etwas Werg, aber noch mehr Seide darein gemischt, bis sie gegen Ende des Monats August — die Scheere erhob. Laßt uns sehen

Warum?

Nach einem drückenden, qualmenden Tage zogen sich gegen Abend eine Menge Gewitterwolken zusammen und bedeckten bei Sonnenuntergang den ganzen Himmel. Eine Art Todesstille breitete sich über die Gegend aus. Man

hörte keinen Ton von den eilig heimziehenden Heerden, kein Vogel zwitscherte, das Laub der Espen rührte sich nicht, selbst die Mückenschwärme wagten es nicht, wie gewöhnlich beim Untergange des Lichtes schwirrend zu jubeln; die ganze Natur schien wie in qualvoller Erwartung irgend eines unheimlichen und ungewöhnlichen Auftrittes zu stehen.

Spät am Abend begann das schauerlich schöne Schauspiel.

Bleiche Blitze beleuchteten alle zwei Minuten die ganze Gegend, die dazwischen hinein in ein beinahe nächtliches Dunkel gehüllt war, und beim Scheine derselben sah man, wie die Wolkenmassen immer düsterere Farben annahmen und sich in drohenderen Gestalten über dem Schlosse zusammenschaarten. Dann und wann pfiff ein plötzlicher Windstoß durch die Luft, worauf wieder eine Todesruhe folgte. Mit dumpfem, aber immer stärker werdendem Getöse hörte man von mehreren Seiten die Donnerwagen einherrollen.

Die gnädige Frau lief von Zimmer zu Zimmer, von Fenster zu Fenster, um nachzusehen, ob Alle wohl verschlossen seien. Julie und Helena standen mit ihrem Vater in einem Fenster und schmiegten sich bei jedem neuen Blitze, jedem neuen Donnerknall immer näher an ihn.

Ich ging zu der Blinden hinein. Sie saß auf ihrem Bette in einer gebückten, zusammengefallenen Stellung, worin sich der höchste Lebensüberdruß ausdrückte, und sang mit lei er, düsterer Stimme:

Es ist Nacht, es ist Nacht;
Mein Aug ist dunkel, mein Herz schlägt sacht;
Es sehnt sich nach Ruhe.

Gib mir Ruh, gib mir Ruh
Und Raum in dem Grab, deck mit Erde mich zu,
Du Engel des Todes!

Laß mich schlummern nun ein,
Bin so müde von vieler Sorge und Pein,
So müde des Lebens.

Hier ließ die Arme, Lebensmüde ihren Kopf auf die Kissen hinabsinken. Sie schwieg einen Augenblick; ich sah sie kummervoll lächeln, und sie begann aufs Neue, aber mit klarer Stimme und in einem froheren Tone zu singen:

Wird es Morgen einmal
Und tönt an meinem Grab der Posaune Schall,
Mich vom Schlummer zu wecken;

Darf ich schau'n deinen Glanz,
O König, strahlend im Sternenkranz;
Du rufst mich zum Leben.

Hier begannen ihre Thränen zu fließen, und mit verändertem Tone sang sie weinend und in abgebrochenen Strophen:

O Mutter, o Mutter!
In schützende Arme
Schließe die schuldige,
Reuige Tochter.
Lehre sie beten,
Lehre sie hoffen
— — — — —
In deiner Liebe
Findet sie Ruhe.

O Mutter, o Mutter!
Wär' ich dir nahe
An deinem Herzen,
Dem milden und warmen!
Laß mich doch fühlen,

Wie Herzen an Herzen
Himmlisch in Liebe
Schlagen zusammen.

Niemals ich fühlte
Dieses auf Erden;
Einsam ich wanderte,
Einsam ich liebte,
Einsam ich duldete,
Bitter, o bitter!
— — — — —
Einsam ich liebe
Noch in dem Tode.

Mutter, o Mutter!
Nimm mich, o nimm mich
Weg von der Erde,
Fern von der Plage.
Wecke den glimmenden
Funken im Staube,
Heb' aus dem Dunkel
Auf mich zum Lichte!

Ein heftiger Donnerknall, der durch das ganze Schloß widerhallte, unterbrach ihren Gesang; auf ihn folgten andere immer häufiger und heftiger; zu gleicher Zeit begann ein wilder Sturm zu rasen.

„Ist Jemand hier?" fragte die Blinde. Ich trat an ihr Bett. Sie sagte: „Ich höre eine Musik, die mir wohl thut. Führe mich ans Fenster."

Als sie dahin kam, kreuzte sie die Arme über ihre Brust und wandte das Gesicht zum Himmel empor. Die Flammen der Blitze fuhren über das schöne, bleiche Antlitz, während schreckliche Donnerschläge das Wesen mit Untergang bedrohen zu wollen schienen, das mit einer Art trotzender Freude den Geistern der Zerstörung eine ruhige Stirne entgegenhielt.

Allmählig schienen heftige Gefühle in Elisabeth aufzusteigen, und der Kampf in der Natur Widerhall in ihrer Seele zu finden. Auf einmal rief sie: „Ich sehe Etwas! Eine Feuerhand fuhr mit glühenden Fingern über meine Augen!“ Sie stand einen Augenblick, wie in gespannter Erwartung da, und sagte dann in einer Art ruhiger Extase: „Wie herrlich, wie herrlich es dort oben unter den Wolken singt! Schwesterharmonieen nennt euch mein Herz. Hier in meiner Brust ist die erste Stimme; — dort tönt jetzt die zweite. Jetzt ist Einheit — jetzt wird Leben und Freude! Feuer des Himmels! Mutterschooß! Schließe mich an den brennenden Busen! Mutter, Mutter! ist es deine Stimme, die ich höre, deine Hand, die ich sah? .... Die ich jetzt .... die ich jetzt wieder sehe? Winkst du mir? Rufst du mich? — Luft!“ schrie sie jetzt wild und gebieterisch, „führe mich in die freie Luft hinaus! Ich will die Stimme meiner Mutter hören — ich will an ihre Brust fliegen und dort wieder erwarmen. Es sind Feuerschwingen da außen, sie sollen mich tragen. Ein Wagen ist da... höre, wie er rollt! Er soll mich führen. Fort, fort! Siehst du die Hand nicht? Sie winkt. Höre die Stimme! Sie ruft! Ha! Hörst du?“

Ich umfaßte sie zärtlich und bat sie, stille zu sein. Sie fiel mir in die Rede und sagte feierlich: „Gott wird deine letzte Bitte nicht erhören, wenn du mir die meinige nicht gewährst. Er wird dich segnen, wenn du mir gefällig bist. Führe mich hinaus ins Freie! Es ist das letzte Mal, daß ich Etwas von dir begehre. Du weißt nicht, wie all mein Wohl und Weh auf diesem Augenblicke beruht. Führe mich hinaus in mein Reich — in das Reich des Orkans .... dort, nur dort werde ich Frieden erhalten. Beate, gute Beate! Sieh, ich bin still und gefaßt, ich bin nicht närrisch. Höre mich.... willfahre mir! Ich bin mein ganzes Leben lang in Fesseln gelegen...., laß mich nur einen Augenblick frei sein....

und dann werden alle meine vielen blutigen Wunden geheilt werden.“

Ich hatte nicht den Muth, dieser Stimme, diesen Worten zu widerstehen. Ich führte sie auf die Terrasse hinab, welche auf der Felsenwand selbst ein wenig außerhalb des Schlosses angelegt war. Das junge Mädchen, das die Blinde gewöhnlich verpflegte, hatte, aus Furcht vor dem Gewitter, nicht mitgehen wollen.

Bald bereute auch ich meine Nachgiebigkeit. Kaum waren wir in die wild aufgeregte Natur hinausgekommen, als Elisabeth sich von mir losriß, einige Schritte vorwärts lief, sodann stehen blieb und laute Ausrufungen voll trotziger, wahnsinniger Freude ausstieß.

Es war ein furchtbarer, schöner Auftritt. Die Blitze durchkreuzten mit rothen Zungen die ganze Gegend. Der Sturm hüllte uns ein, und bald donnernde, bald zischende Gewitterschläge kreisten über unsern Köpfen. Gleich dem Geist des Orkans stand die Blinde mit wilden, unheimlichen Gebärden auf dem Felsen. Bald lachte sie, und schlug in wahnsinnigem Jubel die Hände zusammen, bald drehte sie sich mit ausgestreckten Armen rund um, indem sie mit klarer Stimme sang:

Blitze und Gluthen,
Flammende Fluthen
Vom Weltenbrand;
Stürme erschütternde,
Ketten zersplitternde
Am Grabesrand.

Donner — ihr Kräfte all',
Die ohne Maaß und Zahl
Schaffen im Erdenrund,
Des Weibes Willen
Sollt ihr erfüllen,
Höret, sie thut euch kund:

Flammet, o Flammet,
Flammen entflammet
Der Freiheit Tag. —
Sieglieder klingen,
Leben hat Schwingen,
Freiheit ist wach.

Wiederum lachte sie wild, und rief: „Wie herrlich, wie herrlich! Wie prächtig! Wie froh, wie froh, wie froh bin ich! Jetzt ist der Tag meiner Herrschaft gekommen! .... Eine Krone .... eine Feuerkrone wird aus dunklen Wolken herabsteigen und auf mein Haupt gesetzt werden. Mein Tag ist da, meine Stunde ist gekommen!“

In diesem Augenblick stand zu meinem unbeschreiblichen Troste der Oberst an der Seite der Unglücklichen.

„Du mußt auf dein Zimmer zurückkehren,“ sagte er. Mit einer heftigen Bewegung machte Elisabeth ihre Hand aus der seinigen los, und statt, wie früher, demüthig seinen Wunsch zu befolgen, stellte sie sich jetzt stolz und trotzig, gleich einer zweiten Medea, vor ihn hin, und rief: „Meine Stunde ist gekommen! Ich bin frei! Muß? Wer wagt dieses Wort mir zu sagen, hier, an dieser Stelle? Stehe ich nicht in meinem Reiche? Hält mich nicht meine Mutter an ihrem Busen? Siehst du nicht, wie ihre Feuerarme mich umfassen und dich wegstoßen?“

Der Oberst, der einen zunehmenden Ausbruch ihres Wahnsinns fürchtete, wollte sie auf seine Arme nehmen und aufs Schloß zurücktragen, als Elisabeth auf einmal mit unendlicher Zärtlichkeit seinen Hals umschlang und sagte: „So, wenn ich dich in meine Arme schließe, und du mich in die deinigen .... dann wird meine Mutter uns Beide in ihren Feuerschooß aufnehmen. Welch klare himmlische Glückseligkeit! Heute ist mein Tag — meine Stunde gekommen! Ich bin frei, und du bist gefangen. Ich trotze dir — — ich trotze dir, du wirst nie mehr frei werden.“

War es das Wort „trotze," was den Trotz des Mannes erregte, oder war es irgend ein anderes Gefühl, genug, der Oberst machte sich schnell aus Elisabeths Armen los, und blieb stille einige Schritte von ihr stehen.

„Ja, ich trotze . . . . ich trotze dir," fuhr sie fort. „Du hast meine Glieder gefesselt, du hast meine Zunge gebunden, und dennoch stehe ich jetzt vor dir, mächtig und stark, und will dir gleich Blitzen die Schauerworte entgegenflammen lassen: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!" Du kannst sie mir nicht mehr verbieten, dein Zorn ist ohnmächtig. Der Donner ist mit mir, der Sturm ist mit mir. Bald bin ich auf immer mit ihnen da oben. Wie eine Wolke an deinem Himmel werde ich dir dein ganzes Leben hindurch folgen; gleich einem bleichen Gespenste werde ich über deinem Haupte schweben, und wenn Alles um dich her verstummt ist, wirst du noch eine Stimme rufen hören: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!"

Eine seltsame, tiefe Bewegung schien sich des Obersten bemächtigt zu haben; er stand unbeweglich, mit gekreuzten Armen da, aber dunkle Flammen sprühten in seinen Augen.

In ruhigerer Extase fuhr Elisabeth fort: „O wie innig habe ich dich nicht geliebt! So innig, so warm hat keine Sterbliche geliebt! Himmel, der du über meinem Haupte donnerst. . . . Erde, die du mir bald mein Grab öffnen wirst — euch rufe ich zu ewigen Zeugen an! Höret meine Worte! Vernimm sie du, du meines Lebens geliebte Plage, edler, hoher Gegenstand aller meiner Gedanken — meiner Liebe, meines Hasses — — ja, meines Hasses . . . . höre, wie er spricht: „Ich liebe dich!" Mit dem innersten, heiligsten Leben meines ganzen Wesens habe ich dich geliebt, tief, wie das Meer, aber rein, wie der Himmel war mein Gefühl. Du hast es nicht verstanden . . . . Niemand auf Erden wird es verstehen. Meine Mutter weiß das . . . . und . . . . der über uns Allen ist. Hätten wir in einer Welt gelebt, wo das

Wort und die That unschuldig sein können, wie das Gefühl und der Gedanke.... o dann hätte ich, gleich einer klaren und warmen Flamme, dein Wesen umschlossen und umstrahlt.... hätte dich mit Seligkeit durchdrungen.... hätte, eine reine Opferflamme, nur für dich gebrannt. So war meine Liebe. Aber du verstandest sie nicht.... du liebtest mich nicht... du hast mich weggestoßen und hast mich verachtet... und ich ward zur Verbrecherin... liebte aber dennoch.... und liebe noch jetzt, und immer und ewig.... und — allein!"

„Allein?!" rief der Oberst, indem ein gewaltsames Gefühl ihn außer sich zu bringen schien.

„Ja, allein," fuhr die Blinde erstaunt und zitternd fort, „war es je anders? Ich habe es mitunter geahnt .... aber.... o mein Gott, mein Gott! Wäre es möglich! O sprich, ists möglich! Bei der ewigen Seligkeit, die du verdienst, und die niemals mein werden kann — bei dem Lichte, das du siehst, und das ich nie schauen werde — beschwöre ich dich — sprich, sprich: hast du mich geliebt?"

Einen Augenblick herrschte ein vollkommenes Schweigen in der Natur. Sie schien auf die Antwort lauschen zu wollen, die auch ich mit zitternder Angst erwartete. Nur bleiche, langsame Blitze flammten um uns her.

Feierlich, mit einem starken, beinahe gewaltsamen Ausdruck in seiner Stimme, sagte der Oberst:

„Ja!"

Die Blinde wandte ihr von überirdischer Seligkeit strahlendes Gesicht himmelwärts, während der Oberst mit heftiger, tiefer Bewegung fortfuhr:

„Ja, ich habe dich geliebt, Elisabeth, habe dich mit der ganzen Kraft meines Herzens geliebt.... aber Gottes Kraft war mächtiger in meiner Seele und hat mich vor dem Falle bewahrt. — Nur meine Strenge hat mich und dich gerettet. Meine Liebe war nicht rein, wie die deinige. Nicht das Gift, das deine Hand mir bereitete,

ist es, was meine Gesundheit zerstört hat — der Kampf mit der Leidenschaft und der Begierde ist es . . . . der Gram um dich . . . . Elisabeth! Elisabeth! Du bist mir unendlich theuer gewesen . . . . du bist es noch . . . . Elisabeth . . . ."

Elisabeth hörte ihn nicht mehr; sie sank gleichsam zusammen unter der Last der Seligkeit, die über sie herabkam, und in dem Augenblick, als ich zu ihr eilte, fiel sie, einer Sterbenden gleich, zur Erde, indeß ihre Lippen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Seligkeit flüsterten: „Er hat mich geliebt!"

Der Oberst und ich vermochten sie kaum auf ihr Zimmer zurückzutragen. Ich zitterte — seine Kraft war wie gelähmt. Tropfen des Angstschweißes perlten von seiner Stirne.

Elisabeth kam lange nicht mehr zur Besinnung . . . . als sie aber die Augenlieder wieder öffnete und des Lebens Strom sich aufs Neue in den Adern ausbreitete, flüsterte sie blos: „Er hat mich nicht verachtet! . . . . Er hat mich geliebt!" und blieb still und ruhig, als hätte sie ihre Rechnung mit der Welt abgeschlossen, als hätte sie Nichts mehr zu wünschen.

Den übrigen Theil der Nacht hindurch wüthete das Gewitter entsetzlich, aber die Blitze beleuchteten jetzt das von inniger Seligkeit strahlende Gesicht der Blinden.

Von dieser Stunde an, und während der wenigen Tage, die sie noch lebte, war Alles an ihr verändert. Sie war die Ruhe und Milde selbst. Sie sprach selten, drückte aber freundlich und dankbar denen die Hände, die sich dem Bette nahten, in welchem sie beinahe unbeweglich lag. Man hörte sie oft leise sagen: „Er hat mich geliebt!"

Eines Tages stand die gnädige Frau neben Elisabeth, die ihre Anwesenheit nicht zu ahnen schien, und mit unbeschreiblicher Wonne die ihr so theuren Worte wiederholte. Ich sah einen Ausdruck von Schmerz auf dem milden, gütevollen Gesichte der Oberstin sich malen —

sah ihre Lippen zittern und einige Thränen über ihre Wangen hinabrollen. Sie wandte sich schnell ab und ging hinaus. Ich folgte ihr, denn sie hatte ihren Schlüsselbund vergessen. Wir gingen durch das Gesellschaftszimmer. Dort saß der Oberst, den Kopf in die Hand gelehnt, und schien zu lesen. Er hatte uns den Rücken zugekehrt. Die gnädige Frau schlich sich sachte hinter ihn, küßte ihn auf die Stirne und erstickte ein hervorbrechendes Schluchzen, während sie in die Schlafkammer ging. Der Oberst sah ihr verwundert nach, blickte sodann auf seine Hand, die von den Thränen der Gattin naß war, küßte sie weg und nahm seine gedankenvolle Stellung wieder an. Nach einer Weile folgte ich der gnädigen Frau in das Schlafzimmer, allein sie war nicht mehr dort; ihr Gesangbuch lag aufgeschlagen auf dem Sopha; die Blätter trugen Spuren von Thränen. Endlich, nachdem ich das ganze Haus durchsucht, fand ich sie in der Küche, wo sie der Köchin einen kleinen Verweis gab, weil sie vergessen hatte, die Cotelettes von der Lammsbrust zu trennen, welche über dem Feuer prasselten, ein um so unverzeihlicheres Versehen, da ich ihr bereits zweimal gesagt hatte, daß wir die Lammsbrust zum Mittag, und die Cotelettes auf den Abend haben wollten.

„Man kann sich nie auf Jemand anders, als auf sich selbst verlassen,“ sagte die Gnädige, ein wenig stichelnd auf mich, als ich ihr den Schlüsselbund überreichte.

Ich verließ jetzt Elisabeth nie mehr, weder bei Tag, noch bei Nacht.

Mit erstaunlicher Schnelligkeit schien ihr irdisches Dasein nunmehr seiner Auflösung entgegenzueilen. Man hätte glauben sollen, das erste Wort der Liebe, das sie vernommen, sei eine Losung zur Befreiung ihrer gequälten Seele gewesen.

So geht es vielen Erdenkindern. Manches, manches Jahr hindurch streiten sie gegen den Stachel des Schmerzes — leben, leiden und kämpfen. Der Stachel

wird gebrochen — und sie sinken kraftlos nieder. Die Glückseligkeit reicht ihnen ihren Becher: sie setzen die Lippen an den Purpurrand und — sterben.

Nebst Helena und mir war auch Professor L. fast beständig um Elisabeth. Er las ihr theils vor, theils sprach er mit uns auf eine Art, die ihre schlummernde Gottesfurcht beleben und ihren Glauben an die theuren Wahrheiten befestigen mußte, welche gleich lichten Engeln an den Lagern der Sterbenden stehen.

Einmal richtete er mehrere Fragen über den Zustand ihres Innern an sie. Sie antwortete: „Ich habe jetzt nicht die Kraft, klar zu denken — ich habe nicht Kraft genug, mich zu prüfen. Aber ich fühle.... ich habe eine Hoffnung.... ich ahne eine Klarheit!....“

„Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dich!“ sagte Professor L. mit stiller Würde und Zuversicht.

Tags darauf bat Elisabeth, die ganze Familie möchte sich bei ihr versammeln. Als wir uns nun Alle nebst Professor L. in einem unheimlichen Schweigen auf ihrem Zimmer befanden, nannte Elisabeth diejenige Person mit Namen, die an ihr Bett treten sollte, ergriff unsere Hände, küßte sie, und sprach demüthig bittend das Wort: „Verzeih!“ So kam sie an Alle. Niemand vermochte zu sprechen, und das traurige: „Verzeih, verzeih!“ war der einzige Ton, der das qualvolle Gemurmel der Seufzer durchbrach.

Der Oberst und seine Frau waren noch allein übrig. Da schwieg Elisabeth einen Augenblick und athmete schwer und beklommen. Endlich sagte sie: „Will mein Oheim zu mir kommen?“

Der Oberst ging zu ihr — sie streckte ihre Arme gegen ihn aus, er beugte sich zu ihr herab — sie küßten sich. O welch ein Kuß! Der erste und der letzte — der Kuß der Liebe und des Todes!

Man hörte kein Wort. Bleich, wie ein Sterbender und schwankenden Schrittes entfernte sich der Oberst.

Mit zitternder Stimme sagte Elisabeth: „Hebt mich aus dem Bette und führet mich zu meiner Tante.“

Wir thaten es. Sie zeigte eine ungewöhnliche Kraft, und ging auf zwei Personen gestützt ans andere Ende des Zimmers, wo die gnädige Frau, die ihre Absicht nicht zu ahnen schien, weinend saß.

„Helft mir auf meine Kniee fallen,“ sagte Elisabeth.

Die gnädige Frau stand schnell auf, um es zu verhindern, aber noch schneller lag Elisabeth zu ihren Füßen und küßte sie, indem sie unter convulsischen Seufzern stammelte: „Verzeih, verzeih!“

Fast leblos trug man sie in ihr Bett zurück.

Von diesem Augenblick an verließ der Oberst sie nicht mehr.

In der Nacht, die auf diesen Tag folgte, und am Tage darauf lag sie stille da, schien aber physische Schmerzen zu haben. Gegen Abend, als Professor L., der Oberst und ich schweigend an ihrem Bette saßen, erwachte sie aus einem ruhigen Schlummer, und sagte laut und mit klarer Stimme: „Er hat mich geliebt! Erde! Ich danke dir!“

Hierauf sank sie wieder in eine Art Schlummer oder Betäubung, die etwa eine Stunde anhielt. Ihr Athem, der während dieser Zeit sehr hastig gewesen war, fing jetzt allmählig an, matter zu werden. Eine lange Pause — dann kam ein Seufzer; — noch ein längerer Stillstand, und dann wieder ein Seufzer. Auf einmal schien er ganz aufzuhören. Es war ein schrecklicher Augenblick... ein leichter Krampf zuckte durch alle Glieder... noch ein heftiger Seufzer oder Hauch, gefolgt von einem schauerlich klagenden Tone... und Alles war stille.

„Sie hat geendet!“ sagte der Oberst mit erstickter Stimme, und drückte seine Lippen auf die todtesblasse Stirne.

„Jetzt sieht sie!“ rief Professor L., und erhob einen strahlenden Blick zum Himmel.

Die wollustreichen Lüfte des Sommerabends spielten

durch das geöffnete Fenster herein und die Vögel sangen lustig draußen in der Geisblatthecke. Ein milder Rosenschimmer, Wiederschein der so eben untergegangenen Sonne, ergoß sich im Zimmer und breitete einen verklärenden Glanz über die Entschlummerte.

So still, so schmerzlos lag sie jetzt da, sie, die so lange gekämpft und verzweifelt hatte.... so ruhig jetzt, so still! Ueber die weißen Kissen floß ihr reiches, braunes Haar gegen den Boden herab. Auf dem Munde schwebte ein seltsames Lächeln voll vom Ausdruck eines höheren Wissens. Ich habe dieses Lächeln auf den Lippen mehrerer Entschlafenen gesehen... der Engel der Ewigkeit hat seinen Kuß auf sie gedrückt.

Friedvoller Augenblick, wo ein lange von Unruhe und Schmerz gequältes Herz ruhen darf! Friedvoller Augenblick, der jeden Feind mit uns aussöhnt, jeden Freund noch näher führt; der Vergessenheit über unsere Fehler, die Strahlen der Glorie über unsere Tugenden breitet; der die Augen der Blinden öffnet und die Bande der Seele löst; schöner, friedvoller Augenblick, obgleich auf den Schwingen eines nächtlichen Engels einhergetragen, lächelst du mir wie eine Morgenröthe entgegen, und wenn ich dich für Andere aufgehen sah, habe ich mich oftmals gesehnt, du möchtest auch über mich kommen.

Das Garn verwickelt sich.

Elisabeth war nicht mehr. Einer düstern Wetterwolke gleich war sie verdunkelnd über den klaren Himmel derjenigen heraufgezogen, die sie zunächst umgaben. Als sie verschwunden war, überkam Alle ein Gefühl des Friedens und der Sicherheit. Manche Thräne wurde ihrem traurigen Andenken geweiht, aber kein Herz rief sie zurück. Beklagenswerthe Elisabeth, du gewährtest erst dann Frieden, als dein eigenes Herz ihn im Grabe genoß.

Wir sehen das alle Tage; der unbedeutendste, beschränkteste Mensch geht, wenn er im Uebrigen gut und friedvoll war, geliebter und betrauerter aus der Welt, als der Ausgezeichnete oder Reichbegabte, der sein Pfund mißbraucht, der mit all seiner Schönheit, mit all seinem Geiste, mit all seiner Herzenswärme kein einziges Wesen glücklich gemacht hat.

Der Oberst allein blieb lange düster gestimmt, und war gegen seine Frau und seine Kinder verschlossener, als sonst. Ihre Zärtlichkeit, ihre Aufmerksamkeiten, verbunden mit der wohlthuenden Einwirkung der Zeit, begannen indeß allmählig diese Düsterkeit zu verscheuchen, als Ereignisse in seinem häuslichen Kreise eintraten, die seine Ruhe aufs Neue erschütterten und seine von Natur gewaltsamen Gefuhle aufregten.

Eines Tags stürzte Arvids Vater, General P., in voller Wuth in des Obersten Zimmer. Zuerst machte er seinem Herzen mit einer Salve Flüche und Donnerwetter Luft, und als der Oberst kalt fragte, was das zu bedeuten habe, stammelte er ganz außer sich: „Was es bedeutet? .... Was es bedeutet? .... Tausend Donnerwetter! es bedeutet, daß dein — dein — dein Mädchen ein Saferm ....“

„General!“ sagte der Oberst mit einer Stimme, die den Erzürnten schnell zur Fassung brachte, so daß er Etwas besänftigter fortfuhr: „Es — es — es .... bedeutet .... daß deine Tochter mit Treu und Glauben ein Spiel treibt, daß sie falsch ist! Hol mich sieben Tausend! .... daß sie sich mit meinem Arvid überwerfen will .... ihm den Verlobungsring zurückgeben will ... Hol mich sieben .... daß Arvid außer sich ist .... daß er sich eine Kugel vor den Kopf schießt .... so heftig und wild ist er .... und daß ich ein unglücklicher, kinderloser, alter Mann werde!“ Hier rollten ein paar Thränen über die Wangen des Greises, indem er mit einer Stimme, worin Zorn und Schmerz stritten, fortfuhr: „Sie treibt ihren Spott mit meines Sohnes

Ruhe... ihren Spott mit meinen grauen Haaren... ich liebte sie so zärtlich... siehst du, Bruder, wie ein Vater... wie ein Vater;... ich hatte alle Hoffnungen auf die Freude meines Alters auf sie gebaut;... das wird mein Tod sein. Sie sagt Arvid geradezu ins Gesicht, daß sie ihn nicht haben wolle.... meinem Sohne geradezu ins Gesicht.... hol mich sieben Tausend!... Er wird das Gespötte der ganzen Gegend... er erschießt sich, Bruder; er erschießt sich, sage ich.... und ich werde ein kinderloser, unglücklicher, alter Mann u. s. w."

Der Oberst, der Alles dieß ganz stille angehört hatte, klingelte jetzt heftig. Ich war im Nebenzimmer und ging nun in das seinige, um ein Bischen in der Nähe recognosciren und Julie auf das, was ihrer wartete, vorbereiten zu können.

Die Miene des Obersten verrieth Zorn und Strenge.

Er bat mich, Julien zu sagen, daß sie zu ihm herabkomme.

Ich traf sie in der größten Angst, aber durch den Besuch des Generals vorbereitet auf das, was ihr bevorstand.

„Ich weiß... ich weiß..." sagte sie erblassend bei meiner Botschaft, „es mußte soweit kommen... es ist hier nicht zu helfen...."

„Aber," fragte ich, „hast du denn wirklich mit deinem Bräutigam gebrochen?"

„Ja... ja so ziemlich," antwortete sie, niedergedrückt und ängstlich. „Ich kann jetzt nicht Alles sagen... Gestern Abend entfuhr mir ein Wort gegen Arvid,... er war so kalt, so schmählig langweilig... ich wurde heftig, er wurde böse... und ritt im Zorn davon."

Man hörte die Glocke des Obersten aufs Neue.

„Mein Gott," sagte Julie und drückte ihre Hände an das Herz, „jetzt muß ich gehen und Muth fassen. Ach wäre nur dieser vernichtende Blick nicht, sprich, Beate — sah er ernsthaft aus?"

Ich konnte nicht nein sagen und bat sie, sich nicht

zu übereilen — dagegen ihr eigenes, einmal feierlich gegebenes Versprechen und die strengen Grundsätze des Obersten in Beziehung auf die Heiligkeit solcher Versprechungen wohl zu bedenken.

„Ach, ich kann nicht!... Ich kann nicht!...“ war Alles, was Julie zu sagen vermochte, während sie zitternd und bleich die Treppe hinabging, die zu des Obersten Zimmer führte. Vor der Thüre blieb sie stehen, schien einen Vorsatz zu fassen, sagte: „Ich muß“ und ging hinein.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde kam Julie in Helenas Zimmer, wo auch ich mich befand und sah ganz trostlos aus. Sie warf sich auf den Sopha, legte ihren Kopf auf Helenas Schooß und fing an, laut und heftig zu schluchzen. Die gute Helena saß schweigend da, aber theilnehmende Thränen flossen aus ihren Augen und fielen wie Perlen auf Juliens goldene Flechten. Als nach einer langen Pause Juliens Schmerz einigermaßen nachzulassen schien, sagte Helena zu ihr, indem sie ihre Finger zwischen die reichen Locken der Schwester steckte: „Ich habe dir heute das Haar noch nicht gemacht, liebe Julie. Sitze einen Augenblick auf und es wird bald gethan sein.“

„Ach, schneide es mir ab! — Ich will eine Nonne werden!“ antwortete Julie, richtete sich aber gleichwohl auf, trocknete ihre Augen, ließ ihr Haar ordnen, half Helena bei dem ihrigen und wurde dabei ruhiger.

So gewiß ist es, daß die kleinen Geschäfte des Alltagslebens eine oft wunderbare Kraft besitzen, den Kummer zu verscheuchen.

Auf unsere Fragen, was eigentlich vorgefallen sei, antwortete Julie: „Das ist vorgefallen, daß ich verurtheilt worden bin, mein ganzes Leben hindurch für die Unbedachtsamkeit eines Augenblicks zu büßen — und ein unglückliches Geschöpf zu werden.... d. h. wenn ich mich dem Urtheil unterwerfe — aber das thue ich nicht.... lieber des Vaters Mißfallen... lieber...“

„Ach, Julie, Julie!“ unterbrach sie Helena, „bedenke doch, was du sprichst!“

„Helena! Du weißt nicht, was ich gelitten, wie ich schon eine lange Zeit her mit mir selbst gekämpft habe. Du weißt nicht, wie klar ich die Kläglichkeit und Jammerwürdigkeit meines Looses einsehe, wenn ich Arvids Frau werden muß! Ach, ich bin früher wie im Schlafe gegangen und schlafend habe ich ihm meine Hand gereicht; — jetzt bin ich erwacht — und sollte sie nicht mehr zurückziehen dürfen, da ich einsehe, daß ich sie einem ...“

„Arvid ist ein guter Mensch, Julie.“

„Was nennst du gut, Helena? Den, der nur nicht schlecht ist? Arvid (ich habe Versuche, ich habe Proben gemacht) scheint gut, weil er nicht im Stande ist, schlecht zu sein; er ist ruhig und geordnet — weil er sich um Nichts, als um seine Gemächlichkeit bekümmert, verständig — weil er nicht weiter sieht, als seine Nase riecht.... ach, er ist aus lauter Negationen zusammengesetzt ... warum sollte man sich scheuen, seine Sammlung zu vermehren — und ihm noch ein Nein zu schenken? Glaube nicht, daß es ihn lange bekümmern wird, er liebt mich nicht — er kann nicht lieben, er hat gar keine Gefühle! Ach er ist ein Stück feuchtes Holz, das mein kleines Feuer vergebens zu entzünden streben würde — die Flamme würde sich allmählig in Rauch verwandeln und endlich ganz erlöschen.“

„Aber liebe Julie, wenn Arvid auch nicht der Mann ist, den du verdienst und der dich als Gatte glücklich machen kann, warum sollte dein Feuer nicht dennoch klar brennen? Arvid ist ja nicht schlecht, er kann nie ein Plagegeist für dich werden. Wie manche Frauen haben nicht Männer, die unendlich tief unter ihnen stehen, und bilden sich dennoch zu edlen und vortrefflichen Wesen aus, verbreiten Glück und Wohlbehagen um sich und genießen vermöge des schönen Bewußtseins, ihre Pflichten erfüllt zu

haben, selbst Glück. Sieh nur unsere Cousine, Madame M.; wie achtungswerth und liebenswürdig ist sie nicht? und was hat sie für einen Mann? Sieh, Emma S. Sieh Hedda R....."

„Ja und sieh Penelope und Schwestern und Compagnie... Ach, Helena, diese Frauen besitzen meine tiefe Achtung, meine Ehrfurcht, meine Bewunderung — ich möchte ihnen gleichen — aber nur weiß ich klar — — daß ich es nicht kann. Die Unabhängigkeit in Meinung und Urtheil, die Ruhe, die Klarheit, die Sicherheit und Festigkeit der Grundsätze, welche so nothwendig ist, wenn man in der Ehe das Ruder führen soll — das Alles besitze ich nicht... ganz und gar nicht. Ich selbst bedarf der Leitung — ich bin eine Weinranke und bedarf einer Eiche als Stütze. In diesem Augenblick entwickeln sich meine Begriffe — ich fühle, daß ein besseres Wesen in mir aufsteht, daß sich eine neue Welt für mich öffnet! Dürfte ich sie an der Hand eines Gatten durchwandern, den ich lieben und achten kann; der mit seinem Herzen das geläuterte Feuer in dem meinigen erwiederte, der mit dem klaren Lichte des Verstandes die Dämmerungen meiner Seele erhellte;.... (siehe Professor L., dachte ich) o dann könnte ich noch ein besseres Wesen werden und ein Ziel erreichen, das ich bis jetzt mehr ahne, als sehe... aber mit Arvid, siehe, Helena, mit Arvid... wird meine Welt, wie eine Vorrathskammer — ich selbst, wie ein schimmelndes Stück Käse."

„Welch ein Gleichniß, beste Julie!"

„Es ist wahrer, als du glaubst. Ach, es ist eine betrübte Sache um die Ehe. Es ist schon Manchem darin ergangen, wie es mir ergehen kann... schon Manche haben das Ehestandssegel im Aberwitz ausgespannt — haben die Insel der Glückseligkeit erreichen zu können geglaubt, sind aber gestrandet und ihr Leben lang auf einer Sandbank sitzen geblieben;.... wie die Auster in ihrer Schaale sind sie umhergekrochen

und haben einigen Sonnenschein gesucht.... bis eine barmherzige Welle kam...."

„Julie! Julie!"

„Helena! Helena! Es ist bloß eine Skizze aus dem Alltagsleben — — jeder Tag bekräftigt ihre Wahrheit. Wie manche edlere Naturen sind nicht auf diese Weise zu Grunde gegangen? Und so wird es auch der meinigen ergehen, wenn ich nicht noch bei Zeiten an der Sandbank vorüber segeln kann."

„Julie! ich fürchte, dieß kann nicht geschehen. Des Vaters Grundsätze sind unerschütterlich und strenges Worthalten steht bei ihm obenan. Auch glaube ich, daß er vollkommen recht hat. Ueberdieß liegt in der Aufhebung einer Verlobung, in der Zurücknahme eines gegebenen Eheversprechens etwas so tief Verletzendes für das weibliche Zartgefühl — daß ich glaube..."

„Zartgefühl hin und Zartgefühl her... ich halte es für sehr unzart und namentlich für höchst abgeschmackt, des bloßen Zartgefühls wegen das Glück eines ganzen Lebens aufzuopfern."

„Würdest du glücklich sein können, Julie, wenn du die Neigung der Deinigen und namentlich deines Vaters und die Achtung der Welt verlörest?"

„Die Achtnng der Welt... dafür gebe ich keinen Pfifferling.... aber die Achtung derer, die ich liebe.... ach! Helena, Beate! — Ist es wohl möglich, daß ich diese verlieren kann? Dann wäre es gewiß besser, ich verurtheilte mich, unglücklich zu werden."

„Du wirst nicht unglücklich werden, Julie," sagte Helena, indem sie mit thränenvollen Augen die Schwester in ihre Arme schloß, „du wirst..."

„Das weißt du nicht, Helena," unterbrach Julie sie mit reizbarer Ungeduld, „ich weiß, daß ich es werde. Es gibt noch etwas Anderes als Arvids Unwürdigkeit, was mich dazu machen wird...., die Gewißheit, meinen Lebenszweck verfehlt zu haben — die Gewißheit, im Stande gewesen zu sein, ein edles, glückliches Loos zu

bekommen — die Gewißheit, daß es mir auf Erden möglich geworden wäre, für das Glück eines erhabenen und vortrefflichen Lebens zu leben. Ach, ich fühle das. Ich hätte mich, wie eine Lerche, in Freiheit, Licht und Gesang hinaufschwingen können — — und jetzt, jetzt werde ich — wie ich gefürchtet — auf der Sandbank des Lebens umherkriechen, gleich einer Auster mein Gefängniß mit mir schleppen."

Bei Wiederholung dieses schrecklichen, wiewohl etwas hinkenden Gleichnisses bemächtigte sich Juliens ein neuer heftiger Gram; sie warf sich abermals auf den Sopha und blieb dort den ganzen Tag, ohne essen oder irgend einen Trost hören zu wollen. Die gnädige Frau lief theils selbst, theils schickte sie mich unaufhörlich mit Tropfen und Riechwassern die Treppen auf und ab.

Julie wurde wirklich, obgleich nicht bedeutend, unwohl und blieb zwei Tage auf ihrem Zimmer, während deren sie ihren Vater nicht sah. Zu ihrem großen Trost ließ in dieser Zeit weder Lieutenant Arvid, noch der General Etwas von sich hören.

Die gnädige Frau hatte immer ihre eigene kleine Taktik oder innere Hauspolitik gehabt, wenn hie und da Streitigkeiten zwischen ihrem Manne und ihren Kindern vorfielen. Wenn sie nähmlich mit dem ersteren sprach, stand sie ihren Worten nach immer auf der Seite der letzteren; bei diesen aber behauptete und bewieß sie, daß der erstere Recht haben müsse. Gleichwohl machte ihr Herz, glaube ich, manchmal den Ueberläufer auf die Seite der Schwächern, denn wenn in gewissen Fällen Alles dem Eisenwillen des Obersten nachgeben mußte, so liebkoste die gnädige Frau ihre Kinder immer mit verdoppelter Zärtlichkeit.

Auch jetzt hatte sie mit ihrem Mann für Julie und für die Aufhebung des Verlöbnisses gesprochen, aber ihn unbeweglich („unmöglich," sagte die gnädige Frau) gefunden und als sie nun Julie so unglücklich sah, wurde sie unvermerkt gegen ihn — nicht unfreundlich — Gott

bewahre!.. aber doch ein Bischen weniger freundlich; dem Anscheine nach (ich stehe dafür, daß es in der That nicht so war) war sie jetzt in einer Menge Kleinigkeiten etwas weniger besorgt um seine Behaglichkeit und Gemächlichkeit. Eine Art Verdrossenheit, die bisher in der Familie ganz fremd geblieben, herrschte einige Tage im Hause.

„Der Berg will nicht zu Mahomet kommen — Mahomet muß sich wohl zu dem Berge verfügen," sagte eines Morgens der Oberst mit gütigem Lächeln zu mir, indem er sich anschickte, die Treppe hinauf zu steigen, die zu Juliens Zimmer führte.

In diesem Augenblicke hielt ein Reisewagen im Hofe und Kornet Karl, erhitzten, beinahe verwirrten Aussehens, sprang heraus, eilte die Treppen hinauf, umarmte mit stummer Heftigkeit Eltern und Geschwistern und bat dann sogleich seinen Vater um einen Augenblick, wo er ihn allein sprechen könnte.

Der Augenblick wuchs zu einer Stunde an und endlich kam der Kornet mit bleichem, verstörtem Aussehen allein aus seines Vaters Zimmer. Wie ohne Bewußtsein ging er durch das Gesellschaftszimmer und den Saal, kam in das Cabinet der gnädigen Frau, ohne scheinbar sie oder mich zu bemerken, setzte sich schweigend hin, stützte den Ellenbogen auf einen Tisch und bedeckte seine Augen mit der Hand, als wäre ihnen das Tageslicht beschwerlich.

Mit Mutterangst betrachtete ihn die gnädige Frau; endlich stand sie auf, strich ihm kosend die Wangen und sagte: „Mein guter Junge, was hast du?"

„Nichts!" antwortete der Kornet leise mit erstickter Stimme.

„Nichts?" wiederholte die gnädige Frau; „Karl, du machst mich ängstlich... du bist so bleich... du bist unglücklich?..."

„Ja," antwortete der Kornet mit derselben leisen Stimme.

„Mein Kind .... mein Sohn! was fehlt dir?“

„Alles!“

„Karl!... Und du hast eine Mutter, die ihr Leben für dein Glück hingeben möchte.“

„Meine gute Mutter!“ rief der Kornet und schloß sie in seine Arme, „verzeih mir!“

„Mein bestes Kind, sage mir, was ich für dich thun kann.... sage mir, was dir fehlt — sage mir Alles! Es muß irgend einen Ausweg geben .... ich will nicht leben, um dich unglücklich zu sehen.“

„Ich bin unglücklich, wenn ich nicht heute die Summe von zehntausend Thalern oder einen Bürgen dafür bekomme. Erhalte ich sie heute nicht — so ist Herminie... meine Herminie in wenigen Tagen die Gattin eines Andern! Gütiger Gott! Das Glück meines ganzen Lebens und das eines andern Wesens könnte ich mit diesem Lumpengelde erkaufen .... und es wird mir verweigert. Ich habe mit dem Vater gesprochen, habe ihm mein Herz geöffnet — habe ihm Alles gesagt. Er hat diese Summe... ich wußte es... und er...“

„Und er hat sie dir verweigert?“

„Ja, mit aller Bestimmtheit. Er sagt, es sei dieß das Erbtheil der Unglücklichen, der Bedürftigen .... und um dieser fremden Nothleidenden willen macht er seinen eigenen Sohn unglücklich.“

Hier stand der Kornet heftig auf und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, indem er rief: „Welches niedrige Geschöpf hat es gewagt, Herminie bei meinem Vater anzuschwärzen .... diesen heiligen Engel Gottes? Sie sollte mich betrügen! Sie.... sie sollte den abscheulichen G. lieben! Er allein oder seine Abgesandten konnten ....“

Hier massacrirte der Kornet einen Wagen nebst den dazu gehörigen Pferden (die Equipage der kleinen Dicken) und die gnädige Frau flüchtete erschrocken eine Blumenurne aus der Nähe ihres Sohnes, indem sie voll Aufmerksamkeit auf seine Klagen ängstlich fragte:

„Aber warum? ... Aber warum?"

„Frage mich jetzt nicht!" rief der Kornet ungeduldig, „nur so viel kann ich dir jetzt sagen, das Wohl und das Weh meines Lebens beruht darauf, daß ich heute die genannte Summe erhalte. Ich kann das glücklichste Wesen auf der Welt, aber auch das unglücklichste werden — und nicht ich allein ...."

„Karl!" sagte die gnädige Frau feierlich, „sieh mich an! .... Gott segne deine ehrlichen Augen, mein Sohn! Ja — ich kenne dich — du würdest mich nicht einen Schritt thun lassen, dessen Folgen ich bereuen könnte?"

„Mutter! .... Würdest du es bereuen, das Glück meines Lebens gegründet zu haben?"

„Es ist genug, mein Kind. Ich gehe jetzt, um mit deinem Vater zu sprechen. Erwarte mich hier."

In einer heftig aufgeregten Stimmung wartete der Kornet auf die Rückkehr seiner Mutter. Ich sah, daß er sich in einem Augenblick jenes Jugendtaumels befand, der es unerhört findet, daß irgend Jemand seinen Wünschen, seinem Willen in den Weg treten kann. In solchen Momenten begreift man das Wort Unmöglichkeit nicht. Man meint der Sonne selbst gebieten zu können, meint die Wurzeln der Berge oder was dasselbe ist, Grundsätze, die in festen Menschenseelen gewurzelt, ausreißen zu können.

Es währte lange, bis die gnädige Frau zurückkam. Julie und Helena folgten ihr. Sie war bleich, Thränen glänzten an ihren Augenliedern und ihre Stimme zitterte, indem sie sagte: „Dein Vater will nicht .... er hat seine Gründe, er glaubt, recht zu handeln .... und hat sicherlich auch recht. Aber — mein gutes Kind, dir kann dennoch geholfen werden. Nimm diese Perlen und Juwelen .... sie sind mein .... ich kann darüber verfügen .... nimm sie. In Stockholm wirst du sogleich eine ansehnliche Summe dafür erhalten ...."

„Und hier ... und hier, bester Karl!" sagten Julie und Helena, indem sie mit der einen Hand ihre Kostbar-

aber vom christlichen Gesichtspunkt aus ist es gewiß nicht recht."

„Werde wahrhaft christlich, mein Kind, und du wirst leicht Mittel finden, das Rechte auf eine rechte und wirksame Art zu thun; du wirst die Wahrheit sagen lernen, ohne zu verletzen. Ein wahrhaft reiner, wahrhaft liebevoller Wille beleidigt Andere nie, auch nicht in Kleinigkeiten. Man braucht deßwegen nicht zu schweigen, wenn man sprechen soll. Aber . . . ."

„C'est le ton qui fait la chanson! Nicht wahr? He, he, he!" stimmte mit gellender Stimme die Hofmarschallin ein, die unbemerkt gegen das Ende dieser Predigt hereingetreten war und ihr nun ein Ende machte. Beinahe in demselben Augenblick erschien auch der Assessor, und Frau Gunille und er kamen sogleich in ein Gespräch, jedoch nicht, wie gewöhnlich, in Streit mit einander. Frau Gunille klagte ihm ihre Noth mit Pyrrhus; sie war ganz bekümmert über das Thierchen, das seit einiger Zeit einen bösen Fuß bekommen hatte, so daß es dalag und beständig daran leckte, allein deßungeachtet und trotz aller ärztlichen Mittel wurde das Uebel eher schlimmer, als besser. Frau Gunille wußte nicht, was sie mit ihrem kleinen Günstling anfangen sollte, aber der Assessor erbot sich ganz freundlich, ihn in seine Pflege zu nehmen. Er sagte, er habe immer mehr Glück in der Kur der Hunde, als der Menschen gehabt, auch seien die Hunde weit angenehmere und liebenswürdigere Patienten. Frau Gunille dankte ihm sehr und war herzlich erfreut über das Anerbieten. Tags darauf sollte Pyrrhus zum Assessor gebracht werden.

Man sammelte sich zum Thee und die Hofmarschallin sah bald, daß Etwas in der Familie nicht ganz im Reinen war. Sie sagte zu Elise: „Hören Sie einmal, meine liebe Elise, ich weiß, daß es Festivitäten, Schmäuse und Bälle geben wird, dort auf, wie heißt doch das Ding? Und alle Ihre Kinder kommen auch hin, um dort zu glänzen, versteht sich; wenn es da irgend eine kleine

Verlegenheit gibt mit den Toiletten oder den Geldbeuteln und ich einen Dienst leisten kann, so sage Sie es mir ganz aufrichtig. Herr, mein Gott, es ist einmal nicht anders — junge Mädchen! — da und dort fehlt eine Bandrose und das Eine und das Andere. Herzliebste, das ist ja ganz natürlich, ich weiß dieß Alles genau. Nun sage Sie mir jetzt . . . ."

Elise dankte Frau Gunille herzlich, wollte aber von ihrem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen. Die Töchter, meinte sie, müssen bei Zeiten lernen, sich nach ihren Mitteln zu schicken.

Frau Gunille erwiederte: „Ja, ja — aber ich will Ihr beweisen, meine liebe Freundin, daß keine Regel ohne Ausnahme ist und wenn es an einigen Kleinigkeiten fehlt, so — denkt an mich."

Frau Gunille war übrigens heute so gut gestimmt, sie sah aus, als wäre sie sich bewußt, einen Mitmenschen glücklich gemacht zu haben. Der Assessor konnte unmöglich mit ihr in Wortwechsel kommen. Sie freute sich auf das Land, wohin sie sich bald begeben wollte, auf den Frühling, der vor der Thüre stand, auf das Grün, das kommen werde. Der Assessor dagegen freute sich gar nicht. Bei einem so garstigen Frühling, sagte er, habe man keine Ursache sich zu freuen. Es sei geradezu unmöglich in einem solchen Klima zu leben und unser Herrgott müsse offenbar wollen, daß man nicht mehr leben solle, sonst würde er keine solche Frühlinge schicken. Wenn man keine Kartoffeln bekomme, so werde man wohl Hunger sterben, was dann noch das Beste von der ganzen Lebensgeschichte sei.

Frau Gunille bedankte sich für ihren Theil. Sie wolle gerne leben. Der liebe Gott werde schon dafür sorgen, daß man Kartoffeln bekomme. Mit einem Ausdruck herzlicher Theilnahme sah sie auf die unruhigen und bekümmerten Gesichter der Mädchen.

„Wenn Evchen einmal so alt wird, wie ich," sagte sie, indem sie das liebe Kind sanft auf den weißen

Nacken klopfte, „so weiß sie Nichts mehr von dem, was ihr jetzt solche Bekümmerniß macht.“

„Ach wenn ich nur schon sechszig Jahre alt wäre!“ rief Eva lächelnd, wiewohl mit einer Thräne im Auge.

„So weit kommt es schon, kommt schon noch, he, he, he!“ tröstete Frau Gunille; „Herzliebste, das macht sich, ehe man sichs versieht. Aber sei inzwischen nur artig und vergnügt. Unterhalte dich gut da auf Dings; — wie heißt es doch? Wenn du dann zurückkommst, mußt du mir erzählen, wie es dort zugegangen ist. Thue das hübsch, dann bekomme ich auch meinen Theil an dem Feste, obgleich ich ihm nicht anwohnen kann. Das kommt von der beneidenswerthen Zahl sechszig, liebes Evchen, he, he, he.“ Die Sonne ging klar und herrlich unter. Frau Gunille lief ans Fenster und schickte ihr einen kleinen Gruß zu, während sie mit ihren schimmernden Strahlen zwischen den Bäumen des Kirchhofs herein grüßte. „Es sieht aus, als ob wir auch morgen einen schönen Tag bekommen sollten,“ sagte Frau Gunille für sich, indem sie mild lächelte und glücklich aussah.

Man stellt Jugend und Alter als das Leichte und Schwere vom Lebenstage einander gegenüber. Allein hat nicht jede Tageszeit, jedes Alter seine eigene Jugend, sein eigenes behagliches Leben, wenn man sich nur recht in sein Wesen hinein versetzt? Ja, der Greis, der sich reine Erinnerungen zu seiner Abendgesellschaft versammelt hat, ist meistens glücklicher, als die Jungen, die mit unruhigen Herzen am Anfang ihrer Fahrt stehen. Keine Leidenschaften trüben die Kaffeetasse, kein unruhiges Streben stört das behagliche Geplauder der Dämmerung; alle kleinen Annehmlichkeiten des Lebens werden so gut, so aufmerksam genossen, und vertrauensvoller als je wirft man alle Sorgen und Kümmernisse auf den lieben Gott. Man hat ihn erprobt.

Entwirrung.

„Es sind gewiß zu viele bittere Mandeln in der Masse da. Es will mir heute Abend gar nicht schmecken," sagte Elise, indem sie ihr Glas Mandelmilch hinstellte und seufzte — aber nicht über die Mandelmilch.

„Sei fröhlich bei uns, liebe Mutter," flüsterte ihr Eva zärtlich zu, „wir sind jetzt Alle wieder gut." Die Mutter sah in ihren schönen strahlenden Augen und las es in Louisens stillem Blicke, als diese sich von dem Tische, wo sie beschäftigt war, Sara ihre Tunika machen zu helfen, umwandte und die Mutter ansah. Elise nickte fröhlich gegen sie und Eva und trank ihnen in ihrer Mandelmilch zu, die jetzt auf einmal ganz süß geworden zu sein schien; so vergnügt sah die Mutter aus, als sie das Glas hinstellte.

„Mütterchen," sagte Gabriele, „wir müssen uns wohl der Toilette unsrer armen Petrea ein wenig annehmen; sie wird sonst gewiß nicht presentabel."

Aber Louise nahm in aller Stille Petreas Florkleid, blieb bis nach Mitternacht mit demselben auf und stutzte es mit ihren eigenen Bändern und Spitzen so auf, daß es presentabler wurde als je. Petrea küßte ihre geschickten Hände dafür. Eva . . . . wir schweigen von ihren Anstalten bis auf Weiteres, aber kennst du, o gewiß kennst du die Zephyre, die im Lande der Seele den Frühling heranlocken, die Blumen aufsprießen und die Luft lieblich und rein zu athmen machen, gewiß kennst du sie, die kleinen, leichten, stillen, anspruchslosen, beinahe unsichtbaren und doch so mächtigen, mit einem Wort — die freundlichen Geister auf der Erde?

Nachdem sie in der Frankschen Familie gehaust, sehen wir Nichts, was eine allgemeine freudvolle Lustfahrt verhindern könnte; ach ja! es ist wahr,

Petreas Nase!

Sie war wie oft bemerkt groß und Etwas klumpig. Petrea hatte große Lust sie umzuformen, besonders zu den bevorstehenden Festlichkeiten.

„Was hast du mit deiner Nase gemacht? Was ist an deiner Nase? Wie steht es mit deiner Nase?" waren Fragen, die Petrea von allen Seiten zugerufen wurden, als sie am Tag vor der Abreise zum Frühstück herabkam.

Halb lachend, halb weinend erzählte Petrea von der unschuldigen Maschinerie die sie über Nacht benützt hatte, um die Form derselben Etwas zu verändern und deren Folge nun eine feuerrothe Sattelgurt über der Nase nebst einer bedeutenden Geschwulst war.

Die Mutter nahm sogleich Bähungen mit Haferschleim vor. „Weine nicht, mein liebes Kind," sagte sie dazwischen hinein, „deine Nase wird nur noch mehr echauffirt davon."

„Ach," rief Petrea, „man ist doch recht unglücklich, wenn man eine solche Nase hat. Was kann man in der Welt damit anfangen? Man sollte nur ins Kloster gehen."

„Es ist weit besser," sagte die Mutter, „du machst es, wie eine meiner Bekannten, die ebenfalls eine große Nase hatte, ja gewiß eine noch weit größere, als du."

„Ach, wie hat es denn diese gemacht?"

„Sie hat sich so beliebt gemacht, daß auch ihre Nase beliebt wurde. Ihre Freunde behaupteten, sie sehen auf der Welt Nichts lieber, als ihre Nase, wenn sie zu ihrer Thüre hereintrete und sie möchten um keinen Preis ohne sie sein."

Petrea lachte und sagte ganz erheitert: „Ach wenn meine Nase so beliebt werden kann, so will ich mich auch mit ihr aussöhnen."

„Du mußt dir Mühe geben, in sie hinein zu wachsen,“ sagte die gute, kluge Mutter sinnig scherzend.

Der Reisetag.

Am Morgen der Abreise war Alles in lebhafter Bewegung. Der Assessor schickte Eva einen großen Strauß ausgezeichnet schöne lebendige Blumen, die sie sogleich unter ihre Schwestern austheilte. Der Landrichter in einem Raptus von Thatenlust packte selbst die Kleider seiner Frau und seiner Töchter ein und behauptete, Niemand könne besser damit umgehen, als er; Niemand bringe mehr Sachen in einen Koffer hinein, als er. Das Letztere wurde gerne zugegeben, aber in Beziehung auf die Vortrefflichkeit des Hineinlegens erhob sich einige Opposition. Die Damen behaupteten, er zerknittere ihre Kleider. Der Landrichter versicherte, damit habe es keine Gefahr, es werde sich Alles ganz gut machen; er stand in Hemdärmeln, eifrig und schweißbedeckt zwischen dem Koffer und der Wäsche, polterte ein wenig bei jedem Stück, das ihm gereicht wurde, schrie aber gleich darauf:

„Habt ihr Nichts mehr, Mädchen? Ich habe noch für Mehr Platz. Nur her damit. So das da und das da und das da . . . ei der Kuckuck, will es kein Ende nehmen mit euren Artikeln? Was meinst du? Zerknittert? Nun, man kann es auch wieder glatt machen. Gibt es kein Bügeleisen mehr auf der Welt? Wie? So, so, meine Mädchen, habt ihr noch mehr? Ich kann noch mehr hineinbringen.“

Man wollte gleich nach dem Mittagessen abreisen, um noch am Abend nach dem zwei Meilen von der Stadt gelegenen Arelholm zum Balle zu kommen. Bis zum Mittagessen waren alle Koffer gepackt und alle Gemüther klar, besonders das des Landrichters, der mit seiner Vor-

mittagsarbeit so zufrieden war, daß er sein Vergnügen beinahe auch denjenigen mittheilte, denen sie vorher nicht ganz gut gefallen hatte. Petrea aß, um sich recht leicht zum Tanze zu machen, nur einen Eiskuchen mit etwas Schneemoos.

„Vor allen Dingen, liebe Kinder," bat der Landrichter, „seid präcis um halb vier Uhr fertig; da werden die Wagen vorfahren. Laßt mich nicht auf euch warten!"

Schlag halb vier Uhr kam der Landrichter und rief an den Thüren seiner Frau und seiner Töchter: „Mutter! Mädchen! Es ist Zeit! Es hat halb vier Uhr geschlagen! Die Wagen stehen vor dem Hause!"

„Gleich, gleich!" wurde ihm von allen Seiten geantwortet. Der Landrichter zauderte. Er wußte aus Erfahrung, was dieses Gleich zu bedeuten hatte. Schon kochte ihm sein Pünktlichkeitsfieber im Blute und er ging mit großen Schritten im Saale auf und ab, in dem er vor sich hin sagte: „Es ist doch entsetzlich, daß sie nie fertig werden können. Aber ich will mich nicht ärgern. Wenn sie mich auch erzürnen, so will ich ihnen doch ihre Freude nicht verderben. Aber Geduld ist dazu nöthig, weiß Gott, mehr als Hiob hatte."

Während er so sich selbst moralisirte, hörte er seine Frau mit Bestimmtheit sagen: „Kommt jetzt, liebe Mädchen! Um Gotteswillen laßt den Vater nicht warten. Ihr wißt ja, wie unangenehm es ist...!"

„Aber er hat ja vorgestern auch Nichts gesagt, ließ sich Petreas Stimme vernehmen, „wo er ebenfalls lange auf uns warten mußte. (Ich weiß nicht, was ich mit meinen Handschuhen gemacht habe!)"

„Eben deßwegen soll er heute keine Minute länger warten und nie mehr, wenn ich es machen kann. Wenn ihr jetzt nicht fertig sind, so laufe ich euch davon." Die Mutter lief, sämmtliche Töchter hüpften ihr vergnügt nach. Der Landrichter merkte mit Freuden, daß Liebe eine wirksamere Triebkraft ist, als Einschüchterung. Bald

saßen Alle in dem Wagen Wir lassen sie dahin rollen und wollen einen kleinen Besuch abstatten auf

Leonorens Zimmer.

Leonore war allein. Sie stützte ihren kranken Kopf auf die Hand. Sie hatte ihre Gefühle bezwungen, um die Abschiedsküsse der Mutter und Schwestern freundlich erwiedern zu können; sie hatte gesehen, wie die Freude in ihren Gesichtern sich vor ihr zu verbergen suchte; besonders hatte eine nur halb versteckte Freude in der Mutter und in Evas Blicken ihr wehe gethan. Sie hatte ihre fröhlichen Stimmen auf der Treppe und dann das Rollen der Wagen gehört. Jetzt waren sie fort, jetzt war Alles still und öde im Hause und große Thränen rannen über Leonorens Wangen. Sie fand sich so verlassen, so verwahrlost, so einsam auf der Welt. Da öffnete sich die Thüre leise, ein lächelndes Gesicht guckte herein und eine leichte, anmuthige Gestalt sprang durch das Zimmer auf sie zu, küßte sie, lachte und blickte mit schelmischer Innigkeit in ihr verwundertes Gesicht.

„Eva!“ rief Leonore kaum ihren Augen trauend. „Eva, bist du's? Wie?... Woher kommst du? Bist du nicht mit den Andern fortgefahren?“

„Nein, wie du siehst. Ich bin hier und gedenke hier zu bleiben,“ antwortete Eva, indem sie die Schwester umarmte, lachte und glücklich aussah.

„Aber warum? Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, daß ich lieber bei dir bin, als anderswo. Ich habe Arelholm und seinen Herrlichkeiten gute Nacht gesagt.“

„Ach warum hast du das gethan? Das wollte ich nicht.“

„Siehst du, das wußte ich, und eben deßhalb zog ich meine Reisekleider an, wie die Andern, und nahm von

dir Abschied. Ich wollte dich hintergehen, siehst du. Bist du mir deßwegen böse? Jetzt mußt du dich doch darein schicken, denn jetzt wirst du mich nicht mehr los. Sieh mich ein wenig heiterer an, Leonore."

„Das kann ich nicht, Eva, denn du hast dich meinetwegen eines großen Vergnügens beraubt und ich weiß, daß es dich schwer ankommen muß. Ich weiß, daß ich weder angenehm noch liebenswürdig bin, daß du mich nicht lieben und kein Vergnügen bei mir haben kannst, und deßwegen kann ich auch keine Freude an deinem Opfer haben. Es geziemt dir bei den Fröhlichen und Glücklichen zu sein; ach wärest du doch mit ihnen gefahren!"

„Wenn du mich nicht zum Weinen bringen willst, so sprich nicht so. Ach du weißt nicht, wie mir der Gedanke, alle diese Feste fahren zu lassen, um hier allein mit dir zu sein, schon seit mehreren Tagen so wohl gethan hat. Und gerade weil ich dich lieb habe, Leonore; ja weil ich fühle, daß ich dich mehr lieben könnte, als alle Andern — schüttle nur den Kopf, es ist doch so. Man kann selbst nicht dafür, liebe Schwester."

„Ach warum solltest du mich lieb haben? Ich bin ja so ganz und gar nicht liebenswürdig. Niemand sonst findet Gefallen an mir, ich bin Niemanden zur Freude. Ich könnte gerne sterben. Ach ich denke oft, es müßte so schön sein zu sterben."

„Wie kannst du so sprechen, Leonore? Das ist sehr unrecht von dir. Könntest du dem Vater und der Mutter und mir und uns Allen diesen grausamen Schmerz machen wollen?"

„Ach du und die andern Geschwister, ihr würdet euch bald trösten. Die Mutter hat mich nicht so lieb, wie euch, der Vater auch nicht. Ottilie R. sagte mir dieser Tage, man spreche allgemein davon, daß weder Vater noch Mutter mich lieb habe."

„Pfui, das war sehr unartig und unrecht von Ottilie. Ich bin überzeugt, daß unsre Eltern uns Alle gleich

sehr lieben. Hast du je gemerkt, daß sie einen ungerechten Unterschied zwischen uns machen?"

„Absichtlich gewiß nicht! Dazu sind sie viel zu gut und zu vollkommen. Aber glaubst du nicht, daß ich merke, mit welch ganz andrem Ausdruck des Vaters Blicke auf mir ruhen, als auf dir oder auf Louise? Glaubst du nicht, daß ich fühle, wie kalt, ja wie gezwungen manchmal der Kuß ist, den die Mutter mir gibt, gegen die zwei, drei, ja die vielen, die sie aus der Fülle ihres Herzens dir oder Gabrielen aufdrückt? Aber ich klage nicht über Ungerechtigkeit; ich sehe so gut ein, daß es nicht anders sein kann; die Natur hat mich so anmuthslos gemacht, daß man mich unmöglich lieben kann. Ach wie glücklich sind doch die, die ein angenehmes Aussehen haben! Sie brauchen sich nur zu zeigen, um das Wohlwollen der Menschen zu gewinnen. Es wird ihnen so leicht, liebenswürdig zu sein und geliebt zu werden. Aber schwer, sehr schwer ist es für die, die so verwahrlost sind, wie ich . . ."

„Aber liebe Leonore, ich versichre dich, daß du ungerecht gegen dich selbst bist. Dein Wuchs z. B. ist ja ganz gut und deine Augen haben etwas so Ansprechendes, so Mildes und Ernstes zugleich. Dein Haar ist fein und hat eine schöne braune Farbe; es würde dir so gut lassen, wenn es nur ein Bischen besser geordnet würde; — aber warte, wenn du einmal gesund bist, so will ich dafür sorgen und dann sollst du sehen . . ."

„Und mein Mund, der bis zu den Ohren hinaufgeht, und meine Nase, die so platt und so lang ist — wie willst du diesen helfen?"

„Dein Mund? Nun ja, der ist Etwas groß, aber deine Zähne sind regelmäßig und könnten bei etwas mehr Aufmerksamkeit ganz weiß werden. Und deine Nase — — laß sehen, — ja, wenn da eine kleine Erhöhung, eine kleine Biegung darauf wäre, so wäre sie auch recht brav. Doch laß einmal sehen! Ich glaube wirklich sie fängt an sich zu heben! Ja wahrhaftig, ich sehe deutlich

den Anfang zu einer kleinen Biegung. Und weißt du, wenn diese einmal kommt und du gesunder bist und dann natürlicher Weise auch eine bessere Farbe hast, so glaube ich, daß du recht hübsch wärest."

„Ach das kann ich nie glauben," sagte Leonore seufzend, während ein unwillkürliches Lächeln ihr Gesicht aufhellte.

„Und wenn du auch nicht so ganz schön wirst, so kannst du doch gewiß unendlich anmuthig werden. Du hast wirklich etwas ganz Eigenthümliches an dir und ich hörte erst dieser Tage den Vater es zur Mutter sagen."

„Sagte er es wirklich?" Leonorens Gesicht hellte sich immer mehr auf.

„Ja gewiß. Ach Leonore, was ist Schönheit? Sie vergeht doch einmal und wird zuletzt in die schwarze Erde gelegt und zu Staube. Ja auch während sie in ihrer Blüthe steht, reicht sie ganz und gar nicht hin, uns geliebt oder glücklich zu machen. Einen wirklichen Werth hat sie nicht."

Nie war die Macht der Schönheit von schöneren Lippen herabgesetzt worden. Leonore sah Eva an und seufzte. Eva fuhr fort:

„Nein Leonore, laß es dich nicht bekümmern, daß du nicht schön bist. Schönheit kann wohl zuweilen angenehm sein, aber sie ist wahrhaftig nicht nöthig, um geliebt und glücklich zu werden. Ich bin überzeugt, wenn du auch nie im Geringsten schöner werden solltest, als du jetzt bist, so könntest du dennoch, wenn du wolltest, in deiner Art so gern gesehen und geliebt werden, wie nur je die schönsten Frauenzimmer von der Welt."

„Ach wenn ich mich nur bei meinen nächsten Angehörigen beliebt machen könnte! Wie göttlich, in seinem Hause geliebt zu sein!"

„Aber das kannst du, das wirst du, liebe Leonore, wenn du nur willst. Ach wenn du immer so wärest, wie du zuweilen bist! Und du wirst es immer mehr und ich habe dich immer mehr und so unendlich lieb."

„O liebe Eva,“ sagte Leonore tief gerührt, indem sie sich an die Schwester lehnte, „ich habe dieß sehr wenig um dich verdient. Aber es soll künftig anders mit mir werden. Ich will so werden, wie du mich haben willst, ich will gut und liebenswürdig zu werden suchen.“

„Und dann wirst du auch so schön, so geliebt und so glücklich werden, daß es eine Freude sein soll. Aber jetzt mußt du in Louisens und mein Zimmer kommen. Dort erwartet dich Etwas, auch mußt du ein wenig Luftveränderung haben, komm, komm!“

„Ach wie angenehm!“ rief Leonore, als sie in Evas Zimmer trat. Und man konnte sich wahrhaftig nichts reizenderes denken, als die kleine Friedenswohnung, jetzt mit der unschuldigen Koketterie der Liebe geschmückt. Der lieblichste Duft von frischen Blumen erfüllte die Luft und die Sonne warf ihren freundlichen Schein auf einen Tisch vor dem Sopha, wo ein Korb mit schönen Früchten mitten unter einer Menge hübscher und niedlich geordneter Kleinigkeiten lockend glänzte. Das ganze Zimmer gewährte ein Bild lieblicher Ruhe.

„Hier meine beste Leonore,“ rief Eva, „sollst du während dieser Zeit wohnen. Es wird dir gut thun, dein Zimmer ein wenig zu verlassen. Und siehst du, hier haben dir Alle geopfert. Die kleine gothische Kirche von Bronce da ist von Jakobi; sie ist eine Lampe, wie du siehst; das Licht kommt durch die Fenster zur Kirche herein; wie schön! Heute Abend wollen wir sie anzünden und diese Früchte da, siehst du die schönen Trauben! Heinrich und Petrea sind ihretwegen im Komplott gewesen. Die Kupferstiche sind vom Vater und Louise hat dir die Pantoffeln genäht und das kleine Fräulein —“

Leonore schlug die Hände zusammen; „ists möglich,“ rief sie, „daß ihr alle so viel an mich gedacht habt? wie gut ihr seid, ach viel zu gut!“

„Nein, weine nicht, liebe Eleonore. Du darfst nicht weinen; du sollst fröhlich sein! Siehst du, wir alle haben dich so lieb! Aber das Beste vom Tractament

kommt noch. Da sieh diesen neuen Roman von Miß Edgeworth! Den hat uns die Mutter gegeben, daß wir ihn zusammen lesen sollen. Ich werde dir bis Mitternacht daraus vorlesen, wenn du's haben willst. Ein kleines delikates Souper hat Louise für uns in Ordnung gebracht und das wollen wir hier oben verzehren. Wir wollen auf unsre Weise schwelgen. Nimm jetzt eine von den großen Trauben, die alle an einem Stiel sitzen, ich will die andere nehmen. Es lebe der König! O herrlich!"

Während die beiden Schwestern bei ihrem unschuldigen Feste schwelgten, wollen wir sehen, wie es bei der großen Gesellschaft zugeht auf

Axelholm.

Nicht auf jedem Balle geht es so beneidenswerth leicht und ungezwungen zu, wie auf einem, den die Bürgerschaft in der kleinen guten Stadt *** ping gab, wo man die Bäckerin und Zuckerbäckerin mit einander nach der verkehrten Seite hinwalzen sah und die übrigen sagten: „Thut Nichts, wenn es nur geht!" Ach nein! Eine solche Unschuld trifft man höchst selten und am Allerwenigsten auf der Innocence, was ich selbst bezeugen kann. Hier, wie anderswo auf großen Bällen, machen es die Felsenscheeren der Convenienz unmöglich, sich ohne tausend Anständigkeiten, Umstände, Bedenklichkeiten, Förmlichkeiten, und wie die Dinge alle heißen mögen, die zusammen eine bedeutende Summe von Schwierigkeiten ausmachen, zu bewegen. Der große Ball auf Axelholm sollte gleichfalls Etwas vorstellen und war daher nicht ohne seine steifen Schwierigkeiten. Dazu gehörte, daß mehrere von den jungen Herrn sich für zu alt oder — hielten, um zu tanzen, und deßhalb mehrere tanzlustige Damen nicht tanzen konnten, weil sie vor den drohenden Lorgnetten der Herren den Muth nicht hatten mit ein=

ander zu tanzen. Inzwischen sieht die Scene aus wie eitel Lust und Freude. Der große Tanzsaal ist prachtvoll beleuchtet und eine zahlreiche Gesellschaft darin versammelt. Es ist der Augenblick unmittelbar vor dem Tanzen. Die Herrn stehen in einer großen Gruppe mitten im Saal, von wo aus sie sich in geraden oder Wellenlinien gegen den Damenkreis hin ausbreiten. Gleich Blumen auf der Rabatte sitzen diese auf den Bänken rund herum, die meisten in schüchterner Stille, während einige im Bewußtsein ihrer Zephyrleichtigkeit gleich Schmetterlingen im Saale auf und ab schweben. Alle sehen fröhlich aus, alle sprechen mit einander mit der Lebhaftigkeit, dem gegenseitigen Wohlwollen, das der Anblick des zusammengruppirten Schönen, verbunden mit dem Bewußtsein, selbst die reizendste Figur vorzustellen, und die Erwartung des Vergnügens einflößt. Jetzt stimmte die Musik, jetzt klopften junge Herzen mit mehr oder weniger Unruhe, jetzt ergingen die Engagirungen unter Stößen von Bedienten, die beständig den von den jungen Damen immer verschmähten Thee umherboten. Hier sah man junge Mädchen, zahlreich umringt, die auf dem Elfenbein des Fächers aufgezeichneten Tanzversprechungen studiren und eifrigen Bewerbern den dritten, vierten, fünften, sechsten, ja bis zum zwölften Tanz abschlagen, aber anmuthsvoll gnädig den dreizehnten versprechen, der vielleicht nicht zu Stande kommt, während Andere ganz in ihrer Nähe still und unangefochten auf die erste Aufforderung warten, um ein williges und dankbares Ja zu sagen. Unter den Vielumschwärmten und Aufgeforderten sehen wir Sara und auch Louise. Mit ihnen wetteiferten die drei Fräulein Abendstern, Isabella, Stella und Aurora, die sich beständig um den Sessel der Gräfin Sonnenstrahl hielten, der vor dem großen Trumeau im Hintergrunde des Saales aufgepflanzt war. Unter den in der allerschönsten Ruhe Wartenden erblicken wir unsre Petrea, die gleichwohl heute Abend mit ihrem Band von schottischen Perlen im Haare und einer gewissen Blume

der Unschuld und Güte auf ihrem jungen Gesichte ganz ungewöhnlich gut aussah. „Ach," seufzte sie, als sie zwei höchst elegante junge Herrn — die Gebrüder B. — lorgnettirend vor der Reihe der Damen auf und ab spazieren sah. Ihre Lorgnetten verweilten einen Augenblick auf ihr; dann flüsterte der Eine dem Andern Etwas zu, beide lächelten und gingen vorbei. Petrea fühlte sich gedemüthigt, sie wußte nicht recht warum. „Jetzt!" sagte sie, als sie Lieutenant S. rasch auf sie zukommen sah. Aber Lieutenant S. engagirte Fräulein T., Petrea blieb sitzen. Die Musik spielte eine muntere Anglaise. Petreas Füße bewegten sich und zuckten vor Tanzlust. „Ach!" dachte sie, „wenn ich ein Herr wäre, so würde ich Petrea auffordern." Die Anglaise stürmte an ihrer Nase vorbei.

„Wo ist Eva?" fragte Jeremias Munter mit einem heftigen und mißvergnügten Tone Louise in der Pause zwischen der Anglaise und einem Walzer.

„Sie ist bei Leonore daheim geblieben, sie verlangte es durchaus."

„Wie dumm! Für was bin ich denn gekommen?"

„Ja, das kann ich wirklich nicht sagen," antwortete Louise lächelnd.

„Nicht?" erwiderte der Assessor, „nun dann will ich es Ihr sagen, Schwester Louise. Ich kam ausdrücklich, um Eva tanzen zu sehen, einzig und allein deßwegen und sonst wegen gar Nichts. Was ist das für ein dummer Streich, daß sie zu Hause bleiben soll? Ihr andere hättet meinetwegen alle zusammen lieber daheim bleiben können, als Eva. Sie selbst, liebe Schwester, mit eingerechnet. Die Petrea da! Was hat die hier zu schaffen? Sie ist mir immer ein Aergerniß gewesen, aber jetzt kann ich sie gar nicht mehr ausstehen, seit sie nicht einmal so viel Verstand gehabt hat, an Evas Stelle daheim zu bleiben; und die kleine Krausemünze dort, die mit großen Herren tanzt, als ob sie ein wirklicher Mensch wäre, hätte sie nicht ein Stückchen Zucker bekommen und zu Hause

bleiben können, statt hier zu prahlen? Ihr seid allesammt langweilig und solche Feste sind das Abscheulichste, was ich weiß."

Lachend über diesen Ausfall schwebte Louise im Walzer mit Jakobi dahin und die Gräfin Sonnenstrahl — die Sonne des Balles — sagte, als sie an ihrem Stuhle vorbeiwehten: „Charmant, charmant!"

Vor diesem Paare, dessen Walzen sich durch seine leichte, harmonische Bewegung auszeichnete, schwang sich ein anderes in beinahe wilden Kreisen herum und zog Aller Blicke auf sich! Es war Sara mit dem brausenden Schwarz. Ihre wirklich strahlende Schönheit und ihre Kleidung, ihre stolze Haltung und ihr blitzendes Auge, lockte ein allgemeines „Ach" der Ueberraschung und Bewunderung hervor, wo sie vorbeikam. Bei ihrem Anblick vergaß Petrea, daß sie noch saß. Sie glaubte nie etwas Hinreißenderes gesehen zu haben, als Sara in den Wirbeln des Walzes. Aber die Gräfin Sonnenstrahl in ihrem Lehnsessel sagte von diesem Paare — Nichts; ja man glaubte einen Zug der Mißbilligung auf ihrem Gesichte zu bemerken. Die Abendsterne segelten mit vieler Haltung herum.

Nach dem Walzer kam Elise zu Sara. „Mein liebes Mädchen," sagte sie freundlich, aber ernst, „du mußt nicht so tanzen. Deine Brust hält es nicht aus. Wie warm du bist! Du brennst eigentlich!"

„Das ist mein Klima," antwortete Sara lächelnd; „dabei befinde ich mich vortrefflich."

„Ich bitte dich, setze diesen Tanz aus, es ist dir wirklich schädlich, dich so zu echauffiren."

„Diesen Tanz? Unmöglich! Ich habe ihn dem Obersten H. versprochen."

„So tanze wenigstens den nächsten Walzer nicht und wenn du mir einen Gefallen thun willst, so tanze ihn nicht mit Schwarz. Er walzt auf eine so wilde Art und das ist nicht gesund: auch ist es weder geziemend noch schön."

einstellte, wenn seine Seele peinlich aufgeregt war — — ein Brustkrampf, der seinen Athem erschwerte, machte sich bei diesen düstern Gedanken mit ungewöhnlicher Stärke fühlbar. Er fand sich einsam .... Niemand fühlte in diesem Augenblick zärtlich für ihn ... Niemands Gedanken umschwebten ihn mit den friedenfächelnden Taubenschwingen des Gebets — er war einsam! Eine Thräne drängte sich in sein männliches Auge und er blickte zum Himmel empor mit dem dunkeln Wunsche, bald eine Erde verlassen zu dürfen, wo die Qualen herrschen.

Eine weiße Wolke, welche die Gestalt eines menschlichen Wesens mit ausgestreckten Armen hatte, schwebte einsam unter dem Sternengewölbe einher — schien sich immer tiefer herabzusenken und die ausgestreckten, nebligen Arme schienen sich dem Obersten zu nähern. Er dachte an Elisabeth — an ihre Liebe — an ihr Versprechen, ihn noch nach dem Tode zu umgeben. War es nicht, als wollte ihr Geist ihn jetzt umfassen, jetzt, da alle Andern ihn verlassen hatten? War es nicht ihr Schatten, der jetzt, da alle Liebesstimmen um ihn her verstummt, herabstieg, um einsam durch die Nacht ihm zuzurufen: „Ich liebe dich! Ich liebe dich!"

Immer näher kam die gespenstergleiche Wolke; — mit wehmuthsvoller Sehnsucht folgte ihr der Blick des Obersten und beinahe bewußtlos erhob er die Arme gegen sie. Da wurde sie plötzlich vom Sturmwinde ergriffen — die ausgestreckten Arme wurden von dem Nebelleibe gerissen und in ungeordneten wilden Flammen zog gleich einem unheimlichen Phantasiegebilde die weiße Wolke über die Thurmspitze dahin. Oede war der Raum. Der Oberst legte die Hand auf seine Brust — auch hier war es öde. Einige tiefe Seufzer arbeiteten sich aus ihrem schmerzenden Schooße hervor. In diesem bittern Augenblick nahte sich ihm Jemand mit leisen Schritten — ein Arm schmiegte sich unter den seinigen und er fühlte einen Kopf sanft sich an seine Schultern lehnen.

Er sah sich nicht um — er fragte nicht — er wußte, daß ihm jetzt sie nahe war, die so viele Jahre hindurch Freude und Leid mit ihm getheilt hatte, nur sie konnte seinen verborgenen Schmerz ahnen — nur sie in der stillen Nacht mit Trost und Liebe zu ihm kommen. Schweigend schlang er seinen Arm um die Gefährtin seines Lebens und hielt sie an seine Brust gedrückt, worin bald der innere wie der äußere Schmerz sich legte. So standen die beiden Gatten lange und sahen den Sturm über die Erde hinfahren und in den Wolken jagen. Sie sprachen kein Wort zur Erklärung über das Vorgefallene, kein Wort der Entschuldigung. Wozu bedurfte es dessen? Versöhnung schloß sie in ihre himmlischen Arme. Herz an Herz klopfend standen sie da; sie waren eins.

Der Sturm, der mit jedem Augenblick zunahm, schlug mit brausenden Flügeln an die Thurmuhr, die so eben zwölf geschlagen hatte. Dumpfe Glockenschläge ließen sich vernehmen. Fester drückte der Oberst die Gattin an sich, die in diesem Augenblick ein unwillkürlicher Schauer durchbebte. Sie sah zu ihrem Manne auf. Sein Blick war unbeweglich auf einen einzigen Punkt geheftet und der ihrige, indem er derselben Richtung folgte, blieb unverwandt und starr, wie der seinige.

Auf der Landstraße, die man von dieser Seite ein gutes Stück weit beinahe gerade vor sich sah, bewegte sich ein schwarzer Körper, der, gegen das Schloß zuschreitend, jeden Augenblick einen größern Umfang und eine seltsamere Gestalt annahm. Bald konnte man bei den Strahlen des Mondes entdecken, daß er von mehreren Personen gebildet wurde, die auf eine sonderbare Weise zusammengedrängt und gleichsam zusammengefügt sich sehr langsam aber gemeinschaftlich fortbewegten. Jetzt wurde er von den Bäumen in der Allee verdeckt — jetzt zeigte er sich wieder und war näher gerückt. Mehrere Männer schienen sorgfältig etwas Schweres zu tragen.

„Es ist ein Leichenzug!“ flüsterte die gnädige Frau.

„Unmöglich! Um diese Stunde!“ antwortete der Oberst.

Immer näher schritt die düstere Masse. Jetzt kam sie in den Schloßhof herein. Der Wind sauste wild, überstreute sie mit verwelkten Blättern und riß mehreren Trägern die Hüte vom Kopfe, aber keiner entfernte sich, um den seinen zu suchen. Der Zug ging gerade auf das Hauptgebäude zu. Jetzt stieg er die Treppe herauf; so leise, so behutsam; . . . . Schläge erdröhnten an die Thüren, — Alles blieb einen Augenblick ruhig und still — die Thüre ging auf und der Zug ins Haus herein. Ohne ein Wort zu sagen, verließ der Oberst seine Gattin, ging schnell aus dem Zimmer, verschloß es und sprang die Treppen hinab. Die Träger hatten ihre Last in der Hausflur niedergestellt. Es war eine Bahre. Ein dunkler Mantel bedeckte sie. Die Träger standen mit ungewisser, niedergeschlagener Miene rund umher.

„Wen habt ihr da?“ fragte der Oberst mit einer Stimme, der er kein Zittern gestatten zu wollen schien. Niemand antwortete. Der Oberst ging näher und hob die Decke auf. Der Mond strahlte durch die hohen gothischen Fenster auf die Bahre herab. Eine blutige Leiche lag darin. Der Oberst erkannte seinen Sohn.

O Vaterschmerz! Verhüllt mit den Flügeln, ihr Engel des Himmels, euer lächelndes Gesicht, blickt nicht herab auf eines Vaters Schmerz! erlöschet, erlöschet ihr strahlenden Lichter des Firmaments! komm finstre Nacht mit deinen heiligen Schleiern vor Aller Blicken dieses Leid zu verbergen, das keine Thränen, keine Worte hat. O möge nie ein menschliches Auge mit einem neugierigen Blicke eines Vaters Schmerz entheiligen.

Edler, unglücklicher Vater! Als wir deine Augen auf den Sohn geheftet sahen, da wandten wir die unsrigen hinweg, aber du hörtest unsere glühenden Gebete.

Alle Leute im Hause waren, wie ich, bei der Unglücksbotschaft in Bewegung gerathen; stumm standen

wir sammt und sonders um die Bahre herum. Auf einen Wink des Obersten und die Worte: „Einen Wundarzt!“ kam Alles in Thätigkeit. Sogleich ging ein Bote nach der Stadt ab, um einen geschickten, der Familie bekannten Chirurgen zu holen, und der leblose Körper ward von der Bahre genommen und in ein Zimmer getragen. Thränen flossen aus den Augen der Träger auf den geliebten, jungen Herrn herab. Der Oberst und ich folgten dem langsamen traurigen Zuge. Ich wagte nicht zu ihm aufzusehen, aber ich hörte die tiefen, beinahe röchelnden Seufzer, in denen er mit der größten Schwierigkeit athmete.

Als der Körper im Bett niedergelegt war, begann man, wiewohl hoffnungslos, alle Mittel anzuwenden, die zu Wiederbelebung von Ohnmächtigen oder Scheintodten gebräuchlich sind. Die Füße wurden gebürstet, Brust, Schläfe und Handgelenke mit Spirituosen gerieben, Blut rann noch langsam aus einer Wunde am Kopfe; sie wurde verbunden. Mit den Füßen beschäftigt wagte ich einen angstvoll fragenden Blick auf den Obersten — wandte ihn aber bald schaudernd wieder ab. Seine Farbe war die des Todes — ein Krampf hatte sein Gesicht zusammengezogen und entstellt. Die Lippen waren hart zusammengepreßt, die Augen stier.

Auf einmal hatte ich eine Empfindung, als ob ein leichtes Zittern die erstarrten Glieder durchbebte, die meine Hände berührten. Ich athmete kaum, es erneuerte sich; ich blickte — wieder zum Obersten auf.

Die eine Hand hielt er gegen seine Brust, die andere führte er an seines Sohnes Mund. Er ergriff meine Hand und führte sie auch dahin — man fühlte einen schwachen Dampf daraus hervorkommen. Leichte Pulsschläge bewegten sich an den Schläfen; ein Seufzer — des wiedererwachten Lebens erster Gruß — hob die Brust und eine matte Lebensfarbe verbreitete sich über das Gesicht. Der Oberst blickte zum Himmel auf. Oh mit welch einem Ausdrucke! O Vaterfreude! Du bist es

werth mit Schmerz erkauft zu werden. Ihr Engel des Himmels, schauet mit strahlenden Blicken in ein seliges Vaterherz hernieder! Es ist ein Schauspiel für euch.

Jetzt öffneten sich die Augen des Schlummernden und spiegelten sich in dem väterlichen Blicke, der mit dem höchsten Ausdruck angstvoller Freude auf ihm ruhte; so blieben sie einen Augenblick ruhig, dann schlossen sie sich sachte wieder. Erschrocken legte der Oberst aufs Neue die Hand an den Mund seines Sohnes, um zu erfahren, ob der Athem schwächer werde; da bewegten sich die bleichen Lippen zu einem Kuß auf die väterliche Hand und ein Ausdruck voll Frieden und Versöhnung verbreitete sich über des Jünglings Gesicht. Er fuhr fort, unbeweglich mit geschlossenen Augen, wie ein Schlummernder dazuliegen; sein Athem war schwach aber leicht, und er machte keinen Versuch zu reden.

Als die kluge und zärtliche Helena nebst mir am Lager ihres Bru ers saß, verließ der Oberst ihn, um seine Frau aufzusuchen; er winkte mir, ihm zu folgen und ich eilte die Treppen hinauf und kniff mich in die Wangen, um nicht wie ein Todesbote auszusehen. Die gnädige Frau saß unbeweglich mit gefalteten Händen da; — beim Schein des Mondes nicht unähnlich einer der bleichen Gestalten aus früheren Zeiten, die um sie herum im stillen Familienkreise vor sich hinblickten. Als wir eintraten, sagte sie mit stiller Angst: „Es ist Etwas geschehen! Was? Sagt es mir... sagt mir Alles!"

Mit bewunderuswürdiger Ruhe, mit inniger Zärtlichkeit bereitete der Oberst seine Frau auf den Anblick vor, der ihrer wartete, und suchte ihr zugleich einen Trost und eine Hoffnung einzuflößen, größer, als er sie selbst besaß. Dann führte er sie ins Krankenzimmer hinab. Ohne ein einziges Wort zu sagen, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne eine Thräne zu vergießen, ging die unglückliche Mutter auf ihren Sohn zu, der mir jetzt dem Tode näher schien, als vorhin. Der Oberst stand am Fuße des Bettes und behielt noch seine männliche,

kraftvolle Haltung; als er aber seine Frau sachte ihren Kopf auf das blutige Kissen des Sohnes niederlegen, mit dem ganzen unbeschreiblichen Ausdruck der Mutterliebe und des Mutterschmerzes seine bleichen Lippen küssen und die außerordentliche Aehnlichkeit der beiden Gesichter unter dem traurigen Todesschatten, der beinahe gleich auf Beiden ruhte, noch treffender werden sah — da beugte er sein Haupt, verbarg sein Gesicht in beide Hände, und weinte, wie ein Kind. Ach, wir weinten alle bitterlich. Es schien uns, als wollte der Funke von Hoffnung, der so eben aufgelodert war, wieder erlöschen, und es fiel Niemand ein zu glauben, daß die Mutter den Sohn überleben würde.

Und dennoch — ihr irdischen Sorgen, zehrender Schmerz, scharfe Schwerter, die ihr das Innerste der Seele durchdringet — ihr tödtet nicht. Des Lebens wunderbarer Keim kann selbst aus der Trauer Nahrung ziehen, kann gleich dem Polyp zerstückelt werden und wieder zusammenwachsen und fortdauern — und leiden. Trauernde Mütter, Gattinnen, Bräute, Töchter, Schwestern — weibliche Herzen, welche das Leid immer am Tiefsten trifft und zerfleischt — ihr seid Zeugen. Ihr habt eure Lieblinge sterben sehen — — habt mit ihnen zu sterben geglaubt und lebtet doch — und könnet nicht sterben. Aber was sage ich? Wenn ihr lebet, wenn ihr die Ergebung besitzet zu leben — kommt dieß nicht daher, daß ein Hauch aus höhern Regionen Trost und Kraft in euere Seelen gegossen hat? Kann ich daran zweifeln, und an dich denken, edle Thilda R., trauernde Braut des edelsten Mannes! Du hattest seinen letzten Seufzer empfangen — mit ihm hattest du Alles auf der Erde verloren, deine Zukunft war düster und freudlos — und doch warst du so ergebungsvoll, so mild, so freundlich, so gut; du weintest — aber du sagtest tröstend zu den theilnehmenden Freundinnen: „Glaubet mir — es ist nicht so schwer!“ O da begriff man, daß es einen Trost gibt, welchen die Erde nicht gewährt. Und als du, um

deinen Schmerz zu zerstreuen, sagtest: „Ich will ihn mit meinem Gram nicht beunruhigen," wer könnte daran zweifeln, daß er, dessen Glück du auch jenseits des Grabes noch zu wahren suchtest, dir nahe war, dich noch mit seiner Liebe umgab, dich stärkte und tröstete?

„Und es erschien ihr ein Engel vom Himmel und stärkete sie."

Geduldige Leidende, Heil euch! Ihr offenbaret Gottes Reich auf Erden und zeiget uns den Weg zum Himmel. Aus den Dornenkronen auf euren Häuptern sehen wir ewige Rosen aufsprießen.

Aber ich wende mich zu der trostlosen Mutter zurück, welche der erste, unerwartete Schlag des Unglücks überwältigte. Sie erholte sich — um eine lange Prüfungszeit durchzumachen — denn lange schwankte ihr Liebling zwischen Leben und Tod. Ihr selbst fehlte es an Stärke und Entschlossenheit ihn recht zu pflegen. Wäre nicht Helena gewesen, wäre der Oberst nicht gewesen und wäre (ich schäme mich es zu sagen) ich nicht gewesen, so . . . aber nun waren wir Alle und dadurch (und durch Gottes Gnade) blieb der Kornet am Leben.

In Zeiten der Trauer und Trübsal vereinigen sich die Seelen. Wenn äußere Unglücksfälle auf sie hereinstürmen — dann schmiegen wir uns zusammen, und die schönsten Blumen der Freundschaft und Anhänglichkeit wachsen meist begossen von Thränen des Schmerzes. In der Familie merzt ein gemeinschaftliches Unglück meistens alle kleinen Streitigkeiten und Mißhelligkeiten aus, um alle Gemüther, alle Interessen auf einem Punkte zu vereinigen. Besonders wenn der Tod ein geliebtes Mitglied bedroht, dann erst verstummen alle Mißtöne im Familienkreise; dann bewegen bloß harmonische, wenn auch traurige Gefühle alle Herzen, stimmen alle Gedanken und bilden einen Mohnkranz des Friedens, in dessen Schooße der geliebte Kranke ruht.

Nach dem Unglück Karls und während der Dauer

seiner Krankheit war alles Unbehagen, alle Spannung in der Familie H. verschwunden; alle Sorgen, alle Gedanken vereinigten sich um ihn; und als sein Leben außer Gefahr war, als er zu genesen begann — o wie lebhaft fühlte man da nicht, wie innig man einander liebte — und hatte jetzt ein so unbeschreibliches Bedürfniß einander glücklich zu machen — wie fürchtete man nicht, auf irgend eine Weise den sich klä enden Himmel zu trüben!

Es war innig rührend zu sehen . . . aber ich begreife nicht, was mich heute ankommt, daß ich so herzlich rühren und meine Leser durchaus sowohl über meinen Schmerz, als über meine Freude weinen machen will — als ob nicht der unnöthigen Thränen genug in die Urnen der Empfindsamkeit fielen — oder, als ob ich selbst bei der Familie H. so überaus ängstlich geworden wäre. Laßt uns deßhalb einen flüchtigen Besuch bei der Familie D. abstatten und sehen, ob wir uns dort ein wenig lustiger machen können. Kraft eines Zauberstabes (der miserabelsten Gänsefeder von der Welt) versetze ich uns jetzt, nämlich meine Leser und mich auf einen Augenblick nach

Löfstaholm.

Es war Zeit zum Frühstück. Eine Menge Leute saßen um den Tisch herum. Auf demselben standen Bowlen und Gesundheiten wurden ausgebracht.

„Hol mich der Tausend!" sagte eine Stimme (die der Leser wohl nicht wieder erkennt), „wenn ich nicht Lust habe, noch einmal bis auf den Grund auf Fräuleins Eleonorens Gesundheit zu trinken."

Seine lebhafte Nachbarin wurde roth wie eine Pfingstrose und sagte freundlich warnend: „Was wird Julie H. dazu sagen?"

„Julie H.? Ich frage, hol mich der Tausend! wenig

darnach, was Julie H. sagt . . . Fräulein Julie mag zusehen, wie es ihr mit ihren Launen allen noch ergeht. Es könnte mir, hol mich der Tausend, an einem schönen Vormittag einfallen, ihr ihren Verlobungsring zurückzuschicken . . . ja, ja! . . ."

„Prosit, Arvid!" schrie Lieutenant Rutelin, „es leben alle selbstständigen Männer."

„Und ihre Anerkenner!" schrie der kleine Lord Byron. „Ich wollte sagen, Anerkennerinnen," flüsterte er Eleonoren zu, „allein das paßte nicht — des Reims wegen — verstehst du?"

„Ei, das kümmert mich wenig," antwortete sie.

„Lieutenant Arvid! Lieutenant Arvid P. Ich gebe mir die Ehre, Ihre Gesundheit zu trinken!" rief der Gutsbesitzer D.

„Hoch! Hoch! Hoch!" riefen mehrere Stimmen.

„Schenke deinem Nachbar ein, Eleonore!"

„Meine Herrn und Damen! Ich schlage die Gesundheit der Braut des Lieutenants Arvid vor . . , daß sie sich besinnen und zu ihrem eigenen Glücke ihn wieder zu Gnaden aufnehmen möge . . ."

Chor.

„Ja, daß sie . . ."

Eine Stimme.

„Meine Herrn und Damen . . . hol mich der Tausend . . . Meine Herrn und Damen — das ist Etwas, wornach ich, hol mich der Tausend, wenig frage. Ich habe die größte Lust, sie nicht wieder zu Gnaden anzunehmen — ich . . . sondern . . . sondern . . . ja ihr den Verlobungsring zurückzuschicken . . . hol mich der Tausend."

Chor.

„Es leben alle selbstständigen Männer! Es lebe Lieutenant Arvid!"

„Es leben alle Mädchen ohne Launen! Es lebe meine Eleonore und ihre Schwestern!" rief der Gutsbesitzer D.

Chor.

„Hoch, hoch, hoch!"

„Noch, noch, noch!" fügte mit einer Grimasse der kleine Lord Byron hinzu.

Thee und Souper.

Ich hatte so eben die Ehre, meine Leser bei einem kleinen Dejeuner zu sehen: jetzt werde ich mir die Ehre ausbitten, sie mit einem kleinen Souper bewirthen zu dürfen. Nun, nun erschreckt nur nicht! Es wird nicht groß, nicht prachtvoll, nicht wie eine Aufwartung bei Sr. Excellenz Langweil und soll euch nicht bis über die Mitternacht hinaus mühsam wach erhalten.

Ich decke einen kleinen runden Tisch in dem blauen Cabinet auf Thorsborg. Mitten auf denselben hat Helena einen großen Korb mit Trauben gestellt und ihn mit Astern, Levkojen und mehreren Blumen umkränzt, die sich noch unter den blassen Strahlen der Herbstsonne färben. Um die glänzende Bachuskrone herum sind jene einfachen Gerichte ausgebreitet, die in der Sage von Philemon und Baucis vorkommen, so wie in allen Idyllen, wo es sich um ein Souper handelt. Ich vergeude kein Papier mit Herrechnung von Milch, Rahm und andern Schäfergerichten. — Ach, Gott sei mir gnädig! Es fällt mir eben siedendheiß ein, daß Baucis, als sie unerwartet Gäste bekam, eilte, zur Bewirthung derselben ihre einzige Gans zu opfern! Und ich, die ich eine Menge Soupergäste eingeladen habe, kann sie jetzt weder mit Gänsen, noch Kälbern, noch Trut=

hähnen bewirthen! — Ich schäme mir die Augen aus dem Kopfe! Die gnädige Frau würde es indeß wahrscheinlich nicht verzeihen, wenn ich eine Platte mit Honigkuchen, denen ein aromatischer Saft entströmte, ganz mit Stillschweigen übergehen wollte, so wie eine große Torte mit Pflaumenfüllsel (bei deren Verfertigung sie selbst Hand angelegt) leichter, leckerer und delikater, als man je . . . der Oberst behauptete zwar, es drücke ihn, seit er ein kleines Bischen davon gegessen, schwer im Magen — „aber (wie die gnädige Frau auch Etwas unwillig sagte) man weiß nicht, was die Leute manchmal drückt. Die Männer haben oft so curiose Ideen."

In dem Augenblick, für welchen ich mir die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers ausbitte, hörte die gnädige Frau auf, zum fünften Mal vom Pfropf einer Wasserflasche einen Fleck wegreiben zu wollen, der sich endlich als eine Eigenheit im Glase selbst und somit leider als unentfernbar auswies. In dem durch eine Lampe angenehm beleuchteten Zimmer sammelten sich allmählig Julie (ohne Verlobungsring), Professor L., der Magister mit seinen Schülern und endlich trat zwischen seinem Vater und Helena Kornet Karl herein, der seit seinem Sturze vom Pferde sich zum erstenmale auf die Abendstunden dem Familienkreise anschloß. Die gnädige Frau ging ihm mit Thränen in den Augen entgegen, küßte ihn und gönnte ihm keine Ruhe, bis sie ihn zwischen den Obersten und sich auf den Sopha gesetzt hatte, bequem gegen weiche Kissen gelehnt, die sie auch um seinen Kopf herum auf eine Weise aufstellen wollte, die höchstens mit Hülfe geflügelter Cherubs hätte Bestand haben können. Auch sah der Oberst mit einiger Schadenfreude und einigen lakonischen „Ei, Ei," zu, wie die Kissen rechts und links hinabrutschten. Die gnädige Frau versicherte, der Oberst blase darauf. Als sie es endlich einigermaßen nach Wunsch zu Stande gebracht hatte, blieb sie schweigend sitzen und betrachtete mit einem zärtlichen, wehmüthig lächelnden Blick das blasse Gesicht

ihres Sohnes, während Thränen, die sie selbst nicht bemerkte, langsam über ihre Wangen hinabrollten. Der Oberst sah sie so lange mit einem mild ernsten Blicke an, bis sie durch den Ausdruck desselben auf sich selbst aufmerksam gemacht wurde und sogleich ihre Rührung niederkämpfte, um die Ruhe ihres geliebten Kranken nicht zu stören.

Es war angenehm zu sehen, wie die kleinen Dicken mit gelüstigen Blicken und offenem Munde dem kranken Bruder von den guten Sachen brachten, die Helena bei Tisch vorlegte, und wie es ihnen so unbeschreiblich schwer wurde, die Teller aus der Hand zu lassen. Julie lag neben ihrem Bruder auf den Knieen und wählte von einer Schüssel, die sie auf den Sopha gestellt hatte, die größten und schönsten Trauben aus, um sie ihm zu reichen.

Ich hatte große Lust, den Professor L. zu fragen, welches Buch er so andächtig und aufmerksam lese. Er hätte geantwortet: „Julie." oder wäre er etwas in Verlegenheit gerathen und hätte das Titelblatt des Buches aufgeschlagen und sehr verdächtig ausgesehen, nemlich — in Beziehung auf sein Lesen im Buche.

In den Blicken der meisten Mitglieder der kleinen Gesellschaft lag diesen Abend etwas ganz Ungewöhnliches — eine Spannung, eine Lebhaftigkeit, mit einem Worte, etwas dem Aehnliches, was in den Augen der Kinder funkelt, wenn sie am Weihnachtabend die Ankunft des Weihnachtbockes erwarten.

Der Kornet allein war niedergeschlagen und stille; der gleichgültige matte Ausdruck seiner Augen verkündete ein freudloses Herz und obgleich er freundlich und mild alle Zärtlichkeitsbezeugungen erwiederte, womit er überhäuft wurde, so lag doch etwas so Kummervolles selbst in seinem Lächeln, daß es neue Thränen in die Augen der gnädigen Frau lockte.

Mittlerweile ging der Magister und fischte nach Jemand, der Schach mit ihm spielen sollte. Er hatte mehr

als einmal sämmtliche Figuren auf dem Brett aufgestellt und wenigstens siebenmal dazu gehustet, um eine Art Signal zu geben, daß geneigte Gegner sich jetzt anmelden können. Als sich aber kein Streitlustiger zeigte, zog er selbst auf einen Kreuzzug aus, um einen Mann zu suchen und herauszufordern. Professor L., der sich zuerst mit einer solchen Ausforderung bedroht sah, steckte die Nase so ernst in das Buch, daß der Magister allen Muth verlor, hier einen Versuch zu wagen und sich an Julie wandte, die ans untere Ende des Zimmers flog. Sodann wollte er Helena auffordern — allein sie war so mit Serviren beschäftigt — und kam jetzt mit entschlossener Miene gerade auf mich zu.

„Ich muß," sagte ich, „gehen und sehen, ob wir heute Abend Mondschein haben." (Es war der letzte Tag im abnehmenden Monde.)

Der arme Magister warf endlich mit einem tiefen Seufzer den Blick auf die kleinen Dicken, die eben von der Torte in Anspruch genommen waren, und forderte sie auf sich zu sputen, indem er ihnen den Gang der Figuren zeigen wollte.

Der Oberst, der seinen Thee blies und lächelnd die Bewegungen der kleinen Gesellschaft beobachtete, erhob jetzt seine Stimme und sagte, indem er jedem Worte eine ungewöhnliche Betonung gab:

„Ich habe gehört, daß unser Nachbar, Lieutenant Arvid P. bei Fräulein Eleonoren D. Trost wegen der Unbeständigkeit eines gewissen andern jungen Fräuleins suchen (and auch finden) soll.

O wie Julie erröthete! Professor L. ließ sein Buch auf den Boden fallen.

„Ich glaube," fuhr der Oberst fort, „daß die Sache sich sehr gut machen kann. Eleonore D. ist, so weit ich sie kenne, ein verständiges Mädchen, mit sich selbst im Klaren und versteht es auch bei andern Leuten die besten Seiten aufzufinden. Arvid P. ist eine gute Partie

für sie und sie eine gute Partie für Arvid. Ich wünsche ihnen alles mögliche Glück."

„Ich auch," sagte Julie halblaut und schmiegte sich an ihren Vater, entzückt, in seinen Worten Billigung ihres Benehmens zu finden. Sie sah ihn einen Augenblick mit einem Ausdruck an, worin Hoffnung, Freude, Zärtlichkeit und Zweifel lächelte, als aber sein Blick voll väterlicher Milde ihr entgegenlächelte, schwang sie ihren Arm um seinen Hals und gab ihm mehr Küsse, als ich zählen konnte.

Professor L. schlug seine Arme um sich selbst (vermuthlich aus Bedürfniß, Jemand zu umarmen) und betrachtete die schöne Gruppe mit einem Blick . . . o wie beredt ist nicht zuweilen ein Blick!

„Gib mir ein Glas Wein, Beate!" rief der Oberst — „ich will eine fröhliche und freudebringende Gesundheit trinken. Ein Glas schwedischen Wein, das versteht sich!"

(Geneigter Leser, er meinte Beerwein — von mir bereitet. Verzeih mir diese kleine Prahlerei.)

Ich schenkte dem Obersten ein.

„Deine Gesundheit mein Sohn Karl!" rief er mit strahlendem Blicke. In diesem Moment erklang ein schöner Harfenaccord melodisch aus dem anstoßenden Zimmer. Ein electrischer Schlag schien die ganze Gesellschaft zu durchfahren und eine Art Illumination entzündete sich in Aller Augen. Der Kornet wollte aufspringen, wurde aber von seinem Vater zurückgehalten, der den Arm um ihn geschlungen hatte, während die gnädige Frau in der Angst über seine sichtbar heftige Aufregung mehr kölnisches Wasser über ihn ausgoß, als billig und angenehm war. Auf diesen Harfenaccord folgte ein anderer und dann ein dritter. So ergoß sich allmählig gleich den Wohlgerüchen im Frühlingsmorgen ein entzückender Strom schöner und reiner Melodien, der sich mit unendlicher Lieblichkeit bald hob, bald senkte und so wohlthuend bis zum Innersten des

Herzens drang, daß man hätte sagen können, Engelsfinger berühren seine Saiten. Mit diesen Tönen vereinigte sich bald ein noch bezaubernderer. Eine junge Mädchenstimme, rein, klar, holdselig, sang im Anfang zitternd, allmählig aber mit immer mehr Sicherheit und immer hinreißenderem Ausdruck, wie folgt:

Denkst du der Stunde, da beglückt
Dein Herz ein anderes fand,
Und da die Liebe hochentzückt
An deiner Seite stand.

Es war so schön, es war so klar,
Die ganze Welt so schön;
Und jeder Blick zum Himmel war
Des Dankes stilles Flehn.

Kam dann so eine bittre Stund,
Riß Seel von Seele fort,
Und schmerzlich flog von Mund zu Mund
Ein bebend Abschiedswort.

Der Erde Freud ich nicht begehr
Und hab doch frohen Muth;
O komm mein Freund und klag nicht mehr,
Sieh, Alles ist jetzt gut.

Sieh, die Geliebte ist um dich,
Sie lächelt froh dir zu
Und flüstert: „Ewig dein bin ich,
Auf ewig mein bist du.“

Was that der Kornet inzwischen? In seinen Augen blitzte ein Feuerwerk der Freude und des Entzückens. Seine Füße bewegten sich, er streckte die Arme aus, aber von seines Vaters Arm, Bitte und Blick zurückgehalten, konnte er nicht von dem Sopha aufkommen. Auch legte

sich seine Heftigkeit während des Gesangs; Gefühle voller Seligkeit schienen in seine Brust einzuziehen, und er sah zur Decke empor mit einem Blick, welcher den Himmel offen zu schauen schien.

Die gnädige Frau, die inzwischen hinausgegangen war, kam nach dem Gesang wieder herein, an der Hand die bezaubernde Sängerin — die engelschöne — — Herminia. Der Oberst stand auf und ging ihnen entgegen. Mit wahrer Vaterzärtlichkeit umarmte er das reizende Wesen und stellte sie feierlich als seine geliebte vierte Tochter der Gesellschaft vor.

Möge es dem Kornet Niemand verdenken, daß er nicht sogleich aufsprang und sich der Geliebten zu Füßen warf. Er konnte es wirklich nicht. Das Gefühl hinreißender Seligkeit war zu stark für seine ermatteten Kräfte, und eine augenblickliche Ohnmacht überfiel ihn in dem Moment, da er an der Hand seiner Mutter das geliebte Wesen eintreten sah, das er auf immer für sich verloren geglaubt. Die gnädige Frau leerte jetzt vollends ihre ganze Flasche mit kölnischem Wasser rein über ihn aus.

Als er die Augen wieder aufschlug, begegneten sie denen Herminias, die voll Zärtlichkeit und Thränen auf ihm ruhten. Der Oberst nahm die Hände der jungen Liebenden und vereinigte sie. Die ganze Familie schloß einen Kreis um die beiden Seligen. Worte wurden nicht gesprochen, aber diese Blicke, dieses Lächeln voll Liebe und Seligkeit — o wie unendlich besser sind sie nicht, als Worte!

Muthmaßlicher Chor meiner Leser.

Aber wie? Aber was? Aber warum? Aber wann? Aber wie kam es? Wie ging es zu?

Ich werde die Ehre haben, methodisch und der Ord-

nung gemäß, wie es einer Hausräthin geziemt, darüber meine

Erklärung

abzugeben. Wenn ein Gelée so ziemlich fertig ist, so schlägt man Eiweiß hinein, um es (wie es in der Kunstsprache heißt) zu klären. So auch, wenn ein Roman, eine kleine Erzählung, oder sonst ein literarisches Gebräu dieser Art seiner Vollendung nahe kommt, so rückt man mit einer Erklärung oder Auseinandersetzung hervor, um den trüben Bodensatz hell zu machen, und diese Erklärung hat meistentheils viel Aehnlichkeit mit dem Eiweiß, nämlich sie ist zäh und zusammenhaltend, klar, klärend und ziemlich geschmacklos.

Ich sehe bereits, welche Grimassen zu meinem Eiweißkapitel geschnitten werden, und bin selbst etwas unruhig und ängstlich darüber, wie über alles Zähe; ich glaube daher am Besten daran zu thun, wenn ich statt meiner eigenen zierlichen Frakturworten dem Leser eine Unterhaltung mittheile, welche an einem schönen Novembernachmittag zwischen Madame D. und Madame Mellander Statt fand, die sowohl bei ihr, als in der ganzen Gegend die Functionen eines Zeitungs- oder Anzeigeblattes versah. Damit sich indeß meine Leser nicht von den Mißgriffen und Muthmaßungen der beiden Damen irren lassen, will ich, ohne Wissen des schwatzenden Paares, einen Souffleur auf die Bühne bringen, d. h. einen Hauch vom Geiste der Wahrheit, der, er möge nun über das Feld der Weltgeschichte, oder durch die kleinste Thürspalte des häuslichen Lebens einherziehen, immer ein wichtiger Bundesgenosse und Beistand ist. Mein Souffleur weicht indeß darin von dem beim königlichen Theater ab, daß er nicht die Schauspieler, sondern das Publikum auf die rechte Spur soufflirt. Doch zur Sache.

Die Scene ist auf Löfstaholm in Madame Ds. Cabinet.

(Madame D. sitzt bei ihrem Mittagskaffee; Madame Mellander tritt ein.)

Madame D.

Nun meine liebe Madame Mellander, endlich einmal willkommen!... Ich habe wenigstens eine halbe Stunde gewartet. Der Kaffee ist beinahe kalt.... ich werde ihn gewiß wärmen lassen müssen....

Madame M.

Gott behüte, meine liebe, gnädige Frau... kalt oder warm, mir ists ganz gleich.

Madame D. (während sie einschenkt).

Nun, Madame Mellander, nun.... was gibts Neues?

Madame M.

Ja, meine liebe, gnädige Frau, jetzt habe ich, Gott sei Dank, Alles herausgebracht.... noch ein Stückchen Zucker, wenn ich bitten darf.

Madame D.

Nun, erzählen Sie, erzählen Sie! Ich habe mir sagen lassen, das kleine Waldschnäbelchen dort — diese Herminie, sei in der H'schen Familie wie ein Kind vom Hause aufgenommen worden... Sie und der Kornet seien verlobt, und nächstens werde die Hochzeit sein.

Der Souffleur.

Erst in drei Jahren, sagte der Oberst. Der Kornet soll zuvor reisen und sich in der Welt umsehen; und Herminie (meinte die gnädige Frau) auch zuerst die schwedische Landwirthschaft lernen — und dazu hat sie wohl drei Jahre nöthig.

Madame M.

Ich meine, es hat Jemand hier in der Nähe gesprochen; — wir sind doch allein?

Madame D.

Keine Christenseele kann uns hören.

Madame M.

Nun dann will ich meiner lieben gnädigen Frau eine schreckliche Geschichte erzählen.... aber sehen Sie... Ich will nicht, daß es heißen soll, ich habe es hier gesagt...

Madame D.

Keine Christenseele soll es erfahren.

(Der Souffleur zischt.)

Madame M.

Nun gut, die Sache verhält sich so. Die jetzige Baronin K. war Anfangs im Auslande mit einem schwedischen Edelmanne verheirathet, der Etwas auf Stern.... hieß, und bekam von ihm eine Tochter.... eben die hübsche Herminie, um welche sich weder Vater noch Mutter viel bekümmerten — denn sehen Sie, sie hätten gerne einen Sohn gehabt, und das Mädchen soll böse Tage zu Hause verlebt haben. Nun.... inzwischen kommt der Baron K. auch ins Ausland.... nach Taljen.... oder wie das Land heißt, er sieht die schöne Frau, Herminias Mutter.... verliebt sich ganz rasend in sie, und sie verliebt sich sterblich in ihn. Ihr Mann kommt dahinter.... es gibt einen schrecklichen Spectakel im Hause, und zwischen den beiden Herrn kommt es zu einer Schlägerei.

Der Souffleur.

Einem Duell!

Madame M.

Das Ende vom Lied war, daß Baron K. aus dem Lande mußte. Jetzt kam er nach Schweden zurück und führte da eine Zeitlang ein gottloses Leben, spielte und praßte, so daß seine Vermögensumstände ganz in Unordnung geriethen. Da erfährt er eines Tags, der Mann der schönen Frau sei dort im Auslande gestorben — er

reist schnell ab, und denkt, eine schöne Frau zu bekommen und mit der schönen Frau Geld, um seine Schulden zu bezahlen. Er hält um die Wittwe an — sie sagt ja, verheirathet sich in aller Stille mit ihm, denkt, ihr alter Vater werde es ihr nachher schon verzeihen — dieser aber (ein reicher und vornehmer Patron) wird ganz wüthend und enterbt sie. Jetzt hatten die Neuvermählten keinen Pfenning mehr, um im Auslande zu leben. Nun, da kommen sie hübsch hieher — und in demselben Augenblick macht ein Handelshaus, bei welchem Baron K. den ganzen Rest seines Vermögens gehabt haben soll, bankerott — die Gläubiger fielen von allen Seiten über ihn her — er mußte sich ordentlich vor ihnen verstecken, und deßhalb wohnte er in dem kleinen Waldhause dort und wollte weder Hund noch Katze sehen — wenn zufällig Leute hinkamen, so war er so böse, wie ein wüthender Stier und zornig auf seine Frau, weil er glaubte, diese habe sie hergelockt. Ja, es soll ein unglückseliges, elendes Leben dort gewesen sein....

Madame D.

Aber wie kam der junge H. hin?

Madame M.

Ja, das weiß Gott! .... Ich habe es nie recht herausbringen können.... aber ins Haus kam er — und die beiden jungen Leutchen verliebten sich in einander. Fast zur selbigen Zeit kommt auch der schöne und reiche Fideicommissarius G. hin und verliebt sich ebenfalls in die kleine Herminia.

Madame D.

Das ist ganz unbegreiflich! Das Mädchen ist ja gar nicht schön... keine fraicheur, kein Colorit...

Madame M.

Ach ja, was ist sie denn gegen die allerliebsten Fräuleins D.? — Ein Radischen neben Rüben.

Madame D. (beleidigt).

Sie wollten vermuthlich sagen Rosen?

Der Souffleur.

Gichtrosen.

Madame M.

Ja, ja, so meine ichs .... das versteht sich. Wo bin ich stehen geblieben? Richtig, ich habs. Das Ding ist gut..... Der junge H. verreiste inzwischen und blieb den ganzen Sommer aus, und der Fideicommissarius kam alle Tage zu Ks. und nistete sich bei ihnen ein. Eines Tags hält er um sie an — und was glauben Sie wohl? Herminia will ihn nicht, und sagt geradezu nein. Aber da soll es einen Lärm im Hause gegeben haben.

Madame D.

Das Mädchen ist mir immer wie eine Romanennärrin vorgekommen.

Madame M.

Auf den Herbst setzen dem Baron K. alle seine Gläubiger zu und wollen Geld haben, oder ihn ins Gefängniß stecken. Sehen Sie, liebe gnädige Frau, die Sache ist die: Er soll sich den Sommer über heimlich in Stockholm aufgehalten, gespielt und gewonnen, und damit theils seine Haushaltung bestritten, theils die Gläubiger hinausgezogen haben. Aber auf einmal wandte sich das Blättchen, und er kam in ein schreckliches Gedränge. Da schwur er einen theuren Eid und sagte zu dem Fideicommissarius G.: „Bezahlen Sie sogleich zehn tausend Thaler für mich -- und Sie bekommen Herminia zur Frau.“ Er antwortete: „Sobald sie meine Frau ist, bezahle ich die Summe augenblicklich.“ Der Baron wollte nun Herminia zuerst einschrecken, daß sie Ja sagen sollte. Aber es half Nichts. Da warf er sich ihr zu Füßen und bat; die Baronin that dasselbe — und das Mädchen weinte und sagte blos: „Gebt mir noch drei Tage Zeit.“ Die Eltern wollten nicht, mußten aber nachgeben, und in dieser Zeit schrieb sie an den Kornet H., er möchte über Hals und Kopf nach Hause kommen....

Der Souffleur.

Nicht ganz wortgetreu.

Madame M.

Er solle das Geld bezahlen, dann bekomme er sie zur Frau.

Der Souffleur.

So schrieb sie nicht.

Madame D.

Ein intrigantes Stück!

Madame M.

Ja, freilich! Nun... der Kornet kommt heim, ganz außer sich, will von seinem Vater Geld haben, der aber... sagt nein...

Madame D.

Ja, ja, der Alte soll ein Knicker sein. Nun, das Uebrige weiß ich. Es kam zu einem Wortwechsel zwischen Vater und Sohn. Die Oberstin kam dazu;... sie sagten einander Sottisen...

Der Souffleur.

Falsch!

Madame M.

Ja, das gab ein schönes Familienkrakeel. Der Kornet ritt ganz desperat fort .... kam an das Plätzchen im Walde, fand Ks. verreist, wurde wie wüthend, ritt den ganzen Tag herum und traf endlich einen Bekannten, den er herausforderte.

Der Souffleur.

Falsch!

Madame D.

Ja .... und wurde in der Nacht als todt zu seinen Eltern heimgetragen. — Aber wohin hatten Ks. sich begeben?

Madame M.

Die Sache verhält sich so. Es kamen Leute, die den Baron K. absolut festnehmen wollten. Da bestürmten er und die Baronin Herminia dergestalt mit Bitten

— daß sie in ihrer Herzensangst zu Allem Ja sagt. Der Fideicommissarius redet mit den Gläubigern und versprach, sie in ein paar Tagen zu bezahlen. Und so führte er Herminia nach Stockholm, um sich dort am nächsten Sonntag einfürallemal mit ihr ausrufen und dann sogleich trauen zu lassen; die Sache sollte ganz im Stillen und in der größten Eile vor sich gehen, denn Alle, besonders der Fideicommissarius, hatten Angst vor dem jungen H.

Madame D.

Aber wie kam es, daß Nichts aus der Hochzeit geworden ist?

Madame M.

Ja, weil Herminia krank und beinahe halb verrückt wurde, wie die Clamentina da im Grandson — (ein Roman, wie die gnädige Frau wissen werden) und sie war auf dem Sprung, ihrem Leben ein Ende zu machen.

Der Souffleur.

Falsch!

Madame D.

Wie gottlos!

Madame M.

Da wurde ihre Mutter ängstlich, und schickte einen Boten zu dem Obersten H., mit dem sie früher gut bekannt gewesen sein soll....

Der Souffleur.

Falsch! Falsch! Falsch!

Da der Souffleur unter den drei Redenden diejenige Person zu sein scheint, die den Gang des Stückes am Besten kennt (vermuthlich weil er das Manuscript in der Hand hat), so mag er jetzt allein auf die Bühne vortreten und die Sache auseinandersetzen, die seinem Geschrei zufolge die Andern falsch erzählen.

Der Souffleur.

Meine gnädigen Herrschaften, die Sache ist die: Herminias Seelenleiden, unter welchem sie lange kämpfte, hatte wirklich in den entscheidenden Tagen eine Art stillen Wahnsinn bei ihr zur Folge, so daß Jedermann erschrack, wer in ihre Nähe kam. Genserich G., der in Stockholm erfuhr, wie verzweifelt Ks. Angelegenheiten standen und Herminias Widerwillen wußte, zog sich aus dem Spiele und verschwand auf einmal, ohne daß man wußte, wohin. Baron K. sah bald ein, daß Nichts mehr ihn vom Untergang zu retten vermochte, und beschloß daher, zu fliehen — seine Gattin versprach, ihn zu begleiten. In dieser Zeit der Hoffnungslosigkeit ging den beiden unglücklichen Gatten ein neuer Stern auf. — Sie näherten sich einander — sie weinten zusammen — über das Verflossene wurde der Schleier der Vergessenheit gesenkt — sie gelobten, einander auf der mühsamen Wanderung zu stützen — die frühere Liebe erwachte und ließ sie ahnen, daß sie, wenn sie ihr Feuer bewahrten, auch in der Tiefe des Elends noch einige Glückseligkeit würden besitzen können. Der Baronin Herz, dessen Eis das Leiden gebrochen zu haben schien, blutete für Herminia und entsetzte sich vor ihrem Schicksal, wenn sie mit ihren unglücklichen Eltern eine Beute der Noth und des Elends in der Welt umherirren müßte. Eines Abends saß sie da und betrachtete das schöne, blasse, von Gram und Gemüthsleiden verzehrte Mädchen, das jetzt in einem süßen Schlummer lag; es zerriß ihr das Herz, und ihren Stolz unterdrückend, ergriff sie die Feder und schrieb folgende Zeilen an die Oberstin H.:

„Eine verzweifelte Mutter ruft die Barmherzigkeit einer Mutter an. Morgen werde ich Stockholm verlassen, um aus Schweden zu fliehen. Meine Tochter kann

und will ich nicht mitnehmen. Ich will sie nicht ein Raub des Elends werden sehen — denn Elend ist das Schicksal, dem ich entgegengehe. Ihr achtungswürdiger Charakter, die Güte, die ich selbst in Ihrem Gesichte leuchten sah, gibt mir den Muth, mich mit der Bitte an Sie zuwenden .... (o hörten Sie dieselbe doch von meinen zitternden Lippen ausgesprochen — sähen Sie in meiner Brust das zerrissene, das zerfleischte und reuevolle Mutterherz — Sie würden mein Flehen gewähren) nehmen Sie — nehmen Sie mein Kind in Ihr Haus, in Ihre Familie auf! Aus Barmherzigkeit nehmen Sie es auf! Nehmen Sie meine Herminia in Ihren Schutz — nehmen Sie sie als Kammerjungfer für Ihre Töchter — dazu wenigstens möchte die Enkelin des Marchese Azavellos für tüchtig angesehen werden können. Jetzt ist sie schwach und krank — schwach an Körper und Gemüth, jetzt taugt sie nicht zu Vielem... aber haben Sie Geduld mit ihr.... ach, ich fühle es, ich werde bitter, und — ich sollte demüthig sein! Verzeihen Sie mir! und wenn Sie mich von Verzweiflung retten wollen — so eilen Sie — eilen Sie als ein Engel des Trostes hieher und schließen Sie mein beklagenswerthes Kind in schützende Arme. Dann werde ich Sie segnen und für Sie beten! O möchten Sie nie einen Augenblick haben, so bitter, wie dieser!

Eugenie A."

Diesen Brief erhielt die Oberstin einige Tage nach dem Unglücksfalle ihres Sohnes. Sie zeigte ihn ihrem Manne. Die beiden Gatten reisten sogleich nach Stockholm und kamen mit Herminia zurück, der sie von Stund an elterliche Zärtlichkeit bewiesen, und die in dem Element des Friedens und der Liebe, das sie hier umschloß, bald eben so schön, als selig aufblühte.

(Der Souffleur geht ab, um Beate Alltäglich Platz zu machen, die Etwas schwatzlustig aussieht.)

Wenige Personen auf dem Theater des Lebens lieben die stummen Rollen. Jedermann möchte gerne, wenn die Reihe an ihn kommt, vortreten und Etwas sagen, sollte es auch weiter Nichts sein, als: „ich heiße Peter," oder „ich heiße Paul," „seht mich an!" oder „hört mich an!" Und da ich, Beate Alltäglich, mir nicht das Unrecht anthun will, bescheidener zu erscheinen, als ich in der That bin, so trete ich wieder vor, und sage: „Hört mich an!"

Baron K. verschwand plötzlich mit seiner Frau aus Schweden. Sie nahmen ihren Weg nach Italien, wo die Baronin noch einen Versuch machen wollte, ihren Vater zu versöhnen. Sie machten sich darauf gefaßt, auf dieser Reise mit allen Drangsalen kämpfen zu müssen, welche Mangel und Armuth mit sich führen können; aber die Sache gestaltete sich anders. An mehreren Orten unterwegs wurde ihnen eine ganz unbegreifliche Zuvorkommenheit von ganz unbekannten Personen zu Theil. In mehreren Städten lagen Summen für sie bereit — ein guter Engel schien sie zu begleiten und über ihnen zu wachen. Die Baronin schrieb dieß ihrer Tochter.

„Das Alles ist meines Mannes Werk," sagte eines Tags die gnädige Frau mit einem strahlenden Ausdruck von Stolz, Zärtlichkeit und Freude zu mir. K. war in ihrer Jugend sein Feind, und hat ihn auf verschiedene Art beleidigt. Obgleich sie seit dieser Zeit in keine Berührung mehr mit einander kamen, so weiß ich doch, daß mein Mann es nicht vergessen hat — denn vergessen kann er nicht — aber das ist seine Rache.... er ist ein edler Mensch — Gott segne ihn!"

Ich sagte Amen!

Letzter Aufzug.

Im August 1830.

Die Pfarrwitiwe Bobina Bult saß in ihrem Reisewagen, Zügel und Peitsche in ihren festen Händen haltend. Rings um sie her waren ins Heu eine Menge Victualien in Säckchen und Bütten eingepackt — mitten unter diesen ihre gute Freundin, Beate Alltäglich.

Der Augustabend war mild und schön, der Wagen gut, das Pferd munter und dennoch sah es schlimm aus um Frau Bobinas Weiterfahrt — denn vor uns zog mit leerem Wagen ein junger Bauernbursche, der sich in den Kopf gesetzt zu haben schien, ihre Geduld zu prüfen, indem er nur im Schritte fuhr und uns nicht vorbeiließ, denn wandten wir uns rechts, er auch, und suchten wir links vorüberzukommen, so vertrat er uns wieder den Weg. Dabei sang er aus vollem Halse die anstößigsten Lieder, sah sich oft nach uns um und lachte höhnisch. Ich sah zur Frau Pfarrerin Bobina Bult auf, denn ich selbst bin leider ein kleines Frauenzimmer, sie aber ist hochgewachsen, schlank und stattlich wie ein Mastbaum und ich merkte, wie ihre Unterlippe auf eine Art hervorschoß, von der ich wußte, daß sie Zorn bedeutete, ich sah ihr Kinn und ihre Nasenspitze sich hochroth färben und die kleinen grauen Augen Pfeile des Unwillens abschnellen. Mehreremale hatten wir den Burschen mit guten und bösen Worten ermahnt, den Weg frei zu lassen — aber vergebens. Frau Bobina biß sich in die Lippen, gab mir, ohne ein Wort zu sagen, die Zügel zu halten, sprang aus dem Wagen, that einige tüchtige Schritte und stand eins, zwei, drei an der Seite unsers Plagegeistes, faßte ihn mit kräftiger Hand am Kragen, zog ihn, bevor er an einen Widerstand denken konnte, vom Wagen herab auf den Boden und versetzte ihm mit dem gewichtigen Stiele ihrer Peitsche mehrere Schläge auf

den Rücken, indem sie ihn fragte, ob er um Verzeihung bitten und sich bessern oder noch ferner die Kraft ihres Armes erproben wolle. Vermuthlich war er bereits zur Genüge von dessen ungewöhnlicher Stärke überzeugt, denn er wurde jetzt plötzlich demüthig und zerknirscht und versprach Alles, was man wollte. Frau Bobina ließ ihn jetzt aufstehen und hielt ihm eine kurze, aber kräftige Bußpredigt, deren Schluß so schön war, daß sie mich, sie selbst und auch den Bauernburschen rührte, der sich mit seinem Hutschirm die Thränen aus den Augen trocknete. „Ich kenne dich," fügte sie endlich hinzu, „du bist aus dem Kirchspiel Amine; dein Vater ist lange krank gewesen, du kannstam morgenden Sonntag zu mir nach Löfby kommen und Etwas für ihn holen."

Wir fuhren jetzt ungehindert weiter, hatten aber gleichwohl noch dann und wann eine Aufhaltung unterwegs. An einer Stelle halfen wir einem alten Weibe, das mit ihrer Fuhre umgeworfen hatte; an einer andern stieg die Frau Pfarrerin aus, um mit vieler Mühe ein großes Schwein los zu machen, das sich an einer Hecke verwickelt hatte und dessen unharmonisches Jammergeschrei ins Innerste des Herzens drang.

Beim Untergang der Sonne sahen wir ihre Strahlen Löfby begrüßen, schmale Rauchsäulen wirbelten korkzieherartig aus den Schornsteinen der Hütten empor, breiteten sich in der klaren Abendluft aus und vereinigten sich in ein leichtes durchsichtiges Wölkchen, das wie eine rosenfarbene Flordecke über dem Dorfe schwebte, welches mit seinen zierlichen Häusern, seinen grünen Gärten und seinem murmelnden klaren Flusse einen reizenden Anblick gewährte, während wir langsam einen langen abschüssigen Hügel hinabfuhren, der sich bald in zwei Arme theilte, wovon der eine nach unserm etwa fünfzig Schritte vom Dorfe gelegenen Hause führte. Die Kühe kamen in langen Zügen mit klingenden Schellen und friedlichem Brüllen von den Waideplätzen heim, um sich melken zu

lassen. Das Kuhhorn ertönte. Die Bauernmädchen sangen mit klaren, gellen Stimmen und mit diesen Tönen vereinigte sich das Bim bam der Kirchenglocken, die am Samstag Abend der Woche gute Nacht zusangen und den Tag der Ruhe verkündeten. Frau Bobina Bults Gesicht wurde heiter und feierlich. Jedermann grüßte sie freundlich und ehrfurchtsvoll und freundlich dankte sie Allen. Als wir an unserer kleinen Schule anlangten, brach der Kinderschwarm unter überlautem Freudengeschrei aus dem Hause und umarmte sie voll Zärtlichkeit mit maaßlosem Entzücken. Liebkosungen und Pfefferkuchen wurden an alle ausgetheilt.

Mancherlei Geschäfte nahmen jetzt Frau Bobinas Zeit in Anspruch. Die eine Magd hatte ein Gewebe herabgenommen, die andere ein neues aufgesetzt; diese mußte die Pfarrerin besehen.

Ein Knecht hatte sich in den Fuß gehauen, den sollte die Frau Pfarrerin verbinden; ein kleiner kranker Knabe in der Nachbarschaft hatte keine Ruhe (so erzählte seine Mutter) bis er die Frau Pfarrerin gesehen hätte. Zwei sonst sehr vertraute Gatten hatten sich überworfen und geschlagen — zwischen ihnen sollte die Frau Pfarrerin richten u. s. w. u. s. w.

Zuerst sprach Frau Bobina mit allen ihren Schulkindern, betete mit ihnen allen, weinte mit einem Kleinen, das sich den Tag über ein bedeutendes Versehen hatte zu Schulden kommen lassen und es jetzt tief bereute, ermahnte ein zweites, lobte ein drittes, küßte und segnete sie Alle und ging sodann an ihre Geschäfte außer dem Hause. Als die Glocke elf schlug, hatte sie die Wunde verbunden, die beiden Eheleute zuerst tüchtig ausgescholten und dann versöhnt, den kleinen Knaben getröstet u. s. w. Als sie nach Hause kam, besah sie die Gewebe, gab ihre Anordnungen über die Haushaltungsgeschäfte des morgenden Tages, aß schnell zwei Kartoffeln mit etwas Salz und ging sodann ans andre Ende

des Dorfes, um einer auf sie wartenden kranken und unglücklichen Mutter die freudige Nachricht zu bringen, daß ihr Kind vom Wege des Lasters zurückgekehrt sei. Ich saß inzwischen auf meinem Zimmer. Vier kleine Mädchen mit rosenrothen Wangen lagen um mich herum und schliefen ruhig auf den schneeweißen Laken.

Die ruhige, schöne Augustnacht, die so warm war, daß ich mein Fenster offen haben konnte, die Schweigsamkeit und Ruhe um mich her, der leichte Athemzug der schlafenden Kinder hatte etwas Liebliches und Friedengebendes, was jene stillen, wehmüthigen Gefühle in mir erweckte, welche Ruhe über die Gegenwart verbreiten und uns oft mit den Erinnerungen entflohener Jahre anfächeln. Der Mond, dieser Freund meiner Kindheits- und Jugendtage, stieg auf und blickte freundlich und bleich über die Birkenhaine in mein Zimmer herein. Sein Licht schlich sich kosend über die geschlossenen Augenlieder der Kinder und schien sodann still auf ein Antlitz, das die Tage des Lebens erbleichen gemacht hatten — auf eine Brust, deren Gefühle die Jahre nicht zu beschwichtigen vermocht. O wie wunderbar schwebten auf den freundlichen Strahlen alle die so theuern, traurigen und fröhlichen Erinnerungen meines vergangenen Lebens einher — wie klar stiegen sie nicht aus der Nacht hervor und drängten sich so lebendig und warm um mein Herz! Alle die Personen, mit denen ich in Berührung gekommen und die mir theuer geworden waren oder eine Bedeutung für mich gewonnen hatten, schienen sich aufs Neue um mich sammeln und ihren Einfluß durch Worte und Blicke üben zu wollen. Die Familie H., von der ich schon beinahe ein Jahr Abschied genommen, kam mir in diesem Augenblick so nahe, daß es mir war, als könnte ich mit ihren liebenswürdigen Mitgliedern sprechen, sie fragen, wie Alles in ihrem Hause stehe, ob sie glücklich seien, ob sie auch noch an mich denken? — Ja — ob? Denn ich hatte in langer

Zeit nicht das kleinste Erinnerungszeichen, keine Zeile, kein Wort von ihnen erhalten. Ein kindisch ängstliches Gefühl, vergessen zu sein — eigentlich doch Niemand recht anzugehören — Leuten, die man hochachtet und liebt, doch so wenig, so gar Nichts zu sein, bemächtigte sich auf einen Augenblick meines Herzens. Ich mußte weinen — und saß noch mit dem Tuche vor den Augen da, als die Pfarrerin, die mich vom Hof aus an dem Fenster gesehen hatte, hereintrat. Sie fragte mich ernsthaft, wie Jemand, der Klarheit einer Sache haben will, und ich bekannte ihr demüthig meine Schwachheit. Sie machte mir nachdrückliche Vorwürfe darüber, ermahnte und küßte mich mit mütterlicher Zärtlichkeit und bat mich, sogleich zu Bette zu gehen und ihr zu Liebe eine seit längerer Zeit abnehmende Gesundheit zu schonen.

Sie verließ mich — aber ich gehorchte noch nicht, schlug Feuer, zündete mein Licht an und setzte mich nieder, um Moral für mich selbst zu schreiben. Während dessen hörte ich zwölf und halb ein Uhr schlagen. Da entstand auf einmal ein Geräusch im Hause und bald darauf lief Jemand die Treppe herauf, die zu meinem Zimmer führte. Meine Thüre ging leise auf — und die Frau Pfarrerin Bobina Bult in Nachthaube und Pantoffeln mit ihrer Bettdecke über den Schultern stand mit freudefunkelnden Augen da — und einem dicken Brief in der Hand — den sie mir überreichte. „Von H's, von H's," flüsterte sie. Ich hatte nicht im Sinn, länger auf den Stadtboten zu warten, aber als ich mich eben niederlegen wollte, hörte ich ihn kommen. Ich hatte eine Ahnung! Gute Nacht, gute Nacht! Gott schenke dir Freude!" Und fort war Bobina Bult.

Und Freude ward mir zu Theil. Juliens Brief lautete, wie folgt:

Den 13. Aug. 1830.

Eine kleine Pfarrerin ist es, die an dich schreibt.

Seit Monaten bin ich nicht mehr Julie H., sondern Julie L. Ich hatte den Muth nicht, früher zu schreiben. Es war mir eine Zeit her wirr im Kopfe und ängstlich ums Herz. Die Gründe: Erstens die schreckliche Ehrfurcht, die ich vor meinem lieben Manne hegte — ja — ich wußte wirklich eine Zeit lang nicht, wie ich mit meiner Bewunderung für Professor L. dem Gefühle meiner Unterlegenheit und meiner köstlichen Eigenliebe, die um keine Welt Julie H. bei mir — wie soll ich doch sagen? — im Preise sinken lassen wollte, zurecht kommen solle. Und dann — diese gottgesegnete Landwirthschaft! Kühe und Schaafe, Eier, Butter und Milch u. s. w. und eine Sündfluth von Kleinigkeiten — und dann die Mutter, die so unruhig war und mir helfen wollte, aber... nun — allmählig kam doch Alles so wunderbar in Ordnung. Der kleine Gott mit dem Pfeil und Bogen half mir. Mein guter L. ließ es sich, glaube ich, noch mehr angelegen sein, mir zu gefallen, als ich ihm. Ja, er war und ist, Gott sei Dank, wirklich in mich verliebt. Seitdem ich das gesehen habe, hatte es keine Noth mehr — ich faßte Muth. Kühe, Kälber und Hühner gediehen, unter den großen Kessel der Haushaltung kam frisches Feuer — und gottlob, auch die Mutter wurde ruhig. Und mein Mann — nun, das versteht sich, er war zufrieden — und ich war zufrieden mit ihm.

Beate, weißt du, was ich Morgens und Abends, ja stündlich aus dem Innersten meines ganzen Herzens bete? „O Gott, mache mich der Liebe meines Mannes würdig, verleihe mir die Fähigkeit, ihn glücklich zu machen!“ Und ich habe wirklich viele Fähigkeit dazu — denn er ist (so sagt er wenigstens und so scheint es) sehr glücklich. Wenn du wüßtest, wie gesund er aussieht, wie vergnügt! Siehst du, das kommt daher, daß ich ihn in Ordnung halte, daß er nicht mehr so übel mit sich umgehen darf, wie früher und auch nicht mehr die Nächte hindurch aufbleibt — das hat er sich abgewöhnt. Und

dennoch denkt und schreibt er jetzt (er gesteht es selbst) freier und kraftvoller, als je. Ich nehme mich aber auch sehr in Acht, ihn nicht zu stören oder zu belästigen, wenn er auf seinem Arbeitszimmer ist, schreibt und liest. O!... Wenn ich ihn einen Augenblick gerne sehen will, (er ist doch schön, Beate!) so schleiche ich mich leise hinein, spiele ihm einen kleinen Streich, lege eine Blume auf sein Buch oder küsse seine Stirne, oder thue sonst Etwas der Art; dann gehe ich ganz still wieder hinaus und wenn ich mich umwende, um die Thüre zuzumachen, bekomme ich jedesmal einen Schimmer seines Auges zu sehen, das mir gleichsam verstohlen folgt.

Im Uebrigen arbeite ich darauf los, mich zu einer wahrhaft achtungswürdigen Pastorin heranzubilden. Ich will, daß man L's Frau ein Muster der Hausfrauen in der Gemeinde nennen soll. Glaube nicht, daß ich bei All dem meinen kleinen äußeren Menschen vergesse oder vernachläßige; o nein! Ich frage recht oft den Spiegel um Rath, aber weißt du, welchen Spiegel ich am Liebsten frage? den, den ich in L's Augen sehe, es ist so angenehm, sich im Schönen zu sehen.

O Beate! wie veredelnd wirkt doch die Verbindung mit einem Manne, den man hochachtet und schätzt, zumal, wenn er dabei so gut ist! Als Arvids Frau, welches Nichts wäre ich da geworden, welches Nichtleben hätte ich da geführt? Jetzt fühle ich mit inniger Freude, daß ich mit jedem Tage höher in meiner eigenen und in meines Mannes Achtung steige. Es ist ein glückseliges Gefühl, zu steigen.

Weißt du auch, daß Arvid verheirathet ist — schon seit mehr als drei Monaten? Seine Frau, Eleonore D., sieht etwas gar zu nüchtern und er sieht, könnte man fast sagen, fast zur Noth munter aus. Ich fürchte, seine gute Ruhe ist ein wenig gestört. Armer Arvid! Inzwischen gibt das junge Paar glänzende Feste und Ge=

lage. Der alte P. fährt (sicherlich mit Absicht) fast alle Tage mit seinen Schwanen hier vorbei, seine Schwiegertochter sitzt bei ihm in dem schönen Landauer und er fährt ganz langsam, als glaubte er das Leichenbegängniß meines Glückes zu begehen; — aber ich füttere mit frohem, sorgenfreiem Herzen meine Enten, nicke Eleonoren freundlich zu und danke dem ewig Gütigen für mein Loos.

Es ist Samstag Abend. Ich erwarte meinen Mann zu Hause. In der Laube vor meinem Fenster habe ich unsern kleinen Abendtisch gedeckt; Spargeln aus unserm Garten, schöne Himbeeren und Milch, L's Leibspeisen, bilden das Mahl. Die engelgleiche Herminia Linnäa schmückt eben jetzt den Tisch mit Blumen. Wie schön sie ist, wie gut, wie unbeschreiblich liebenswürdig, glaubt gar Niemand. Sie hat uns Andere bei unsern Eltern beinahe ausgestochen — und man verzeiht es ihr doch so gerne. Ach, Bruder Karl, du hast eine schöne Perle gefunden; er scheidet jetzt bald von den Küsten des Mittelmeeres, um in seinem geliebten Norden seine Lebensperle wieder zu finden und sie in die Muschel des Ehestandes zu schließen. Hu! Wie kam ich doch zu dem engen Bilde? Doch es mag stehen bleiben. Wenn nur die Sonne der Liebe in die Perlenmutter-Behausung hereinstrahlt, so wird sie auf dem Strome des Lebens als eine kleine Insel der Glückseligkeit einherschaukeln. Karl schreibt so heitere und interessante Briefe nach Hause. Seine Seele ist wie ein Museum, unter dessen Kleinodien Herminie leben wird. Dann ist sie wahrhaftig wie eine Perle in Gold. Du weißt doch, welche Ueberraschung meinem Bruder noch vor seiner Abreise zu Theil geworden ist? An einem schönen Abend schlief er als Kornet ein und erwachte als Lieutenant. War das nicht charmant?

Morgen kommen meine geliebten Eltern und Ge-

schwister zum Mittagessen zu mir. Das wird ein Freudentag.

Ich habe dir gesagt, wie glücklich ich bin und dennoch hege ich noch einen und zwar einen recht lebhaften Wunsch, dessen Gewährung das Maß meines Glücks voll machen würde. Meine liebe Freundin, hier in unserm Hause ist ein kleines Zimmer, schön und gemüthlich, mit grünen Tapeten und weißen Gardinen (gerade, wie du es liebst) mit der Aussicht auf Wiesen, wo fette Kühe gemächlich weiden und mir dann die schönste Milch geben. Im Zimmer ist ein Bücherschrank, ein ... doch das Beschreiben ist so langweilig — komm und sieh es und wenn es dir gefällt und du glaubst, daß du dich mit den Wirthen zurecht finden kannst — so — nenne es das deinige.. Meine liebe Freundin, komm zu uns — komm.... jetzt höre ich L. von Weitem kommen. Er tritt in mein Zimmer herein. Ich will mich stellen, als ob ich ihn weder sähe, noch hörte. Man muß die Männer nicht verderben und sie nicht glauben machen, man lausche auf ihre Schritte. Ja... huste nur... nimm mich nur in den Arm... ich werde mich nicht rühren, werde die Feder nicht fallen lassen. Man muß nicht immer nachgeben, nicht verziehen darf man...

(L. schreibt.)

seine Frau; und deßhalb muß Julie mir die Feder überlassen und auf meinem Schooße sitzend mich schreiben sehen, was sie im Innersten grämen wird:

„Liebe Freundin Beate, komm zu uns! Wir erwarten dich mit offenen Armen. In unserm Hause mußt du dich wohl befinden. Komm und sieh, wie ich Julie in der Zucht halte. Um dir sogleich einen Beweis davon zu geben, soll sie bei allem ihrem Eifer heute kein Wort mehr schreiben.

Ich will schrei ....

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Den 14. Aug.

Ich weine, ich lache, ich bin außer mir und doch muß ich schreiben. Weißt du, wer hier ist? Wer so eben ankam? Rathe, rathe! Ach, ich habe keine Zeit, dich rathen zu lassen. Emilie ist hier, meine Schwester Emilie, die gute, die fröhliche, die schöne, die glückliche Emilie. Und Algernon ist hier und der kleine Algernon! Der prächtigste kleine Junge, den man sehen kann. Die Mutter tanzt mit ihm, der Vater tanzt mit ihm, Emilie tanzt, Algernon tanzt, L. tanzt .... wartet, wartet, ich komme und singe und kann kein Wort mehr schreiben, so wahr mein Name ist

Julie.

N. S. Beate, komm doch wieder zu uns!

So bittet

Die Familie H.

Liebenswürdige und glückliche Familie, ich danke dir — aber Beate wird nicht kommen! Morgen werde ich diese Antwort schreiben. Unschuldige Kinder, die ihr um mich her schlummert, ich werde bei euch bleiben, so lange ich euch nützlich sein kann. Freude, der man entsagt hat, schenkt oft eine Befriedigung höherer Art — schenkt Frieden. O möchte ich nur ihn empfinden — während die stille Welle jedes Tags einförmig, aber ruhig sich dahin wälzt und mich dem stillen Strande näher führt — dann soll der Tag gesegnet sein.

Nächtliche Nebel steigen aus den Wiesen empor, verkünden den Morgen und mahnen mich zur Ruhe. Um meines Lebens Hügel steigt auch ein kühler Nebel — wenn er näher kommt, werde ich noch einmal schreiben und Abschied nehmen von der Familie H.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bremer, Fredrika,

Die Familie H Skizze aus dem Alltagsleben

Stuttgart 1843

L.eleg.g. 16 t-4,5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10573042-4